

ALLES AUSSER PLANBAR • BAND 12

Die Unendlichkeits-Frage



KNUT WELZEL

ALLES AUSSER PLANBAR

Band 12

Die Unendlichkeits-Frage

Knut Welzel

Für Oliver – meinen Bruder, theoretischer Physiker,
richtiger Autor, Nerd und Fantasy-Fan. Die
Unendlichkeits-Frage ist deine: Du berechnest sie, du
beschreibst sie – und in irgendeinem Universum hast du sie
längst beantwortet.

*Bei der Erstellung dieses Buches wurde KI unterstützend
eingesetzt.*

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	v
1 Glas	1
2 Deckel zu	9
3 Treuhänder	17
4 Belege	25
5 Ultraschall	33
6 Gegenliste	41
7 Fotos	49
8 Ben zahlt	55
9 Ethik zu	61
10 Vergebung	69
11 Hartmann!	75
12 Oberärztin	83
13 Das Haus mit Fenster	91
14 Scham	99
15 Vater müde	105

16 Hinterzimmer	113
17 Ringe	121
18 Ja, als Faksimile	129
19 Ponton-Tanz	135
20 Heiße Ecke Nr. 6	141
21 Alltag, verheiratet	147
22 Taschentuch	155
23 Elbe	161
24 Erbe	167
25 Ankommen im Haus	175
26 Sofias Prüfung	181
27 Bestanden	187
28 Mia forscht	193
29 Der volle Bierdeckel	199
30 Susi bleibt	207
31 Der offene Rest	213
32 Was man nicht allein herausfindet	219
33 Der Boston-Brief	225

34 Abschied am Ponton	231
35 Alltag 2032	237
36 Unendlichkeit	243
37 Epilog	249
Zwölf Bände – was bleibt	257
Leseprobe: MIA HARTMANN Band 1	275
Register und Dank	285

Vorwort

Unendlichkeit ist die einzige Frage, die größer wird, je näher man ihr kommt.

In der Physik stellt man die Frage und rechnet. Im Leben stellt man sie und lebt – und am Ende sind es die unbeantworteten Fragen, die einen weiterbringen. Lissabon war so eine Frage. Zwölf Bände lang.

Mit Band zwölf von zwölf endet das Experiment. Ehrliche Bilanz: Es hat unterhalten – zumindest Janet und mich. Unverändert gilt: Kein literarisches Meisterwerk, nur Unterhaltung. KI hat Bekanntes neu kombiniert; die Menschen dahinter haben dafür gesorgt, dass es nicht langweilig wurde.

Dreh- und Angelpunkt diesmal: die volle Wahrheit über Lissabon. Felix öffnet den Ordner, den er zwölf Bände lang nicht öffnen durfte – und lernt, dass manche Antworten neue Fragen sind.

Liebe zu pflegen heißt am Ende: loszulassen – und zuzusehen, wie die nächste Generation ihre eigenen Fragen stellt.

Wenn du weiterlesen willst: Mia Hartmann ermittelt weiter. Das Lissabon-Protokoll wartet schon.

Knut

Kapitel 1

Glas

Zwischenstand: Dienstag, 17:12 Uhr, WG Altona, Küche.

Hypothese: Ein normaler Nachmittag lässt sich durch Suppe und Hausaufgaben stabilisieren. **Methode:** Mia rechnet am Laptop, Sofia blättert schweigend, ich rühre um. **Ergebnis:** Hypothese widerlegt, 17:14 Uhr.

Mia sitzt an meinem alten Laptop, weil ihrer lädt, und klickt sich durch meine Kennenlern-Liste, die ich seit Jahren pflege wie ein Herbarium. Sie sucht nichts Bestimmtes, das ist ihre Art von Forschung. Ihr Notizbuch liegt daneben, offen, Stift hinterm Ohr.

Die Suppe ist meine Linsensuppe nach dem Rezept meiner Mutter, Zettel mit Bleistift, Ecke umgeknickt. Ich rühre linksherum, weil Mia einmal behauptet hat, so werde sie sämiger, und seitdem ist das bei uns Küchenregel, unwidersprochen. In Mias Druckbuchstaben steht der Satz „Beobachten ist Forschen“, den sie von Amir übernommen hat. Die S-Bahn zieht über den Hof, im Takt, den man in Altona kaum noch hört, weil er dazugehört. Sofia sitzt am Fenster, ein Buch aufgeschlagen, das sie nicht liest, und blättert alle zwei Minuten eine Seite weiter, sehr regelmäßig, wie man atmet, wenn man nicht auffallen will.

„Papa, deine Kennenlern-Liste hat einen versteckten Ordner“, sagt sie, ohne aufzusehen.

Ich rühre weiter. „Welchen Ordner“, frage ich.

„Diesen hier.“ Sie dreht den Bildschirm zu mir. Auf dem Display steht in grauen Buchstaben: „LISSABON/2026 – NICHT ÖFFNEN.“ Darunter ein Schloss-Symbol, das ich nie gesetzt habe.

Ich lege den Löffel ab, weil meine Hand etwas Festes braucht, und trete einen Schritt näher. Der Dateiname steht da, grau auf weiß, mit einem Datum, das ich nicht eingetragen habe. Ich denke an Lissabon, an Leas Jahr dort, an die Fotos auf dem Flur, Roller, zwei Kaffees, Tram-Licht, und an Inês, die ich nie persönlich kennengelernt habe und deren Namen in unserer Wohnung klingt wie ein Zimmer, das man selten betritt. *Nicht öffnen heißt: hier wartet etwas, das größer ist als ein Nachmittag*, denke ich, und sage es nicht, weil Mia zuerst eine Antwort verdient.

Sofia hebt den Kopf. Lea kommt mit zwei Gläsern aus dem Flur, bleibt stehen.

Mia klickt einmal, das Schloss rührt sich nicht, und fragt mit der Klarheit von acht Jahren: „Warum darf ich das nicht sehen?“

Ich erbleiche. Ich spüre es körperlich, Blut verlässt das Gesicht nach unten, Hände werden kalt. Lea lässt eines der Gläser fallen. Es zerspringt auf den Fliesen, Wasser läuft zwischen die Scherben, ein Spritzer trifft meine Socke.

Stille. Nur der Kühlschrank brummt.

„Nicht anfassen“, sagt Lea schnell zu Mia, zu leise, zu scharf, und kniet sich dann hin, um die Scherben einzusammeln. Ihre Hände zittern. „Bitte, Schatz, nicht anfassen, wegen der Splitter.“

Mia zieht die Füße auf den Stuhl. „Ich habe nichts geöffnet“, sagt sie. „Ich habe nur gefunden.“ In ihrer Stimme liegt Stolz und Verletzung zugleich, und das trifft mich mehr als der Ordnername.

Sofia steht auf, holt wortlos den Besen aus der Kammer, kehrt, als hätte sie hier schon immer gewohnt. Sechzehn Jahre alt, verschlossen seit März, und jetzt diese ruhige Bewegung. Sie hält die Kehrschaufel, Lea fegt, ich stehe mit dem Löffel in der Hand wie ein Statist.

Ich beobachte Sofia beim Kehren und denke an meine alten Laborregeln, die ich nie ganz abgelegt habe. Hypothese: Wer fegt, will Ordnung. Methode: Hinsehen, nicht deuten. Ergebnis: Ihre Bewegungen sind exakt, Kante zu Kante, ohne Hast, und darin liegt eine Sorgfalt, die ich aus meinen eigenen Pipettierstunden kenne. Sie fegt nicht, um zu gefallen, sie fegt, um zu halten, was gerade auseinanderfällt. Das rührt mich mehr, als ich zeigen kann, also rühre ich nur einmal zusätzlich in der Suppe, damit meine Hände etwas zu tun haben.

Mia sieht das auch, auf ihre Art. Sie stupst mich an und flüstert: „Papa, Sofia macht das wie bei Punkt neun.“ Ich gebe ihr recht, ohne dass sie den Satz ausspricht. Bleiben, wenn es kompliziert wird. Sofia bleibt, mit Besen, mit

Kehrschaufel, mit sechzehn Jahren und einer Geschichte, die wir erst halb kennen. Ich denke an Inês, die ich nie traf, und frage mich, ob sie auch so gefegt hat, gründlich, still, mitten im Chaos. *Vielleicht vererbt man nicht nur Augenfarbe, sondern auch die Art, Scherben anzufassen*, denke ich, vorsichtig, ohne Aberglauben, nur als Vater, der Muster sucht, wo er Trost braucht.

Lea fängt meinen Blick auf über Sofias gebeugten Rücken hinweg, und für einen Moment stehen wir beide still, Löffel und Besen in der Hand, wie zwei Menschen an einer Weggabelung, die noch nicht beschildert ist. In ihrem Blick liegt keine Anklage, nur Müdigkeit und etwas, das ich als Bitte lese. Ich hebe den Löffel einen Zentimeter, ein kleines Zeichen, das nur sie versteht. Es heißt: Wir schaffen das, in Tranchen, mit Suppe, mit Besen, mit allem, was wir haben.

Amir erscheint in der Tür, sieht die Scherben, das Laptop-Display, mein Gesicht. „Was Felix meint ist“, sagt er ruhig, „erst aufräumen, dann reden. Suppe wartet auch.“ Er nimmt mir den Löffel ab, stellt die Hitze kleiner.

Ich nutze die Pause, hole das Handfeger-Set aus der Kammer, reiche Sofia die Schaufel, Lea den Besen, weil Werkzeug in der Hand das Zittern beruhigt. „Hypothese“, sage ich zu Mia, die alles mitschreibt, „Ordnung hilft, auch wenn sie den Ordner nicht erklärt. Methode: Fegen. Ergebnis: Boden sauber, Kopf halb.“ Mia nickt ernst, notiert „Boden sauber, Kopf halb“, und Sofia lächelt zum ersten Mal, kurz, weil der Satz stimmt. Lea fegt die Ecke zweimal, wie Sofia, und sagt dabei: „Bei uns zu Hause wird doppelt

gefeht, wenn etwas wichtig ist. Hat Susi in der Hafenwirtschaft auch so, Strichliste für Wichtiges.“ Amir rührt die Suppe um, stellt die Hitze kleiner, legt den Löffel quer, und der Duft von Linsen und Lorbeer füllt die Küche, als wollte er den Schreck überdecken, was er nicht kann, aber mildert.

Sofia fegt die letzten Splitter zusammen, sehr gründlich, Ecken zweimal. Mia beobachtet sie und flüstert mir zu: „Sie fegt wie du pipettierst, Papa. Gründlich.“ Ich nicke, weil Widerspruch sinnlos wäre. Lea steht am Fenster, Arme verschränkt, Bikerjacke über den Schultern, obwohl es warm ist in der Küche. Sie sieht hinaus auf den Hof, wo die S-Bahn vorbeifährt, und ich sehe ihr an, dass sie rechnet: Was weiß Mia, was ahnt Sofia, was müssen wir morgen sagen, in welcher Reihenfolge.

„Mia“, sagt Lea schließlich und dreht sich um, „du hast nichts Verbotenes getan. Du hast beobachtet. Das ist bei uns zu Hause ein Grundrecht, steht fast auf dem Whiteboard.“ Mia lächelt schief, notiert trotzdem: „Ordner gefunden, nichts geöffnet.“ Dann malt sie ein Schloss dahinter, offen gelassen, nur angelehnt.

Lea setzt sich an den Tisch, mir gegenüber, das nasse Tuch in der Hand. „Es ist noch da“, sagt sie leise. „Ich dachte, du hättest es gelöscht.“

„Ich dachte, du hättest es nie gespeichert“, sage ich.

Mia sieht zwischen uns hin und her. „Ist das der Ordner aus Lissabon“, fragt sie. „Mit Mama und Inês?“

Lea nickt, einmal, kaum sichtbar. „Ja.“

„Und warum steht Nicht öffnen drauf“, fragt Mia.

Ich atme ein. Laborregel: erst benennen, dann bewerten. „Weil wir Angst davor hatten“, sage ich. „Nicht, weil du etwas falsch gemacht hast. Du hast genau richtig beobachtet.“

Lea legt ein Post-it neben den Laptop, schreibt nichts darauf, legt nur den Stift dazu, als Platzhalter für morgen. „Wir öffnen ihn zusammen“, sagt sie. „Morgen. Alle, die dazugehören. Heute nicht allein, heute nichts heimlich. Versprochen.“

„Auch ich“, fragt Mia.

„Auch du“, sagt Lea. „Mit Erklärung.“

Mia nimmt das leere Post-it, schreibt in Druckbuchstaben „MORGEN 10 UHR ALLE“, klebt es an den Deckel des zugeklappten Laptops, schief, fest. Sofia liest es, nickt, und zum ersten Mal entspannt sich ihr Mund, fast ein Lächeln. „Ich bin dabei“, sagt sie leise, und Lea sieht sie an, lange, dankbar. „Gut“, sagt Lea. „Sehr gut.“ Ich hole ein zweites Post-it, klebe es ans Whiteboard neben den Einkauf: „Ordner: morgen alle, heute Suppe“. Mia prüft die Schrift, nickt wie eine Lektorin. „Steht“, sagt sie. „Fast auf dem Whiteboard, wie Grundrecht.“

Sofia stellt die Kehrschaufel zurück, setzt sich wieder, näher an Mia als vorher. Mia schiebt ihr wortlos ein Gummibärchen hin, gelb, ihre Lieblingssorte zum Teilen.

Amir stellt drei tiefe Teller auf den Tisch, Suppe dampft. „Küchenregel“, sagt er. „Erst essen. Ordner bleibt zu bis morgen.“

Ich verteile die Löffel, Lea holt das Brot vom Bäcker an der Schillerstraße, noch warm. Mia legt ihr Notizbuch neben den Teller, offen, Stift darauf, bereit, falls noch etwas protokolliert werden muss. Sofia bricht das Brot, gibt die größere Hälfte Mia, die kleinere mir, die eigene behält sie zuletzt, wie man es macht, wenn man dazugehören will, ohne es zu sagen. Die S-Bahn fährt, die Suppe dampft zwischen uns, und auf dem Whiteboard steht unser Plan für morgen, schief, fest, lesbar.

Mia klappt den Laptop zu, langsam, als schließe sie eine Tür, an der sie Wache hält. Das Glas liegt in Scherben im Eimer. Auf dem Tisch dampft die Suppe, und niemand greift zuerst zum Löffel, bis Sofia es tut.

Kapitel 2

Deckel zu

Nachtrag, 23:40 Uhr: Küche aufgeräumt, Kinder im Bett.
Annahme: Reden hilft, wenn man es im Sitzen tut. **Befund steht aus.**

Lea sitzt am Küchentisch in meiner alten Bikerjacke, die ihr zu groß ist, ein Post-it klebt an ihrer Teetasse: „morgen 10 Uhr“. Sie hat es geschrieben, um den Abend festzuhalten, wie sie alles festhält, was wegrutschen könnte. Ich sitze ihr gegenüber, zwei Tees, kein Laptop.

Der Laptop parkt auf dem Kühlschrank, Deckel zu, wie Mia es protokolliert hat. Ich habe ihn hochgestellt, damit er sichtbar außer Reichweite ist, ein Treuhand-Trick aus der Küche. Jemand, Mia vermutlich, hat an der Wand einen kleinen Kreis gemalt, mit dem Wort „Ordner“ darin, und einen Pfeil auf morgen. Die Spülmaschine brummt, die Teekanne ist warm, draußen ist die Schillerstraße still, nur die S-Bahn fährt, regelmäßig, wie ein Metronom für Altona.

„Kein Alleingang“, sage ich zuerst. „Das habe ich Mia versprochen und dir jetzt auch. Ich öffne den Ordner nicht nachts, nicht allein, nicht zur Beruhigung.“

Lea nickt. „Ich auch nicht. Ich habe heute Mittag schon überlegt, ihn zu löschen, als du einkaufen warst. Dann habe ich es gelassen, weil Löschen auch ein Alleingang wäre.“

Ich schiebe ihr den zweiten Tee hin, Kamille mit Honig, so wie sie ihn mag, wenn der Tag zu lang war. „Gute Entscheidung“, sage ich. „Löschen wäre eine zweite Schicht Schweigen. Wir haben genug Schichten.“ Sie lächelt, müde, und zieht die Jacke enger zusammen. Die Ärmel sind umgeklappt, zweimal, meine Länge, ihre Hände. „Erzähl du zuerst“, sagt sie. „Was hast du gedacht, als das Glas fiel?“ Ich denke nach, ehrlich. „Erstens: Füße sichern. Zweitens: Mia sichern. Drittens: dass ich froh bin, dass Sofia den Besen geholt hat, ohne dass wir es sagen mussten. Das war der wärmste Moment des Tages, mitten im Schreck.“

Ich will noch etwas hinzufügen, weil die Liste noch nicht vollständig ist. „Viertens“, sage ich leise, „dass deine Hand zuerst zu Mia ging, nicht zum Glas. Das habe ich gesehen. Du hast nicht das Wasser gerettet, du hast das Kind gerettet. Das zählt mehr als jeder Ordner.“ Lea sieht mich an, überrascht, und ihre Schultern sinken einen Millimeter, als hätte jemand einen schweren Rucksack abgenommen. „Das habe ich gar nicht gemerkt“, sagt sie. „Man tut es einfach.“ Ich stimme stumm zu. *Manche Befunde entstehen ohne Messgerät, denke ich. Man muss nur hinsehen, wenn es klirrt.*

Wir sitzen eine Weile nur mit den Teetassen in den Händen, und ich erzähle ihr, wie Mia früher bei jedem Gewitter die S-Bahn gezählt hat, um die Pausen zwischen

Donner und Blitzen zu messen, und wie sie heute beim Kehren dieselbe Ruhe hatte. „Sie lernt von dir“, sage ich. „Nicht vom Laptop, von deiner Art, Scherben anzufassen, ohne zu schimpfen.“ Lea dreht die Tasse in den Händen, zweimal linksherum, wie ich die Suppe rühre. „Dann müssen wir morgen gut erklären“, sagt sie. „Nicht perfekt, aber ehrlich. Mit Lehmann, mit Belegen, mit Kakao.“ Ich lege meine Hand auf ihre, kurz, warm. „Morgen alle“, sage ich. „Heute nur Tee.“

Wir schweigen. Von nebenan kommt Mias Murmeln im Schlaf, sie zählt manchmal im Traum.

„Erzähl mir, was dich am meisten erschreckt hat“, sage ich. Liste hilft. „Eins oder zwei Punkte. Kein Protokoll.“

Lea denkt nach. „Erstens: Mias Frage. Dieses klare Warum. Zweitens: dass Sofia den Besen geholt hat, ohne dass man es ihr sagen musste. Als wüsste sie, dass dieser Ordner auch über ihre Mutter geht.“

„Das tut er“, sage ich.

„Ich weiß.“ Sie dreht die Tasse. „Felix, ich habe jahrelang einen Deckel darauf gehalten. Nicht aus Kalkül. Aus Scham. Ich habe nie gefragt, woher das Geld damals kam, weil ich Angst vor der Antwort hatte. Das ist keine Entschuldigung. Das ist die Reihenfolge.“

Ich nicke, weil Unterbrechen jetzt falsch wäre. *Zuhören ist auch eine Methode, nur ohne Pipette*, denke ich.

Ich lasse den Satz in mir stehen, ohne ihn auszusprechen, und höre weiter zu. Lea spricht leise, in kurzen

Sätzen, wie sie spricht, wenn sie etwas zum ersten Mal ordnet. „In Lissabon war alles knapp und groß zugleich“, sagt sie. „Die Wohnung, das Geld, die Freundschaft. Inês sagte immer, wir seien zu zweit weniger allein, und das stimmte. Als das Geld kam, monatlich, pünktlich, fragten wir nicht, weil Fragen es hätten zerbrechen können. Ich schämte mich schon damals, und Scham macht stumm, nicht ehrlich.“ Sie sieht auf ihre Hände. „Ich will, dass Mia das anders lernt. Und Sofia erst recht. Deshalb morgen alle, deshalb mit Lehmann.“

An der Tür steht Mia im Pyjama, Notizbuch unter dem Arm, barfuß. „Ich kann nicht schlafen“, sagt sie. „Sofia atmet so leise, dass ich horchen muss, ob sie noch da ist.“

Lea steht auf, holt die Wolldecke vom Sofa, wickelt Mia ein. „Sie ist da“, sagt sie. „Willst du bei ihr schlafen oder bei uns auf dem Sofa mit Tee?“

„Sofa“, sagt Mia sofort und klettert hoch. „Aber nur, wenn der Ordner wirklich zu bleibt.“

Mia setzt sich zwischen uns, die Decke bis zur Nase gezogen, das Notizbuch auf dem Schoß. „Sofia hat im Schlaf meine Hand gehalten“, flüstert sie, stolz, als wäre das ein Befund. „Nur kurz. Aber ich habe es gemerkt.“ Lea streicht ihr über den Scheitel. „Das ist gut“, sagt sie. „Das heißt, sie übt Bleiben, auch im Schlaf.“

„Er bleibt zu“, sage ich und lege den Laptop sichtbar auf den Kühlschrank, außer Reichweite, Deckel geschlossen. „Siehst du. Parkposition.“

Mia notiert das: „Laptop parkt auf Kühlschrank. Deckel zu.“ Sie zeigt es uns, sehr ernst. „Als Beweis.“

Ich hole einen Bierdeckel aus der Schublade, Susi hat uns letzte Woche einen Stapel aus der Hafenwirtschaft mitgegeben, mit Anker darauf. „Willst du einen Zweitbeweis“, frage ich, „nach Susi-Art?“ Mia nickt, und ich male einen kleinen Laptop auf den Deckel, mit geschlossenem Deckel, und schreibe darunter „parkt“. Mia prüft die Zeichnung, kritisch, wie eine Gutachterin. „Der Kühlschrank fehlt“, sagt sie. Ich male einen Kasten darunter, wackelig, aber erkennbar. „Bestanden“, sagt sie. „Fast so gut wie Pipettieren.“

Lea küsst sie auf den Scheitel. „Guter Beweis. Morgen um zehn öffnen wir. Mit Professor Lehmann, weil er dazugehört. Du darfst alle Fragen stellen. Sofia auch.“

„Auch peinliche“, fragt Mia.

„Gerade peinliche“, sage ich.

„Zum Beispiel“, sagt Mia und zählt an den Fingern auf, „warum Oma Geld hatte, warum ihr nicht gefragt habt, warum Inês nicht mehr da ist, und warum Sofia so leise atmet.“ Lea hört zu, ohne zu unterbrechen, und antwortet der Reihe nach, so gut es nachts geht. „Oma hatte gespart und verfügt, das erklärt Lehmann morgen. Nicht gefragt haben wir aus Scham, das haben wir heute gesagt. Inês ist gestorben, als Sofia klein war, das weißt du, und wir erzählen morgen mehr. Und Sofia atmet leise, weil sie vorsichtig ist, seit März, und weil sie übt, dazuzugehören, ohne zu stören. Das muss sie nicht, aber sie tut es

trotzdem. Darum passen wir auf, dass sie laut werden darf.“

Amir steckt den Kopf herein, flüstert, obwohl niemand schläft außer fast, stellt einen warmen Milchbecher ab. „Deine Eltern machen das richtig“, sagt er zu Mia. „Selten, aber heute ja.“ Er nickt und verschwindet wieder.

Mia trinkt, legt den Kopf an Leas Arm. „Papa“, murmelt sie, „bewertest du den Tag mit Sternen?“

„Heute nicht“, sage ich. „Heute nur Deckel zu und gut.“

Ich denke an meine alten Sterne, Band eins, fünf pro Woche höchstens, Regel aus einer Zeit, in der ich alles bewertete. Mia kennt die Regel, sie neckt mich damit, und heute lässt sie sie los, ohne dass ich es sagen muss. *Manche Skalen braucht man nur, um zu lernen, wann man sie weglegt*, denke ich, und lege die Hand auf ihre Decke, dort, wo ihr Notizbuch darunter liegt, eckig, warm. „Wenn du willst“, sage ich, „vergeben wir morgen keine Sterne, sondern Post-its. Grün für geklärt, gelb für offen. Das ist genauer.“ Mia murmelt „grün für Ordner“, halb im Schlaf, und Lea klebt ihr wortlos ein gelbes Post-it auf die Decke, als Versprechen.

Sie schläft auf dem Sofa ein, die Woldecke bis zum Kinn, das Notizbuch auf dem Bauch wie ein Schutzschild. Lea und ich sitzen daneben, trinken kalten Tee aus, sagen nichts mehr. Aus der Küche kommt Amir noch einmal, legt wortlos eine zweite Decke über Mia, prüft mit zwei Fingern, ob der Laptop wirklich auf dem Kühlschrank parkt, nickt uns zu wie ein Nachtpförtner. Lea lehnt den Kopf an

meine Schulter, schwer, warm, wach. Ich zähle ihre Atemzüge, komme auf zwölf pro Minute, normal, beruhigend, und denke: *Morgen wird alles geöffnet, heute bleibt alles zu, und diese Nacht dazwischen ist das Ehrlichste, was wir haben.* Der Laptop parkt auf dem Kühlschrank. Der Deckel bleibt zu. Draußen fährt die S-Bahn über die Schillerstraße, regelmäßig, beruhigend, und das Licht vom Flur fällt in einem schmalen Streifen auf Mias Gesicht.

Kapitel 3

Treuhänder

Hypothese: Manches lässt sich nur zu dritt öffnen. **Ort:** WG-Küche, Mittwoch 10:04 Uhr. **Anwesend:** Lea, ich, Lehmann, am Rand Mia und Sofia mit Kakao.

Professor Lehmann steht pünktlich in unserer Küche, Aktentasche, Whiteboard-Marker in der Brusttasche wie immer, und sagt: „Hartmann!“, so laut, dass Mia zusammenzuckt und dann grinst. „Sie sehen aus, als hätten Sie einen Ordner, den Sie nicht allein öffnen wollen. Richtig so. Dafür gibt es Treuhänder.“

Er stellt die Tasche ab, hängt seine Jacke an den Haken neben Amirs Kochschürze, begrüßt Lea mit Handschlag, Mia mit Verbeugung, Sofia mit einem Nicken, das Respekt zeigt, ohne sie zu bedrängen. Auf dem Whiteboard ergänzt er mit seinem Marker einen dritten Kreis neben Mias Ordner-Kreis: „Tranche“ schreibt er darunter, unterstreicht es doppelt. „Heute arbeiten wir wie im Labor und wie in der Stiftung zugleich“, sagt er. „Kleine Schritte, sauberes Protokoll, keine Alleingänge.“

Der Laptop steht in der Tischmitte. Lea hat ein frisches Post-it darauf geklebt: „gemeinsam“. Ihre Hand liegt neben meiner, nicht darüber, daneben, das reicht.

Mia hat ihren Kakao mit viel Schaum, Sofia ihren schwarz, ohne Zucker, seit März trinkt sie ihn so, erwachsen, wortkarg. Lea schiebt die Zuckerdose in die Mitte, für alle Fälle, und Amir stellt eine Kanne Tee dazu, geht dann einen Schritt zurück, bleibt aber in der Tür, weil Dabeisein manchmal Wache halten heißt. Ich lege meine Hand neben Leas, unsere Finger berühren sich an den Kanten, und das genügt, um ruhig zu werden. Der Laptopdeckel ist noch zu, das Post-it leuchtet gelb in der Morgensonne aus dem Hof.

„Erzählen Sie es den Kindern in zwei Sätzen“, sage ich zu Lehmann. „Dann öffnen wir.“

Lehmann setzt sich, ungewöhnlich langsam für ihn, und sieht Mia und Sofia direkt an. „Satz eins: Eure Mütter hatten 2020 ein gemeinsames Jahr in Lissabon, bezahlt über ein Stipendium. Satz zwei: Das Geld dafür kam aus einem Fonds, den Felix Mutter hinterlassen hat und den ich als Treuhänder verwaltet habe. Alles belegt, alles legal, nur nie ausgesprochen.“

Mia schreibt mit. Sofia rührt ihren Kakao, sieht nicht auf.

Mia schreibt in Druckbuchstaben, langsam, damit nichts verloren geht: „Lissabon 2020, zwei Mütter, Geld von Oma Margarete, Lehmann passt auf.“ Sie zeigt es Sofia, die kurz nickt, ohne aufzusehen. „Stimmt das so“, fragt Mia an Lehmann gewandt. „Fast wörtlich“, sagt er. „Sie protokollieren wie eine Ethikkommission, junge Dame. Weiter so.“

„Warum hat Oma das gemacht“, fragt Mia. „Sie kannte Mama doch kaum.“

Lehmann öffnet die Aktentasche, legt einen schmalen Ordner daneben, Papier, Stempel, echte Welt. „Ihre Großmutter starb 2010. Sie hatte selbst früh einen Verlust erlebt und danach verfügt: Wenn je eine junge Familie in Not gerät, soll aus ihrem Vermögen geholfen werden, still, ohne Namen. 2020 geriet Inês in Not, über mein Netzwerk erfuhr ich davon. Ihre Mutter Lea brauchte dasselbe Jahr für die Forschung. Also wurde aus dem Vermächtnis ein Stipendium für beide. Seed nannten wir das damals, Startkapital für ein Jahr.“

Lea sieht auf den Papierordner, als wäre er ein Mensch. „Seed“, wiederholt sie leise. „Inês sagte immer, Lissabon sei unser Saatjahr. Ich dachte, sie meine es poetisch.“ Lehmann nickt. „Poesie und Treuhand schließen sich nicht aus, Frau Sommer. Gute Stiftungen keimen leise.“ Mia malt in ihr Buch ein kleines Samenkorn, beschriftet es mit „Seed 2020“, und Sofia sieht hin, zum ersten Mal direkt, und nickt, kaum sichtbar, als erkenne sie das Wort aus Erzählungen ihrer Mutter.

Lea atmet hörbar aus. „Ich habe nie gefragt, woher es kam“, sagt sie leise, zu den Kindern, zu mir. „Ich ahnte, dass es zu groß war für ein normales Stipendium. Ich habe geschwiegen. Aus Scham, nicht aus Plan.“

„Scham ist dokumentiert“, sagt Lehmann trocken, fast sanft. „Steht in jedem zweiten Treuhandfall. Deshalb gibt es mich.“

Er erzählt weiter, sachlich, warm, wie nur er es kann: dass meine Mutter nach einem frühen Verlust verfügte, dass Hilfe still sein solle, ohne Dankesreden, ohne Namen an der Wand. Dass er als Treuhänder die Regel hatte, erst zu prüfen, dann zu zahlen, in Tranchen, mit Belegen. Dass er 2019 den Fonds in eine kleine Stiftung überführte, damit er dauerhaft arbeiten könne, und dass 2020 alles zusammenkam: zwei Frauen, eine Stadt, ein Jahr. „Ich hätte früher auf Offenlegung drängen müssen“, sagt er, ungewohnt leise. „Das schreibe ich mir selbst ins Protokoll. Treuhänder haften auch für Schweigen, das sie dulden.“

Ich sehe zu Mia, die jedes Wort mitschreibt, als wäre es ein Rezept, und zu Sofia, die Lehmann ansieht, ohne zu blinzeln, als prüfe sie, ob dieser laute Mann die Wahrheit leise sagen kann. Und er kann es. Seine Stimme wird an den Rändern weich, dort, wo sonst das Poltern wohnt. „Herr Professor“, frage ich, „was hat meine Mutter damals genau verfügt, im Wortlaut?“ Lehmann nickt, als hätte er auf die Frage gewartet. „Still helfen, ohne Namen, ohne Dank“, sagt er. „Kein Schild, keine Rede, nur Wirkung. Das war ihr Satz, fast wörtlich.“ Ich denke an ihre Einkaufslisten, an das Rezept mit der umgeknickten Ecke, an ihre Art, Liebe in Nebensätzen zu verstecken. *Still helfen heißt nicht heimlich helfen*, denke ich. *Es heißt, den anderen groß lassen.*

Lea legt die Hand auf den Papierordner, als prüfe sie dessen Temperatur. „Und Sie haben das sechs Jahre getragen“, sagt sie zu Lehmann, „allein.“ Er zuckt mit den Schultern, fast verlegen. „Treuhänder tragen“, sagt er. „Dafür werden sie bezahlt, schlecht übrigens. Aber heute tra-

ge ich es nicht allein. Heute sitzen wir zu fünft am Tisch, mit Kakao, und das ist die bessere Verwahrung als jeder Tresor.“ Mia malt einen Tresor in ihr Buch, streicht ihn durch, malt einen Tisch daneben. „Tisch besser als Tresor“, schreibt sie. Lehmann liest es, nickt ernst. „Protokolliert“, sagt er. „Und zitierfähig.“

Ich gebe das Passwort ein, meine Hände sind ruhig, das überrascht mich. Der Ordner öffnet sich: Unterordner, Fotos, Scans, eine Liste. Mia beugt sich vor. „Oh“, sagt sie nur.

Der Bildschirm füllt sich mit Ordnern, sauber benannt, datiert, ein System, das nach Lea aussieht und nach Inês zugleich. Mia zählt flüsternd mit: „Belege, Bilder, Liste, Brief.“ Sofia liest die Namen lautlos mit, ihre Lippen bewegen sich, und bei einem Dateinamen hält sie inne, fingert darauf, ohne zu klicken. Lea legt die Hand auf meine, drückt kurz, lässt wieder los, und ich spüre, wie ihre Finger kalt sind, trotz Kakao-Dampf und Morgensonne.

Sofia steht auf, tritt einen Schritt zurück, als hätte der Bildschirm Hitze. „Das ist die Schrift meiner Mutter“, sagt sie und zeigt auf einen Dateinamen. Ihre Stimme ist fest, ihre Finger zittern.

Sofia tritt zurück bis an die Arbeitsplatte, lehnt sich an, verschränkt die Arme, löst sie wieder. Mia steht auf, stellt sich neben sie, Schulter an Schulter, ohne etwas zu sagen, und das wirkt, weil es nichts erklärt. „Willst du dich wieder setzen“, fragt Lea leise, „oder lieber stehen? Beides geht.“ Sofia bleibt stehen, nickt aber, ein kleiner Schritt zurück an den Tisch, aber nicht auf den Stuhl. „Stehen ist gut“,

sagt sie. „Dann kann ich weg, wenn es zu viel wird. Aber ich bleibe erst einmal.“ Lehmann nickt ihr zu, respektvoll. „Stehplätze sind in Kommissionen voll gültig“, sagt er. „Protokolliert.“

Lehmann legt seine Hand flach auf den Tisch, wie ein Deckel, der nichts zudrückt, nur markiert. „Wir gehen das der Reihe nach durch“, sagt er. „Belege heute, Bilder morgen, Liste übermorgen, wenn Sie wollen. Nichts auf einmal. Das ist Treuhand-Prinzip: Tranchen.“

Mia nickt ernst. „Tranchen“, wiederholt sie und notiert das Wort mit drei Ausrufezeichen. „Wie bei Medikamenten.“

„Exakt“, sagt Lehmann. „Hartmann, Ihre Tochter versteht Treuhand schneller als mancher Dekan.“ Er zieht seinen Marker aus der Brusttasche, zeichnet auf ein Post-it drei Kästchen, beschriftet sie mit Belege, Bild, Liste, klebt es neben Leas Zettel. „Plan hängt, Ausführung folgt. So arbeiten Stiftungen, so arbeiten Labore, so arbeiten Familien, wenn sie ehrlich sind.“

Mia ergänzt das Post-it mit eigenen Kästchen, kleiner, bunter, und klebt es darunter. „Und Kakao“, sagt sie. „Als vierte Tranche, für alle.“ Lehmann lacht, laut, ehrlich. „Angenommen“, sagt er. „Kakao-Tranche, protokolliert, unwiderruflich.“ Sogar Sofia lächelt, kurz, und Amir, der alles gehört hat, hebt von der Tür her den Daumen, als gelte es auch ihm.

Sofia meldet sich zum ersten Mal von sich aus: „Bekomme ich auch alles zu sehen“, fragt sie, „oder nur das, was

für Kinder gedacht ist?“ Lehmann sieht sie an, lange, respektvoll. „Alles“, sagt er. „Sie sind keine Besucherin in dieser Sache. Sie sind Partei, mit eigenem Anspruch auf Wahrheit. Das steht so nicht im Vertrag, aber so in der Absicht Ihrer Mutter und Ihrer Großmutter Hartmann.“

Lea greift über den Tisch, drückt Sofias Hand, kurz, fest. „Danke“, flüstert sie, und es gilt Lehmann und Sofia zugleich.

Lea sieht mich an, und zum ersten Mal seit gestern ist ihr Blick nicht fliehend. „Morgen gemeinsam“, sagt sie, und Mia klebt ein neues Post-it an den Laptoprand, auf dem in krakeliger Schrift steht: „Tranche 1 fertig“. Der Laptop bleibt offen stehen, der Kakao dampft, und Lehmann zeichnet mit dem Finger einen kleinen Kreis auf die Tischplatte, Startpunkt für alles Weitere.

Kapitel 4

Belege

Vorgehen: Tranche eins, Belege. **Material:** Kontoauszüge, Treuhandvertrag, Stiftungs-Schreiben. **Ort:** Küchentisch, Nachmittag, Regen an den Scheiben.

Lehmann breitet die Papiere aus wie ein Kartenspiel, bei dem er alle Karten kennt. Mia nummeriert sie mit Bleistift, Sofia hält die Blätter fest, wenn der Durchzug vom Fenster sie bewegen will. Lea und ich sitzen daneben und lesen, was wir jahrelang nicht lesen wollten.

Der Regen läuft an den Küchenfenstern herunter, die S-Bahn ist nur noch als Lichtstreifen zu sehen. Amir hat Tee gekocht, stellt die Kanne in die Mitte, legt Bierdeckel darunter, damit der Tisch keinen Ring bekommt, Susi-Gruß aus der Hafenwirtschaft. Auf dem Whiteboard steht noch Lehmanns Tranchen-Plan von morgens, Mia hat ein grünes Häkchen an „Belege“ gemalt, vorläufig, mit Bleistift. Ich hole mein altes Lineal aus der Schublade, lege es neben Mia, weil gerade Linien beim Sortieren helfen, und sie nickt, als hätte sie darauf gewartet.

Oben liegt der Treuhandvertrag, datiert 2011, ein Jahr nach dem Tod meiner Mutter. Begünstigungszweck, nüchtern formuliert: Förderung junger Familien in Notlagen,

Auszahlung über Treuhänder. Unterschrift Lehmann, Stempel, Aktenzeichen. Darunter ein Stiftungs-Schreiben von 2019, das denselben Fonds in eine kleine Stiftung überführt, damit er dauerhaft arbeiten kann.

Mia fährt mit dem Finger über das Aktenzeichen, liest es laut vor, Zahl für Zahl. „Das ist wie eine Patientenummer“, sagt sie. „Nur für Geld.“ Lehmann nickt. „Gutes Bild. Geld braucht auch Anamnese.“ Sofia hält den Vertrag am Rand fest, damit er nicht weilt, und liest den Zweck zweimal, leise, auf Deutsch, dann nickt sie, als hätte sie ihn ins Portugiesische übersetzt, für ihre Mutter im Kopf. Lea sieht mich an über das Papier hinweg, und ich sehe, wie ihre Schultern langsam sinken, weil das, was da liegt, ordentlich ist, nicht bedrohlich.

„Das ist Omas Geld“, sagt Mia leise und sieht mich an. „Also hast du es gar nicht gewusst, Papa?“

„Ich wusste, dass es den Fonds gab“, sage ich ehrlich. „Aber ich wusste nicht, dass Lehmann daraus 2020 euer Lissabon-Jahr bezahlt hat. Das hat er mir erst viel später gesagt, und ich habe es Lea nicht richtig erklärt. Zweiter Fehler in der Kette.“

Mia notiert das, sehr sachlich: „Papa Fehler zwei, erklärt zu spät.“ Dann sieht sie auf, besorgt, ob das zu hart war. „Darf ich das so schreiben“, fragt sie. „Ja“, sage ich. „Fehler gehören ins Protokoll, sonst lernt man nichts.“ Sie malt keinen Stern dahinter, keine Bewertung, nur einen Kreis, und das ist genauer als jede Note. Lea legt die Hand auf meinen Arm, kurz, als danke sie für die Ehrlichkeit vor den Kindern.

Lea schiebt Mia einen Überweisungsbeleg hin, zwei Auszahlungen 2020, monatliche Raten, Verwendungszweck „Stipendium Lissabon, zwei Personen“. „Ich habe das gesehen“, sagt sie. „Damals, in Lissabon, Inês zeigte es mir. Ich fragte nicht weiter. Ich dachte, wenn ich frage, muss ich es zurückgeben, und wir brauchten es so dringend.“

Sofia liest den Betrag, nickt langsam. „Das war die Miete“, sagt sie. „Mama sagte immer, die Miete sei ein Wunder. Jetzt weiß ich, wie das Wunder hieß.“ Sie fährt mit dem Finger über die Kontonummer, als prüfe sie deren Echtheit, und legt dann den Beleg behutsam zurück, Ecken bündig, wie man mit Beweismitteln umgeht, die man respektiert.

„Ein Wunder mit Kontonummer“, sagt Mia, und alle lächeln, auch Sofia, weil der Satz stimmt und nicht spottet. „Heißt das, Oma hat die Miete bezahlt“, fragt sie weiter, „von weit weg und von früher?“ Lea nickt. „Ja. Still, ohne Namen. So wollte sie es.“ Sofia denkt nach, dann sagt sie: „Dann sage ich danke, auch wenn sie es nicht hört. Mama sagte, Danke geht auch ohne Adresse.“ Sie sagt es leise, auf Deutsch, mit einem portugiesischen Klang im Wort Danke, und Lea wiederholt es, damit es doppelt im Raum steht.

Lea holt aus ihrer Tasche einen zweiten Stapel: ihre eigenen Lissabon-Belege, WG-Abrechnungen, Bahntickets, handschriftlich kommentiert. „Gegenprobe“, sagt sie und schiebt sie zu mir. Ich vergleiche Beträge, Daten, Verwendungszwecke, Zeile für Zeile, Laborblick. „Passt“, sage ich nach einer Weile. „Centgenau. Einnahmen aus dem Fonds, Ausgaben für zwei Personen, zwölf Monate, keine

Lücke.“ Mia notiert: „Papa hat nachgerechnet. Stimmt.“ Darunter malt sie einen Haken, so groß wie sonst nur bei Geburtstagen.

Ich halte einen der Bahnfahrtscheine gegen das Licht, als wäre es ein Präparat. Februar 2020, Tramlinie, zwei Entwertungen, eine davon doppelt, weil Inês den Automaten nicht verstand und Lea lachte, bis der Fahrer winkte. Lea erzählt es so, und plötzlich liegt über den Zahlen ein Geruch nach Meer und Kaffee, den keine Tabelle festhält. „Schau“, sage ich zu Sofia, „hier hat deine Mutter zweimal gestempelt, und hier hat Lea daneben geschrieben: Inês zahlt doppelt, lacht dreifach.“ Sofia nimmt den kleinen Zettel, liest Leas krakelige Notiz, und ihre Finger werden weich um das Papier. *Belege sind eingefrorene Tage, denke ich. Man muss sie auftauen, dann erzählen sie.*

Mia will sofort ein System daraus machen, wie immer, wenn sie gerührt ist. „Vorschlag“, sagt sie, „wir sortieren nach Lachen, nicht nach Monaten.“ Lehmann hebt die Hand, feierlich. „Einspruch abgelehnt, aber vermerkt“, sagt er. „In der Treuhand sortieren wir nach Monaten und erinnern nach Lachen. Beides gilt.“ Er legt einen Beleg neben den anderen, Datum oben, Lachen darunter, und Mia nickt, als wäre das die beste Methode seit Pipettieren. Lea sieht mich an über den Stapel hinweg, und zum ersten Mal liegt in ihrem Blick kein Ziehen, nur Wärme, weil Zahlen und Leben heute dasselbe sagen.

Ich lege die Bahntickets nebeneinander, Tram in Lissabon, S-Bahn in Hamburg, zwei Netze, eine Logik. „Schau mal“, sage ich zu Mia, „hier, Februar, Miete und Strom,

dort Lebensmittel, hier die Kautio n für den Roller, den deine Mama rückwärts eingeparkt hat.“ Mia lacht, Sofia hört auf, und Lea erzählt, wie Inês über den Roller-Vertrag schimpfte, auf Portugiesisch, mit Händen und Füßen, und der Vermieter am Ende nachgab, weil er das Lachen nicht aushielt. Der Regen wird leiser, und auf dem Tisch liegen zwei Leben in Zahlen, lückenlos, menschlich.

Amir bringt Tee, stellt die Kanne ab und nickt den Kindern zu. „Man kann dankbar und beschämt gleichzeitig sein“, sagt er. „Das geht, das ist kein Fehler im System.“

Lehmann tippt auf die Jahreszahlen, Lehrer-Modus. „2010 Vermächtnis, 2011 Treuhand, 2019 Stiftung, 2020 Auszahlung. Lückenlos. Keine Lüge, nur Schweigen an zwei Stellen. Das lässt sich beheben, Schweigen ist kündbar.“

Mia schreibt die Jahre ab, mit Lineal, und klebt ein Post-it daneben: „Schweigen kündbar“. „Ist das ein Lehmann-Satz“, fragt sie. „Ab heute ja“, sagt Lehmann. „Zitieren erlaubt.“ Sofia fragt, was kündbar heiÙe, und Mia erklärt es ihr, geduldig, achtjährig, präzise: „Man kann aufhören damit, wie mit einem Abo. Man muss nur Bescheid sagen.“ Sofia nickt. „Dann kündigen wir“, sagt sie, und Lea lacht zum ersten Mal an diesem Nachmittag, hell, erleichtert.

Ich hole aus dem Regal den alten Ordner meiner Mutter, Kanten bestoÙen, Gummiband mürbe, lege ihn daneben. Darin ihre Handschrift, Einkaufslisten, ein Rezept für Linsensuppe, zwischen den Seiten ein Zeitungsausschnitt über Stipendien, angestrichen, doppelt. „Sie sammelte so etwas“, sage ich zu Mia, die alles fotografiert mit den

Augen. „Still, jahrelang. Ich hielt es für Marotte. Es war Vorbereitung.“

Mia legt das Rezept neben die Überweisungsbelege, ordnet nach eigenem System: erst das Essen, dann das Geld. „Suppe und Stiftung“, sagt sie. „Gehört zusammen.“

Sie liest das Rezept laut vor, stockt bei „Lorbeer“, weil sie das Wort lange falsch aussprach, und Sofia hilft ihr, ohne zu lachen, einfach, indem sie es wiederholt. „Bei uns kommt Zitrone erst am Ende“, sagt Mia stolz, und Lehmann notiert sich das auf einem Post-it, als wäre es ein Treuhand-Prinzip. „Suppe und Stiftung“, wiederholt er. „Trage ich in die Akte ein, als Verwendungszweck im weiteren Sinne.“ Alle lachen, und der alte Ordner meiner Mutter liegt offen zwischen den neuen Belegen, als gehörte er schon immer dazu.

Mia zieht eine Linie in ihr Notizbuch, 2010 bis 2020, zehn Zentimeter für zehn Jahre, sehr gerade mit Lineal. „Zehn Jahre Warten“, sagt sie. „Das ist lang für Geld.“

„Geld wartet gut“, sagt Lehmann. „Menschen schlechter. Deshalb sitzen wir hier.“

Lea sortiert die Belege in der Reihenfolge der Jahre, legt den Stiftungs-Brief obenauf, streicht einmal darüber. „Ich habe mich geschämt, weil ich dachte, ich hätte es mir erschlichen“, sagt sie zu Sofia direkt. „Deine Mutter brauchte es mehr als ich, und ich nahm die Hälfte. Das hat mich nie losgelassen.“

Sofia sieht sie lange an, dann schiebt sie den Überwei-

sungsbeleg zurück in die Mitte, genau zwischen uns alle. „Mama hätte es auch so gewollt“, sagt sie leise. „Hälfte ist fair.“

Draußen hört der Regen auf. Auf dem Tisch liegen die Jahre in Papierform, lückenlos, gestempelt, echt. Mia schreibt unter ihre Zeitlinie: „Belege stimmen. Weiter morgen.“ Sie unterstreicht es doppelt, und der Bleistiftstrich ist so fest, dass das Papier knistert.

Kapitel 5

Ultraschall

Annahme: Ein Bild sagt mehr als ein Aktenstapel. **Korrektur:** Manchmal sagt es erst einmal gar nichts, man muss warten.

Am zweiten Abend öffnen wir die Bilddatei, nur diese eine, Tranche zwei. Der Scan lädt langsam, Pixel für Pixel, Mia hält den Atem an, als würde sie damit die Leitung beschleunigen. Schwarz-weiß, gewölbte Form, Messkreuze am Rand, Datum oben rechts, ein Name in Handschrift darunter.

Der Laptop steht wieder in der Tischmitte, aber heute liegt eine Wolldecke über Leas Schultern, und Sofia sitzt näher als gestern, nicht am Rand, sondern halb in der Runde. Auf dem Whiteboard hat Mia zu Tranchen-Plan und Ordner-Kreis ein kleines Bild gemalt: ein Rechteck mit Wellen darin, darunter „Tranche zwei“. Amir hat Kakao gekocht, mit Zimt, wie Susi es in der Hafenwirtschaft macht, wenn etwas Wichtiges ansteht. Die S-Bahn ist zu hören, aber niemand achtet darauf, weil alle auf den Bildschirm sehen, wo sich Zeile für Zeile ein Bild aufbaut, das wir alle schon kennen und doch noch nie so gesehen haben.

Sofia wird still. Sie beugt sich vor, so nah, dass ihr Atem den Bildschirm beschlägt, und wischt ihn dann mit dem Ärmel trocken, vorsichtig, als wäre es das Bild selbst.

„Das ist von mir“, sagt sie. „Das ist mein Bild. Mama hat es immer in ihrem Pass getragen. Sie sagte, es sei ein Pfand für eine Freundschaft.“

Lea nickt, Tränen laufen, ohne dass sie sie wegwischt. „Inês gab es mir in Lissabon“, sagt sie. „Als Sicherheit, sagte sie damals, halb im Scherz, halb ernst. Wenn ich je zweifle, soll ich es ansehen. Ich bewahrte es im Ordner auf und zweifelte trotzdem weiter.“

Lea erzählt weiter, stockend, wie man erzählt, wenn man lange geschwiegen hat. Dass Inês ihr das Bild an einem Abend gab, auf dem Balkon über den Fliesen, Tram unten, Wäsche über der Straße. Dass sie sagte, man teile so etwas nicht, man verdopple es, indem man es gibt. Dass Lea es in ihre Kennenlern-Notizen legte, damals noch Tabelle, und später in den Ordner, als die Tabelle ein Archiv wurde. Mia hört zu, ohne zu schreiben, was bei ihr selten ist, und hält ihren Stift fest, als wäre auch er ein Pfand.

Ich stelle mir diesen Balkon vor, so genau, dass ich das Brummen der Tram fast höre. Zwei Frauen, ein Abend, ein Bild, das von Hand zu Hand geht, ohne Quittung. In meinem Labor würde so etwas nie funktionieren, dort braucht alles Unterschrift und Datum. Aber hier, denke ich, gilt eine andere Regel. „Lea“, frage ich leise, „hat Inês noch etwas dazu gesagt, einen Satz, den du behalten hast?“ Lea nickt sofort, als läge der Satz bereit, seit sechs Jahren. „Sie

sagte: Wenn du zweifelst, sieh hin, nicht weg.“ Ihre Stimme bricht beim letzten Wort, und sie sieht zu Sofia, direkt, ohne Ausweichen. „Ich habe oft weg gesehen“, sagt sie. „Heute sehe ich hin.“

Sofia rückt ein Stück näher an Lea heran, kaum sichtbar, aber messbar, wie ein Zeiger, der sich bewegt. Mia bemerkt es und malt in die Luft ein winziges Häkchen, ohne Stift, nur mit dem Finger, damit niemand gestört wird. *Hinsehen ist auch eine Methode, denke ich. Man braucht dafür kein Mikroskop, nur Mut.* Amir, der noch in der Tür steht, nickt mir zu, kurz, als hätte er den Gedanken gehört. Ich lege meine Hand auf Leas Rücken, dort, wo ihr Atem am deutlichsten ist, und spüre, wie er ruhiger wird, Zug um Zug.

Mia rutscht von ihrem Stuhl, stellt sich neben Sofia, Schulter an Schulter, und fragt nicht, sondern wartet. Das hat sie von Amir gelernt, warten als Methode.

„Willst du es haben“, fragt Lea Sofia leise. „Es gehört zu dir. Es war immer nur geliehen.“

Sofia schüttelt den Kopf, dann nickt sie, dann schüttelt sie wieder, sechzehn Jahre in drei Bewegungen. „Erst lesen, was Mama dazu geschrieben hat“, sagt sie und zeigt auf die Handschrift unter dem Bild. „Das ist Portugiesisch. Ich kann es lesen, aber laut ist schwer.“

Mia legt ihre Hand auf den Tisch, nahe an Sofias, ohne sie zu berühren, als lasse sie ihr die Wahl. „Ich kann laut lesen“, flüstert sie, „wenn du willst, auf Deutsch. Aber nur, wenn du es sagst.“ Sofia schüttelt den Kopf, kaum sichtbar.

„Lieber Amir“, sagt sie. „Er kann beide Sprachen, ohne dass es weh tut.“ Das ist der längste Satz, den sie seit März an einem Stück gesagt hat, und Lea sieht mich an, weil wir beide zählen, was zählt.

„Ich lese“, sagt Amir von der Tür her, wo er schon eine Weile steht, Teekanne in der Hand. Er tritt heran, liest leise vor, stockt einmal: „Für Lea, damit sie bleibt, wenn es schwer wird. Für Sofia, damit sie weiß, wo sie anfang. Inês.“

Amir stellt die Kanne ab, setzt sich auf den Boden, auf Augenhöhe mit den Kindern, und wiederholt leise, was Inês meinte: „Du warst von Anfang an dabei, auch als man dich noch nicht sehen konnte. Und bleiben lohnt sich.“ Sofia nickt, Tränen laufen, sie lässt sie laufen. Mia reicht ihr ein Taschentuch, ohne hinzusehen, wie eine Assistentin im Labor, die genau weiß, wann etwas gebraucht wird.

Stille. Der Kühlschrank brummt. Mia legt ihre Hand auf Sofias Arm, lässt sie dort liegen, ohne zu drücken.

„Mama hat das nie erzählt“, sagt Sofia. „Dass sie es verschenkt hatte. Sie sagte nur, es sei sicher.“

„Es war sicher“, sagt Lea. „Bei mir. Auch wenn ich sonst vieles falsch aufbewahrt habe.“

Lea steht auf, holt aus dem Flur das alte Fotoalbum, Lissabon-Seiten, Tram, Roller, zwei Kaffees. Sie legt es neben den Laptop, schlägt die Seite auf, auf der Inês am Fenster steht, Hand auf dem Bauch. „Siehst du“, sagt sie zu Sofia, „hier warst du schon dabei, unsichtbar, aber eingeplant. Deine Mutter übte damals schon Schlaflieder,

portugiesisch und deutsch, weil du zweisprachig aufwachsen solltest, mindestens in den Liedern.“ Sofia sieht das Foto lange an, dann den Scan, dann wieder das Foto, als prüfe sie, ob beide zusammengehören. „Sie gehören zusammen“, sagt sie schließlich, und legt ihre Hand auf beide, eine Brücke aus Fingern.

Mia blättert in ihrem Notizbuch zurück, findet eine Seite von März, hält sie hoch: eine Zeichnung, zwei Frauen auf einem Roller, darunter der Satz „Mamas Freundin Inês?“ mit Fragezeichen. „Ich wusste es fast“, sagt sie stolz und verlegen zugleich. „Forschergeist. Manchmal weiß man etwas, bevor man es beweisen kann.“

„So fängt jede gute Hypothese an“, sage ich. „Erst das Bild im Kopf, dann der Beleg.“

Ich erzähle, wie meine eigene Liste einmal mit einer Hypothese begann, Band eins, und wie Inês Gegenliste später daraus eine Übung machte, ohne dass ich es wusste. Mia hat es längst wörtlich genommen. „Du hast beobachtet, gezeichnet, gefragt“, sage ich zu ihr. „Das ist Methode, nicht Zufall.“ Mia strahlt, notiert „Hypothese bestätigt“ an den Rand ihrer März-Seite, und Sofia sieht hin, liest mit, nickt, als gelte die Bestätigung auch ihr.

Ich denke: *Ein Pfand ist kein Besitz, sondern ein Auftrag*, und sage es nicht, weil der Satz schon im Raum steht, ohne ausgesprochen zu werden.

Sofia nimmt den Ausdruck des Scans, den Mia leise gedruckt hat, faltet ihn einmal, exakt in der Mitte, steckt ihn in ihre Jackentasche, nahe am Herzen, wie man es aus

Filmen kennt, nur echter. „Danke“, sagt sie zu Lea, kaum hörbar. „Fürs Aufbewahren.“ Dann zögert sie, zieht die Jacke enger zusammen und fügt hinzu: „Mama sagte, wer etwas aufbewahrt, bewahrt auch die Person. Ich dachte immer, sie meint Schubladen. Jetzt weiß ich, sie meinte Menschen.“

Mia nimmt Sofias Hand, hält sie fest, ohne etwas zu sagen, und Lea steht auf, holt aus dem Flur die Wolldecke, legt sie Sofia um die Schultern, wortlos, mit der Selbstverständlichkeit einer Mutter, die längst für zwei Kinder sorgt. Ich bleibe sitzen, rühre nichts an, lasse die Stille arbeiten, und denke: *Manchmal ist die beste Methode, keine anzuwenden.*

Mia notiert in ihrem Buch, in Druckbuchstaben: „BILD IST ZURÜCK BEI SOFIA.“ Sie malt einen kleinen Rahmen darum.

Ich hole aus dem Flur das Lissabon-Foto mit den zwei Kaffees, stelle es neben den Laptop, weil Bilder zusammengehören, wenn sie dieselbe Geschichte erzählen. „Punkt sechs“, sage ich zu Sofia, „einen Ultraschall teilen, ohne ihn zu zerreißen, das habt ihr heute getan, alle zusammen.“ Sofia nickt, faltet die Hände, löst sie wieder. „Dann ist heute ein guter Tag“, sagt sie leise, und Mia ergänzt im Buch: „guter Tag, Tranche zwei fertig.“ Amir löscht das Licht am Whiteboard, damit der Bildschirm dunkler wirkt, und Susi schreibt per Nachricht, ob alles gut sei in der WG, und Lea antwortet nur mit „ja, Bild ist heimgekommen“, und das genügt für heute.

Lea weint still weiter, lächelt dabei, Sofia lehnt den Kopf

für einen Moment an Mias Schulter, und der Bildschirm wird dunkel, weil niemand die Maus mehr berührt.

Kapitel 6

Gegenliste

Zwischenstand: Tranche drei. **Hypothese:** Listen lassen sich sortieren. **Methode:** Lesen, ohne zu sortieren. **Ort:** Wohnzimmer, alle auf dem Boden, Ausdruck in der Mitte.

Lea legt den Ausdruck auf den Teppich, siebzehn Punkte, handschriftlich, eingescannt als Faksimile. Inês Handschrift, daneben Leas Anmerkungen in anderer Farbe. Mia und Sofia sitzen sich gegenüber, Lea und ich an den Seiten, wie bei einem Brettspiel mit unbekannten Regeln.

Der Drucker hat zwei Exemplare ausgespuckt, Mia hat beide in Klarsichthüllen gesteckt, als wären sie Museumsstücke. Auf dem Whiteboard steht noch der Tranchenplan, Lehmanns Kästchen, Mias Kakao-Ergänzung. Amir sitzt im Sessel, Ben heute still dabei auf dem Boden, die Beine angezogen, wie ein Schüler, der zuhören will. Die S-Bahn ist fern, die Wohnung riecht nach Tee und Papier. Ich lege mein altes Notizbuch weg, weil heute keine eigene Liste zählt, nur diese eine, siebzehn Punkte, unkommentiert zuerst.

„Ich lese vor“, sagt Lea. „Ohne Kommentar, ohne Sortieren. So, wie sie es geschrieben hat. Danach darf jeder fragen.“

Sie liest. Ihre Stimme ist ruhig, nur bei Punkt neun bricht sie kurz ab, räuspert sich, liest weiter. Ich höre zu und denke an meine eigene Kennenlern-Liste, damals, logisch, sauber, bewertbar. Diese hier ist das Gegenteil: warm, widersprüchlich, lebendig.

Gegenliste von Inês, Lissabon 2020, für Lea und Felix, zum Antworten, nicht zum Abhaken. Erstens: Ein Mann, der Listen schreibt, um zu verstehen, nicht um zu siegen. Zweitens: Kaffee für zwei bestellen, auch wenn man allein kam. Drittens: Roller rückwärts einparken und dabei lachen. Viertens: Fliesen zählen, wenn man traurig ist, und bei hundert aufhören. Fünftens: Eine Freundin verteidigen, auch wenn sie nicht im Raum ist. Sechstens: Einen Ultraschall teilen, ohne ihn zu zerreißen. Siebtens: Portugiesisch falsch aussprechen und trotzdem weiterreden. Achters: Einen Fonds annehmen, ohne sich dafür zu schämen. Neuntens: Bleiben, wenn es kompliziert wird. Zehntens: Einer Sechzehnjährigen später einmal die Wahrheit sagen, ohne Ausrede. Elftens: Tanzen in der Küche, auch ohne Musik. Zwölftens: Einer Achtjährigen zuhören, als wäre sie achtzig und acht zugleich. Dreizehtens: Tramfahren ohne Ziel, nur wegen des Lichts. Vierzehntens: Vergebung üben wie eine Sprache, täglich. Fünfzehntens: Sterne vergeben, aber sparsam, höchstens fünf pro Woche. Sechzehntens: Ein Glas zerbrechen lassen und trotzdem Suppe essen. Siebzehntens: Lieben, ohne den Ordner zu schließen.

Stille. Mia zählt an den Fingern nach, kommt auf siebzehn, nickt zufrieden. Sofia sitzt sehr gerade, die Hände im Schoß.

Ich lasse die Stille stehen, weil sie trägt, und sehe dabei die zwei Handschriften an, schwungvoll und kantig, wie zwei Stimmen, die sich ergänzen. Inês schreibt in Bögen, Lea in Haken, und doch passen beide auf ein Blatt, ohne sich zu stören. Ich denke an meine eigenen Tabellen aus Band eins, an Spalten und Sterne, an alles, was ich messen wollte, um sicher zu sein. Diese Liste misst nichts, sie hält. „Darf ich etwas fragen“, sage ich in die Stille, „an alle? Welcher Punkt trifft euch gerade am meisten?“ Mia zeigt sofort auf Punkt zwölf, ohne Zögern. Sofia tippt leise auf Punkt zehn, mit dem Finger, ohne hinzusehen. Lea legt den Finger auf Punkt acht, lange, und ich merke mir meinen: Punkt eins. Verstehen, nicht siegen.

Ben rutscht auf dem Boden hin und her, als müsse er sich erst sortieren, bevor er spricht. „Bei mir ist es Punkt vierzehn“, sagt er schließlich, ungewohnt leise. „Vergebung üben, täglich. Ich übe noch an der Aussprache.“ Alle lächeln, und Amir nickt ihm zu, ernst, ohne Spott. *Siebzehn Punkte, und jeder findet seinen, denke ich. Das ist keine Liste, das ist ein Spiegel mit siebzehn Ecken.* Mia notiert unsere Wahlen an den Rand der Hülle, mit Initialen dahinter, wie ein Protokoll, das niemand bestellt hat, das aber jeder braucht.

Mia zählt noch einmal, diesmal laut, damit alle mitzählen können, und Sofia zählt leise mit, auf Deutsch, mit portugiesischem Zungenschlag bei „sechzehn“. Lea faltet

die Hände, wartet, lässt die Stille arbeiten, wie Inês es vermutlich auch getan hätte. Ich sehe die beiden Handschriften nebeneinander, Inês schwungvoll, Lea kantig, und denke, dass Freundschaft manchmal so aussieht: zwei Farben auf einem Blatt, keine streicht die andere durch.

„Punkt fünfzehn ist über dich, Papa“, sagt Mia. „Höchstens fünf Sterne pro Woche. Das schaffst du nie.“

Alle lachen, kurz, erlöst. Lea wischt sich die Augen. „Punkt acht“, sagt sie leise. „Einen Fonds annehmen, ohne sich dafür zu schämen. Da bin ich durchgefallen. Sechs Jahre lang.“ Sie streicht über die Hülle, als glätte sie die Vergangenheit selbst. „Inês schrieb das nicht als Vorwurf. Sie schrieb es als Übung. Wie Vokabeln. Man wiederholt sie, bis sie sitzen.“

Ich nicke, weil auch ich bei Punkt eins durchgefallen wäre, damals. „Um zu verstehen, nicht um zu siegen“, wiederhole ich. „Das musste ich erst lernen, mit Tabelle, mit Sternen, mit allem. Inês hat es in einem Satz gesagt, wofür ich ein Buch brauchte.“ Mia sieht mich an, kritisch, liebevoll. „Aber du hast gelernt“, sagt sie. „Fast. Punkt fünfzehn übst du noch.“ Alle lachen wieder, und sogar Ben lacht, leise, in sich hinein, als wäre er froh, nicht der Einzige mit Übungsbedarf zu sein.

Mia meldet sich: „Ich übe Punkt zwölf. Zuhören wie achtzig und acht zugleich.“ Sie setzt sich kerzengerade, hört demonstrativ zu, und Sofia lacht zum ersten Mal an diesem Abend hell auf, ein Laut, der alles löst. „Bestanden“, sagt Sofia. „Punkt zwölf kannst du.“

„Noch lernbar“, sagt Amir vom Sessel her, sieht mich an. „Punkt vierzehn gilt auch für Bioinformatiker“, sagt er. „Täglich üben.“

Amir steht auf, setzt sich zu uns auf den Teppich, nimmt sich den zweiten Ausdruck, liest Punkt sieben laut, mit Absicht falsch betont, sodass alle lachen. „Portugiesisch falsch aussprechen und trotzdem weiterreden“, sagt er. „Das kann ich. Ich übe täglich, an Susi, an der S-Bahn-Ansage, an Sofia.“ Sofia korrigiert ihn, sanft, ein Wort, dann ein zweites, und er wiederholt es, geduldig, falsch, besser, fast richtig. Mia klatscht, als er es schafft, und Ben versucht es auch, scheitert herrlich, und Sofia lacht wieder, heller als zuvor.

Sofia tippt auf Punkt zehn. „Das bin ich“, sagt sie. „Die Sechzehnjährige. Mama hat mich schon eingeplant, bevor ich sechzehn war.“

„Sie plante immer voraus“, sagt Lea. „Das war ihre Art von Liste.“

Lea erzählt, wie Inês schon in Lissabon von der Sechzehnjährigen sprach, die einmal fragen werde, und wie sie beide versprochen, dann ohne Ausrede zu antworten. Dass sie damals nicht wussten, wie schwer das sein würde, und es trotzdem versprochen, weil Versprechen manchmal Vorauszahlungen sind. Sofia hört zu, ohne zu unterbrechen, ihre Finger liegen auf Punkt zehn, als halte sie ihn fest. „Dann löst ihr es heute ein“, sagt sie schließlich. „Das Versprechen. Danke.“ Lea nickt, Tränen laufen, sie lässt sie laufen.

Ben, der heute still dabei sitzt, räuspert sich. „Punkt neun“, sagt er. „Bleiben, wenn es kompliziert wird. Da bin ich zweimal durchgefallen, Band zwei und sieben, steht im Protokoll meines Lebens. Aber ich übe, vierzehn gilt auch für Kramers.“ Er zeigt auf die Liste, als wäre sie ein Vertrag, den er gern unterschreibt. Mia nickt ihm zu, ernst, und macht einen kleinen Haken an den Rand der Hülle, Beglaubigung nach Mia-Art. Ich denke: *Meine alte Liste wollte bewerten, ihre will verbinden*, und falte meine Hände, um nichts zu zerreden.

Mia nimmt den Ausdruck, legt ihn behutsam in eine Klarsichthülle, als wäre er ein Museumsstück. „Faksimile“, sagt sie stolz, das neue Wort von Lehmann. „Kommt an die Wand?“

„An die Wand“, sagt Lea. „Neben das Tejo-Foto, wenn Sofia einverstanden ist.“

Sofia nickt, langsam, fest. „Neben das Foto“, sagt sie. „Damit Liste und Bild zusammenbleiben, wie Mama und Lea.“ Mia misst mit dem Lineal die Höhe, markiert mit Bleistift, damit Punkt siebzehn auf ihrer Augenhöhe hängt, und Ben hält die Wasserwaage, die niemand braucht, aber alle beruhigt.

Ich hole die Wasserwaage aus dem Flur, weil schief bei uns nur absichtlich schief sein darf, und Mia lacht, weil Papa mit Wasserwaage für ein Klebeband anrückt. „Punkt drei“, sagt Ben trocken, „Roller rückwärts einparken und dabei lachen, gilt auch für Listen an Wänden.“ Sofia hält die Hülle fest, Mia klebt, Lea richtet aus, ich halte die Leiter, die niemand braucht, und Amir kommentiert von

der Seite: „Gerade ist gut“, sagt er. „Schief mit Liebe ist besser.“ Mia nickt ernst. „Leicht schief bleibt“, verfügt sie. „Als Beweis, dass wir es selbst gemacht haben.“ Ben notiert auf seinem Bierdeckel: „Kramer-Regel, Zusatz: Schief darf, wenn alle kleben.“ Susi würde den Deckel sofort an die Theke hängen, sagt er, und alle nicken, weil die Hafenwirtschaft längst unser zweites Whiteboard ist.

Der Ausdruck liegt in der Hülle auf dem Teppich, siebzehn Punkte, unkommentiert. Sofia steht auf, holt Klebeband, und gemeinsam kleben die beiden Mädchen die Liste neben das Whiteboard, leicht schief, Punkt siebzehn auf Augenhöhe von Mia.

Kapitel 7

Fotos

Ort: Wohnzimmer, Abendlicht. **Vorgehen:** Ein Ordner, zwölf Fotos, keine Eile. **Beteiligte:** Lea erzählt, wir hören zu.

Lea klickt das erste Foto an: Licht auf Fliesen, Mittags-sonne in einer Lissabonner Seitenstraße, Tram-Schiene glänzt. „Da wohnten wir“, sagt sie. „Dritte Etage, grüne Tür, Wäsche über der Straße. Inês sagte immer, die Stadt sei gekachelt wie ein Labor, nur schöner.“

Mia sitzt auf dem Boden, Notizbuch auf den Knien, Sofia neben ihr, näher als gestern, die Wolldecke um beide gelegt. Auf dem Whiteboard hängt die Gegenliste, leicht schief, Punkt siebzehn auf Mias Augenhöhe. Amir hat Tee gebracht, Ben ist heute wieder dabei, still, mit einem Bierdeckel in der Hand, auf den er nichts schreibt, nur hält. Das Abendlicht fällt durch die Altonaer Fenster, golden, und legt sich über den Teppich, auf dem gestern die Liste lag. Ich sitze hinter Lea, Hand auf ihrem Rücken, spüre, wie sie atmet, bevor sie erzählt.

Zweites Foto: junge Lea und Inês auf einem Roller, beide lachend, Helme schief. Mia quietscht. „Mama, du siehst aus wie Sofia jetzt!“

„Rückwärts eingeparkt“, sagt Lea. „Inês bestand darauf, rückwärts einzuparken, bergauf, weil man dann wegfahren kann wie im Film. Wir brauchten vier Versuche. Der Besitzer des Cafés klatschte.“

Lea erzählt weiter, wie der Café-Besitzer ihnen danach zwei Kaffees spendierte, weil Lachen in seiner Straße selten geworden war. Wie Inês darauf bestand, die Helme zu tauschen, weil Leas Helm drückte, und wie sie danach beide Kopfschmerzen hatten, aber glücklich waren. Mia malt sofort einen Roller in ihr Buch, schief, schnell, mit zwei Figuren darauf, und schreibt darunter „vier Versuche“. Sofia sieht hin, korrigiert die Helme mit einem Bleistiftstrich, und Mia nickt, dankbar, ohne etwas zu sagen.

Drittes Foto: zwei Kaffees auf einem wackeligen Tisch, im Hintergrund die Tram. „Jeder Kaffee für zwei“, sagt Lea leise. „Das war unsere Regel. Man bestellt zwei, auch wenn man allein kam, weil die zweite Person gleich kommt oder gerade gegangen ist. Inês erfand Regeln wie du, Felix, nur ohne Nummern.“

Ich nicke, weil der Satz sitzt. „Gute Regel“, sage ich. „Kramer-Regeln sind nummeriert, Hartmann-Regeln auch, Inês-Regeln gelten trotzdem.“ Ben lacht leise vom Boden her. „Meine Regeln gelten neuerdings nur, wenn Mia sie genehmigt“, sagt er. Mia hebt den Daumen, ohne aufzusehen, weil sie gerade die zwei Kaffees zeichnet, mit Dampf, der aussieht wie kleine Herzen. Sofia rückt näher an den Bildschirm, ihre Schulter berührt Mias, und keine rückt weg.

Ich denke an unsere WG-Küche, an Susi, die in der

Hafenwirtschaft immer fragt, ob der zweite Kaffee mit auf den Deckel soll, auch wenn niemand danach verlangt hat. Vielleicht, denke ich, haben alle guten Orte dieselbe Regel, nur mit anderen Worten. „Weißt du“, sage ich zu Lea, „wir machen das längst auch so. Wenn Amir Tee kocht, stellt er immer zwei Tassen hin, eine für den, der gleich kommt.“ Lea lächelt, und zum ersten Mal wirkt ihr Lächeln an diesem Abend nicht nur traurig, sondern auch stolz. „Dann hat Inês gewonnen“, sagt sie. „Regeln ohne Nummern halten länger.“ Mia schreibt an den Rand ihrer Zeichnung: „Regel ohne Nummer, trotzdem gültig“, und Sofia liest es, nickt, als hätte sie genau darauf gewartet.

Sofia rückt näher, sieht das vierte Foto: Inês allein am Fenster, Hand auf dem Bauch, Blick nach draußen. „Wann war das“, fragt sie, sehr ruhig.

„Herbst 2020“, sagt Lea. „Kurz bevor sie zurückfuhr. Sie war müde damals, aber entschlossen. Sie sagte, das Kind werde einmal fragen, und dann müsse die Geschichte stimmen. Nicht glatt, aber wahr.“

Lea holt die blaue Fliese von der Fensterbank, lose, aus einer Altonaer Renovierung, als Gegenstück zur Lissabonner Fliese mit Riss. „Inês sagte, der Riss gehöre dazu“, wiederholt sie. „Unsere hat auch einen Sprung, vom Umzug. Passt also.“ Sofia nimmt die Fliese, prüft den Sprung mit dem Finger, nickt, und Mia malt beide Fliesen in ihr Buch, nebeneinander, mit Riss, beschriftet: „Lissabon und Altona, beide echt“.

Ich lege meine Hand auf Leas Rücken, spüre, wie sie atmet, zählt, weiterredet.

Lea erzählt, wie Inês damals am Fenster stand, lange, und die Tram unten beobachtete, als würde sie Fahrpläne auswendig lernen. Wie sie sagte, sie habe Angst, aber keine, die sie aufhalte, nur eine, die sie mitnehme. Dass sie Lea bat, das Ultraschallbild zu behalten, als Pfand, und Lea es nahm, ohne zu wissen, wie schwer Pfänder sein können. Sofia hört zu, ohne zu unterbrechen, ihre Hände liegen im Schoß, ruhig, und nur ihre Finger bewegen sich, als zählten sie Fliesen, wie in Punkt vier der Gegenliste.

„Sie vermisste dich schon, bevor du da warst“, sagt Lea zu Sofia. „Das klingt seltsam, aber sie sprach von dir wie von einer Person, die sie kannte. Sie übte portugiesische Schlaflieder und deutsche dazu, weil das Kind zweisprachig aufwachsen sollte, sagte sie, mindestens in den Liedern.“ Lea summt eine Melodie an, brüchig, falsch, erkennbar, und Sofia stimmt ein, sicher, klar, die zweite Stimme, die fehlte. Zwei Takte nur, dann brechen beide ab, lächeln verlegen, und Mia klatscht leise, einmal, als wäre sie im Konzert.

Sofia nickt, Tränen laufen, sie lässt sie laufen, wischt nichts weg. Mia schiebt ihr die ganze Packung Taschentücher hin, wortlos, mit der Großzügigkeit von acht Jahren.

Amir steht auf, holt aus der Küche einen zweiten Stapel Taschentücher, weil der erste zur Neige geht, und setzt sich wieder, ohne etwas zu sagen. Mia flüstert Sofia zu, leise, liebevoll: „Weinen geht“, sagt sie. „Auch ohne Erklärung.“ Sofia nickt, schnieft, lacht gleichzeitig, und Lea stimmt ein, weil Lachen und Weinen bei uns zu Hause keine Gegensätze sind, sondern Tranchen desselben

Abends.

„Hat sie geweint“, fragt Sofia, „als ihr euch verabschiedet habt?“

Lea denkt nach, ehrlich. „Nein“, sagt sie dann. „Sie lachte. Sie sagte, Lissabon bleibe, wir kämen wieder, alle zusammen, mit Kindern, die Roller rückwärts einparken. Sie irrte sich im Datum, nicht in der Sache.“

Das letzte Foto: beide Frauen von hinten, Blick über den Tejo, Wind in den Haaren. Kein Posieren, ein Arm um die andere, zufällig perfekt. Lea erzählt, dass ein Straßenfotograf es machte, fünf Euro verlangte, Inês zehn gab, weil das Licht so gut getroffen war. „Sie sagte, gute Arbeit werde bezahlt, auch auf der Straße, gerade auf der Straße.“ Sofia nickt, als kenne sie diesen Satz, als habe sie ihn schon einmal gehört, und vielleicht hat sie das, in einer anderen Küche, vor langer Zeit.

„Das nehme ich“, sagt Sofia leise und drückt es auf Mias tragbarem Drucker aus, zweimal, gibt einen Abzug Lea. „Hälfte ist fair. Wie bei der Miete.“

Während der Drucker rattert, erzählt Lea weiter, von der Nachbarin, die ihnen Fliesen schenkte, lose, aus einer Renovierung, als Glücksbringer. „Inês nahm eine mit, blau-weiß, Riss in der Mitte. Sie sagte, der Riss gehöre dazu, sonst sei es Kitsch.“ Sofia lächelt zum ersten Mal an diesem Abend, richtig, mit Zähnen, und Mia malt sofort eine Fliese in ihr Buch, mit Riss, beschriftet: „echt“. Lea und ich sehen uns an über die Köpfe der Kinder, und ihr Blick sagt, was sie noch nicht ausspricht: Die Trauer wird

bleiben, aber sie hat jetzt eine Adresse, ein Bild, einen Platz an der Wand.

Mia klebt ihren Abzug in ihr Notizbuch, schreibt darunter: „Lissabon, Licht, zwei“.

Ben, der lange still war, räuspert sich. „Punkt dreizehn“, sagt er. „Tramfahren ohne Ziel, nur wegen des Lichts. Das habe ich in Hamburg mit der S-Bahn versucht, Ringlinie, einmal rundherum. Klappt auch, nur ohne Meer.“ Mia lacht, Sofia lächelt, und Lea verspricht, dass wir im Sommer alle zusammen zum Ponton fahren, mit Susi, mit Kuchen, und das Licht auf der Elbe ansehen, als Übung für Lissabon von der anderen Seite. „Mit Roller rückwärts einparken“, ergänzt Mia streng. „Sonst gilt es nicht.“ Amir nickt. „Üben geht auch in Altona“, sagt er. Ich hole ein Post-it, klebe es an den Bildschirmrand: „Ponton, Sommer, alle“, und Mia malt einen Anker dazu, schief, fest.

Lea stellt ihren auf das Whiteboard, mit einem Post-it daneben: „Trauer ist Liebe mit Zeitversatz.“ Das Licht im Wohnzimmer wird goldener, die Fotos leuchten nach, und Sofia hält ihren Abzug fest, als wäre er warm vom Drucker und von der Sonne damals zugleich.

Kapitel 8

Ben zahlt

Hypothese: Geld verdirbt alles. **Gegenbefund:** Manchmal repariert es etwas, wenn man es weg gibt. **Ort:** Hafenwirtschaft, Anker-Tisch, 19 Uhr.

Ben Kramer sitzt am Anker-Tisch, so aufrecht wie selten, kein Showman-Lächeln, nur ein Umschlag in der Hand. Susi stellt vier Gläser ab, sagt nichts, bleibt aber in Hörweite, weil sie spürt, dass es wichtig wird. Mia und Sofia teilen sich eine Limo, Lea und ich warten.

Die Hafenwirtschaft brummt wie immer, Gläser, Stimmen, ein Schiffshorn vom Ponton her, das Mia sofort im Buch vermerkt, mit Uhrzeit. Susi hat den Anker-Tisch freigehalten, obwohl Freitag ist, und ein Post-it an die Reservierung geklebt: „Hartmann, wichtig“. Auf dem Whiteboard zu Hause steht noch die Gegenliste, Punkt neun ist mit einem Bierdeckel markiert, den Ben gestern mitbrachte. Amir sitzt neben mir, Miriam mit Jonas am Nebentisch, nahe genug, um dabei zu sein, weit genug, um nicht zu stören. Ben dreht den Umschlag in den Händen, zweimal, legt ihn dann flach auf den Tisch, als müsse er erst Ruhe geben, bevor er spricht.

„Ich habe Mist gebaut“, sagt Ben ohne Einleitung. „Band

zwei, Band sieben, ihr kennt die Liste. Daten weitergegeben, Geld genommen, Regeln gebrochen, die ich selbst aufgestellt hatte. Kramer-Regel Nummer eins war immer: Familie zuerst. Ich habe sie als Letzter befolgt.“

Er schiebt den Umschlag über den Tisch. „Ich kaufe die Daten zurück. Derselbe Händler, höherer Preis, keine Verhandlung, keine Show. Das Geld ist weg, und das ist gut so. Sühne nennt man das, glaube ich, wenn man es nicht auf eine Bühne stellt.“ Er legt die Finger flach auf den Umschlag, als müsse er ihn festhalten, damit er nicht wegfliegt. „Ich habe damals die Nummern deiner Studie weitergegeben, Felix. Ich wusste, was sie wert sind, und ich wusste, was sie dir bedeuten. Beides habe ich verkauft. Das hole ich heute zurück, soweit Geld das kann. Den Rest muss ich anders bezahlen, mit Zeit, mit Dableiben.“

Ich sehe auf seine Hände, die sonst immer gestikulieren, und jetzt ganz still liegen, flach auf Papier, als müssten sie erst lernen, wie man bleibt. In meinem Kopf läuft eine alte Liste mit, Band zwei, Band sieben, alle Stellen, an denen Ben strauchelte und wir ihn hielten, halb widerwillig, halb selbstverständlich. Heute hält er selbst, und das ist neu. „Ben“, sage ich, und meine Stimme ist rauer als geplant, „weißt du noch, wie du damals nachts im Labor saßest und sagtest, Familie sei kein Vertrag, sondern Anwesenheit?“ Er nickt, überrascht, dass ich mir das merkte. „Heute bist du anwesend“, sage ich. „Das ist die ganze Sache.“ Lea legt ihre Hand kurz auf meinen Arm, als bremse sie meine Rührung, liebevoll, und Mia notiert: „Papa sagt Anwesenheit. Gilt doppelt.“

Sofia sieht Ben lange an, und zum ersten Mal liegt in ihrem Blick keine Prüfung, sondern Interesse. „Hat es weh getan“, fragt sie leise, „das Geld wegzugeben?“ Ben überlegt ehrlich, was bei ihm selten schnell geht. „Ja“, sagt er dann. „Aber weniger, als das Behalten weh tat. Behalten war schwerer, jeden Tag.“ Sofia nickt, als verstehe sie genau diesen Unterschied. *Manchmal repariert Weggeben mehr als Aufbewahren*, denke ich. *Das steht in keinem Laborprotokoll, aber heute am Anker-Tisch stimmt es.*

Ben sieht mich an, ohne auszuweichen, und das ist neu, weil er sonst immer zuerst einen Scherz macht, wenn es ernst wird. „Ich habe Lehmann gefragt, ob das reicht“, sagt er leiser. „Er sagte, Geld reicht nie, aber es ist ein Anfang, wenn man es ohne Bühne zahlt. Also zahle ich ohne Bühne, nur mit euch.“ Lea legt ihre Hand auf den Umschlag, nicht um ihn zu öffnen, sondern um ihn zu halten. Mia schreibt mit, Sofia sieht Ben an, ruhig, prüfend, wie man jemanden ansieht, dem man noch eine Chance geben will.

Ich öffne den Umschlag, lese die Bestätigung, gebe sie an Lea weiter. Rückkauf bestätigt, Löschung zugesichert, notariell, sauber. Der Betrag ist hoch, schmerzhaft hoch, genau richtig.

Lea liest zweimal, faltet das Blatt, gibt es mir zurück. „Notariell“, sagt sie. „Löschung zugesichert. Das ist mehr, als ich erwartet habe.“ Ich nicke, weil mir die Worte fehlen, und reiche das Blatt an Amir weiter, der es überfliegt und zusammenfaltet, als wäre es ein Laborbefund, den man ablegt, nicht bejubelt. Mia fragt, ob sie den Stempel abzeichnen dürfe, und Ben hält das Blatt still, damit sie

den Adler genau trifft, was sie mit Zunge zwischen den Zähnen tut, sehr konzentriert, sehr stolz.

„Ben“, sagt Lea, „das ist dein halbes Erspartes.“

„Ein Drittel“, korrigiert er. „Der Rest reicht für Miete und Großspurigkeit im Kleinformat.“ Er versucht zu grinsen, lässt es dann. „Ich wollte einmal der sein, der zahlt, ohne dass jemand klatscht.“

„Warum heute“, fragt Sofia, direkt, ohne Umschweife, und alle sehen sie an, weil die Frage sitzt. Ben denkt nach, ehrlich. „Weil ich gestern Punkt neun gelesen habe“, sagt er. „Bleiben, wenn es kompliziert wird. Und weil deine Mutter ihre Hälfte fair teilte, Sofia, ohne zu rechnen. Da wollte ich nicht der sein, der weiter rechnet.“ Sofia nickt langsam, als prüfe sie die Antwort auf Echtheit. „Gute Antwort“, sagt sie schließlich. „Ohne Ausrede. Punkt zehn wäre stolz.“

Mia hebt die Hand wie in der Schule. „Neue Kramer-Regel“, sagt sie feierlich. „Wer einen Fehler mit Geld bezahlt, darf trotzdem bleiben.“

Ben sieht sie an, gerührt, fasst sich schnell. „Angenommen“, sagt er. „Kramer-Regel, neueste Fassung, vorgeschlagen von Mia Hartmann, acht Jahre, protokolliert.“

Mia diktiert, Ben schreibt auf einen Bierdeckel, in Druckbuchstaben, langsam, damit nichts verwackelt. „Vorgeschlagen von Mia“, liest er vor, „angenommen von Ben, bezeugt von Sofia, Lea, Felix, Amir, Susi.“ Susi, die gerade vorbeikommt, nickt, als wäre sie schon immer Zeugin ge-

wesen. „Bezeugt“, sagt sie. „Steht. Küche zu 20:30, Herz auf, wie immer.“ Alle lachen, und Ben steckt den Deckel ein, als wäre er ein Vertrag, was er auch ist, nach Mia-Recht.

Sofia schiebt Ben wortlos ihre Limo hin, zum Anstoßen. Er stößt mit seinem Wasserglas dagegen, sehr ernst, sehr sanft. „Für deine Mutter“, sagt er zu Sofia. „Die ich nie kennengelernt habe und der ich trotzdem etwas schulde, weil sie Leas Freundin war und weil sie dich in die Welt gesetzt hat, die jetzt hier sitzt und mir ihre Limo leiht.“ Sofia nickt, trinkt ihm zu, und Mia notiert: „Ben sagt danke an Inês. Gilt.“ Susi wischt über die Theke, sieht herüber, hebt den Daumen, und die Hafenwirtschaft brummt weiter, Gläser, Stimmen, ein Schiffshorn von draußen, alles wie immer, nur wärmer.

Susi kommt heran, legt einen Bierdeckel auf den Tisch, macht einen Strich darauf, den längsten seit Wochen. „Strichliste“, sagt sie. „Fürs Zurückholen, nicht fürs Ausgeben.“ Susi nickt knapp.

Amir, der alles gehört hat, legt eine Hand auf Bens Schulter, weil ich gerade keinen Satz finde. „Danke“, sagt er. „Sühne ist ein hässliches Wort für eine schöne Sache.“

Miriam, die mit Jonas am Nebentisch saß und alles mitangehört hat, kommt herüber, stellt zwei Gläser ab, eines für Ben. „Auf die neue Regel“, sagt sie. Jonas hebt seine Apfelschorle, Mia protokolliert den Toast mit Uhrzeit: „19:42, alle stoßen an.“ Ben trinkt, sieht dann lange auf den Bierdeckel mit Susis Strich, dreht ihn um, schreibt auf die Rückseite mit Kugelschreiber: „Schulden beglichen, 2026.“

Er zeigt ihn mir. „Beweis“, sagt er. „Wie deine Tochter es mag. Schriftlich.“

Ich halte den Deckel gegen das Licht, lese zweimal, reiche ihn an Lea weiter. „Kramer-Regel, neueste Fassung“, sage ich. „Heute ohne Kleingedrucktes.“ Lea nickt, steckt ihn zu Mias Protokoll, damit er auffindbar bleibt. Susi ruft von der Theke: „Ponton morgen, wenn Wetter hält, Hartmann-Tisch reserviert.“ Mia jubelt, Sofia nickt, und Ben verspricht, Pommes in Großspurigkeit im Kleinformat zu spendieren, was alle mit Lachen quittieren. Amir legt die Hand auf meine Schulter, weil er spürt, dass ich gerade keinen Satz finde, und sagt nur: „Gut so.“

Ben nickt, steht auf, geht zur Theke, bestellt für alle Pommes, zu viele, wie immer, und als er zurückkommt, sind seine Augen feucht, aber er trägt die Schale, als wäre sie ein Pokal. Die Kinder greifen zuerst zu, Lea nimmt meine Hand unter dem Tisch, und der Umschlag liegt in der Mitte, leer geräumt von seinem Gewicht, nur noch Papier.

Kapitel 9

Ethik zu

Vermerk: UKE, Ethikkommission, kleiner Saal. **Anlass:** Akte wird geschlossen. **Form:** Protokoll, wörtlich.

Lea und ich sitzen nebeneinander, Lehmann hinter uns wie eine Rückendeckung in Tweed, Dr. Aydin uns gegenüber mit einer dünnen Akte, die dicker wirkt, als sie ist. Mia und Sofia warten draußen mit Amir und einem Eis, das war die Bedingung der Kommission und unsere auch.

Der Saal ist klein, hell, ein Foto vom Hafen an der Wand, morgens, still. Auf dem Tisch liegen unsere Belege, geordnet, nummeriert, mit Mias Haken am Rand, dazu Lehmanns Papierordner mit Stempel und Aktenzeichen. Lea trägt ihre Bikerjacke über dem Stuhl, darunter ein dunkles Kleid, das sie selten trägt, nur wenn etwas zählt. Ich habe mein altes Notizbuch dabei, ohne Sterne, nur mit Post-its, grün für geklärt, gelb für offen, wie ich es Mia versprochen habe. Lehmann hat heute keinen Marker in der Brusttasche, was bei ihm einer Verbeugung gleichkommt.

Dr. Aydin öffnet die Sitzung ohne Umschweife, Diktiergerät läuft. An der Wand hängt ein Foto vom Hafen, morgens, still, und ich fixiere es, während Lea spricht, weil ihre Stimme allein schon trägt und mein Blick einen ruhi-

gen Punkt braucht. Lehmann sitzt kerzengerade, Hände auf der Aktentasche, zum ersten Mal ohne Marker in der Brusttasche, als zolle er dem Verfahren Respekt durch Weglassen.

Ich atme einmal tief durch und denke an unsere Küche, an Mias Post-its, an den Laptop auf dem Kühlschrank, an alles, was uns hierher gebracht hat. Hypothese: Wahrheit lässt sich ablegen. Methode: Hinsetzen, aussprechen, unterschreiben. Ergebnis steht aus, aber zum ersten Mal habe ich keine Angst vor dem Ergebnis. Lea sitzt neben mir, aufrecht, die Hände ruhig im Schoß, und ich spüre, wie sie mit dem Fuß meinen berührt, kurz, als Zeichen. *Keine Alleingänge*, denke ich. *Nicht hier, nicht heute*. Dr. Aydin sieht uns beide an, sachlich, freundlich, und ich denke, dass Kommissionen auch nur Menschen sind, die Ordnung in Geschichten bringen, Zeile für Zeile.

Lehmann beugt sich kurz zu mir herüber, flüstert, obwohl das Gerät schon läuft: „Hartmann, ruhig atmen. Das hier ist kein Verhör, das ist Aufräumen.“ Ich nicke, dankbar für seine Art, Strenge in Fürsorge zu verpacken. Lea legt ihre Mappe gerade hin, Kante an Kante mit dem Tisch, und ich erkenne darin Mias Handschrift wieder, die sie heimlich übernommen hat, Ecken bündig, Haken am Rand. Es beruhigt mich, dass unsere Kinder bis in diesen Saal reichen, mit Eis draußen und Haken drinnen.

PROTOKOLL

„Akte Hartmann, Treuhand-Stipendium Lissabon 2020“,

sagt Dr. Aydin. „Vorlage vollständig: Treuhandvertrag 2011, Stiftungs-Überführung 2019, Auszahlungsbelege 2020, Rückkauf-Bestätigung der Datenweitergabe. Herr Hartmann, Frau Sommer, wollen Sie dazu etwas erklären?“

„Nur so viel“, sagt Lea. „Ich habe das Stipendium angenommen, ohne nach der Quelle zu fragen. Aus Scham, nicht aus Kalkül. Das war falsch, und es tut mir leid. Die Förderung war zweckgebunden, zweckgemäß verwendet, belegt. Aber das Schweigen war meine Entscheidung.“

Dr. Aydin nickt, notiert, sieht auf. „Frau Sommer, können Sie die Verwendung in einem Satz zusammenfassen, fürs Protokoll?“ Lea denkt nach, kurz. „Zwölf Monate Miete, Leben, Forschung für zwei Personen in Lissabon, cent-genau belegt, Hälfte an Inês, Hälfte an mich.“ Dr. Aydin notiert das wörtlich, liest es zurück, Lea bestätigt mit „Ja, so stimmt es“. Ich lege meine Hand unter dem Tisch auf ihre, drücke einmal, als Zeichen, dass sie klar war, klarer als je zuvor.

„Ich ergänze“, sage ich. „Ich wusste vom Fonds meiner Mutter, verschwieg aber die Verbindung nach Lissabon, auch gegenüber der Kommission. Ebenfalls falsch. Ebenfalls dokumentiert. Wir bitten, die Akte mit dieser Erklärung zu schließen.“

Dr. Aydin sieht mich an, ruhig, ohne Strenge. „Herr Hartmann, wann erfuhren Sie von der Verbindung?“ Ich antworte wahrheitsgemäß, mit Datum, so gut ich es rekonstruieren kann. „Lehmann informierte mich später, ich gab es nicht weiter, aus Scham und aus Sorge um die Studie. Zweiter Fehler in der Kette, protokolliert, auch ge-

genüber meiner Tochter.“ Dr. Aydin nickt, nickt. „Danke für die Präzision“, sagt sie. „Das hilft dem Verfahren mehr als jede Entschuldigung.“

„Herr Professor Lehmann“, sagt Dr. Aydin, „als Treuhänder?“

„Hartmann!“, sagt Lehmann, steht halb auf, setzt sich auf einen Blick von Dr. Aydin wieder. „Entschuldigung. Bestätige: Alles ordnungsgemäß, lückenlos, zweckgemäß. Das Schweigen bedauere ich als Treuhänder mit, ich hätte früher auf Offenlegung drängen müssen. Beantrage Schließung.“

Dr. Aydin blättert, nickt, unterschreibt, schiebt das Blatt zu Lehmann, der ebenfalls unterschreibt, schwungvoll, mit Punkt.

Dr. Aydin legt zusätzlich die Rückkauf-Bestätigung von Ben vor, prüft Stempel, Datum, Unterschrift. „Die Datenweitergabe ist damit geheilt“, sagt sie. „Rückkauf bestätigt, Löschung zugesichert, notariell.“ Sie diktiert ins Gerät: „Vermerk: Rückkauf ohne Aufsehen, glaubhaft vorgetragen.“ Lehmann nickt, sichtlich erleichtert. „Kramer hat ohne Bühne gezahlt“, sagt er. „Das steht nicht im Beleg, gehört aber dazu.“ Dr. Aydin lächelt knapp. „Vermerke ich als mündliche Ergänzung“, sagt sie.

„Noch ein Satz fürs Protokoll“, sagt Dr. Aydin und sieht über die Brille. „Die Belege Ihrer Mutter, Herr Hartmann, sind vorbildlich geordnet. Selten sieht man Treuhänder-Akten so vollständig. Richten Sie das dem Andenken aus.“ Sie lächelt knapp, menschlich, und ich denke: *Bürokratie*

kann auch trösten, wenn sie genau hinsieht. Lea drückt meine Hand unter dem Tisch, dreimal kurz, unser Zeichen für alles gut.

„Dann schließe ich die Akte“, sagt Dr. Aydin. „Mit Dank für die vollständige Vorlage und die klare Erklärung. Die Kommission vermerkt ausdrücklich: kein wissenschaftliches Fehlverhalten, Versäumnis der Offenlegung geheilt. Weiterforschen, Herr Hartmann.“

Ich nicke, weil meine Stimme gerade nicht trägt. Lea sagt „Danke“, klar, fest, und Lehmann verbeugt sich im Sitzen, was nur er kann, ohne komisch zu wirken. Dr. Aydin schaltet das Diktiergerät aus, reicht uns die Hand, beiden, der Reihe nach. „Für Ihre Kinder“, sagt sie noch, an der Tür, „haben Sie das gut gemacht. Geschlossen heißt auffindbar, nicht vergessen. Das ist ein guter Satz für zu Hause.“ Ich verspreche, ihn weiterzugeben, wörtlich, an Mia, mit Quellenangabe. Lea trägt den Beschluss ins Notizbuch ein, mit Datum, Uhrzeit, Unterschriftenkürzel, und Lehmann kontrolliert die Schreibweise, wie ein Gutachter, der plötzlich sanft geworden ist. Susi schreibt per Nachricht aus der Hafenwirtschaft: „Akte zu“, und Lea antwortet: „Zu. Wir kommen.“

Draußen auf dem Flur rennt Mia uns entgegen, Eis an der Wange, Sofia dahinter, langsamer, aber lächelnd. „Zu“, fragt Mia.

„Zu“, sagt Lea und hebt sie hoch, was sie seit einem Jahr eigentlich nicht mehr kann, heute aber doch. Mia kreischt vor Vergnügen, Sofia wischt ihr die Eisspur von der Wange, ganz große Schwester, ganz selbstverständlich. Lehmann

verbeugt sich vor den Kindern, tief, theatralisch, wie nach einer gelungenen Operation. „Tranchen abgeschlossen“, meldet er. „Belege, Bild, Liste, Ethik. Alles im Kasten.“ Mia salutiert, Sofia verneigt sich leicht zurück, und Amir verteilt die letzten Taschentücher, weil alle gleichzeitig lachen und weinen und Eis tropft auf den Linoleumboden des UKE.

Amir reicht mir ein zweites Eis, Vanille, schon schmelzend. „Was Felix meint ist“, sagt er zu den Kindern, „geschlossen heißt nicht vergessen. Geschlossen heißt: abgelegt, auffindbar, fertig.“ Mia nickt, notiert das Wort „auffindbar“ mit doppelter Unterstreichung, und Sofia fragt, ob man die Akte später einmal lesen dürfe, wenn man älter sei. „Ja“, sage ich. „Alles, jederzeit. Keine Ordner mit Schloss mehr in dieser Familie.“

Mia zieht ihr Notizbuch hervor, zeigt Dr. Aydin durch die Glastür ihr Protokoll, und Dr. Aydin kommt heraus, betrachtet es, nickt ernst. „Belege, Bild, Liste, Ethik“, liest sie laut vor. „Tranchen abgeschlossen, sehr sauber protokolliert, junge Dame. Das nehmen wir als Anlage zur Akte.“ Mia strahlt, Sofia legt den Arm um sie, und Lehmann verbeugt sich noch einmal, diesmal vor Dr. Aydin, weil auch Treuhänder danken müssen. Auf dem Whiteboard zu Hause, sagt Lea, klebe morgen ein grünes Post-it: „Ethik zu“, und darunter ein gelbes: „Brief noch offen“, damit nichts vergessen wird. Amir verteilt die letzten Löffel Eis, Vanille für alle, und die S-Bahn ist sogar im UKE-Flur zu hören, fern, regelmäßig, als gehörte sie dazu. Sofia fragt, ob die Akte jetzt im Keller liege oder im Computer, und Dr. Aydin erklärt beides, geduldig, mit Aktenzeichen, was

Mia sofort notiert, als wäre es eine Telefonnummer für die Wahrheit. Lea kauft am Automaten ein zweites Eis für Sofia, Erdbeere, weil heute Tranchen-Abschluss ist, und Amir bezahlt mit Kleingeld, das er extra abgezählt hat, wie einen Beleg fürs Dabeisein.

Lehmann tippt mir auf die Schulter. „Hartmann, gut gemacht. Selten, aber heute ja.“ Er klaut Mia einen Löffel Eis, sie protestiert, er gibt ihn doppelt zurück, und das Protokoll liegt im Saal auf dem Tisch, unterschrieben, trocken, endgültig, während auf dem Flur das Eis tropft.

Kapitel 10

Vergebung

Ort: WG Altona, Sonntagabend, alle da. **Anlass:** Ein Brief, sechs Jahre ungeöffnet im Ordner. **Leserin:** Lea.

Auf dem Tisch liegt der letzte Umschlag aus dem Ordner, Handschrift meiner Mutter, adressiert an „Lea, für später“. Lea hält ihn lange in der Hand, bevor sie ihn öffnet, Mia lehnt an ihrer Schulter, Sofia gegenüber, Ben und Amir und Miriam mit Jonas im Kreis, Vater Heinrich im Sessel, Lehmann am Fenster.

Die WG-Küche ist zu klein für so viele, also sitzen wir im Wohnzimmer, auf dem Boden, auf Stühlen, auf Kissen. Auf dem Whiteboard hängt noch die Gegenliste, daneben das Tejo-Foto, daneben Mias Zeitlinie von 2010 bis 2020, mit doppelter Unterstreichung. Amir hat Suppe gekocht, Linsen, nach dem Rezept meiner Mutter, Zitrone steht bereit, kommt erst am Ende dazu. Susi kommt später noch mit Kuchen, hat sie angekündigt, mit Post-it an der Tür: „Bin unterwegs, Herz auf“. Mia hat ihr Notizbuch offen, Sofia ihre Jacke an, mit dem Ultraschall-Ausdruck in der Innentasche, nahe am Herzen. Vater Heinrich hält sein Taschentuch bereit, Lehmann steht am Fenster, ohne Marker, nur mit Taschentuch in Reserve, wie er später zugeben wird.

Lea liest vor, langsam, ohne Eile, und niemand unterbricht sie. Nur Vater Heinrich räuspert sich einmal, faltet die Hände, hört zu wie bei einer Predigt, die er mag. Mia schließt die Augen beim Zuhören, um besser zu hören, Sofia sieht Lea ununterbrochen an, als müsse sie jede Silbe aufbewahren.

Meine liebe Lea, wenn Du das liest, bin ich lange fort, und das ist gut so, denn manches sagt sich leichter ohne Gegenüber. Ich habe früh einen Menschen verloren und danach verfügt, dass mein Geld einmal leise helfen soll, wo eine junge Familie in Not gerät. Professor Lehmann weiß Bescheid, er ist ein guter Treuhänder, auch wenn er laut ist. Wenn Du und Inês dieses Jahr in Lissabon verbringt, dann ist es dieses Geld, und Du musst Dich dafür nicht schämen. Man nimmt Hilfe an, wie man Regen annimmt, ohne ihn verdient zu haben. Felix wird das verstehen, er misst alles, aber er liebt genauer, als er misst. Vergib mir, dass ich es Dir nicht selbst sagte, vergib Dir, dass Du nicht fragtest, und bleibt einander, wenn es schwer wird. Eure, in Gedanken, Margarete.

Stille. Vater Heinrich wischt sich die Augen mit dem Taschentuch, das er immer dabei hat, seit Mutter fort ist. „Margarete konnte Briefe“, sagt er leise. „Das konnte sie.“ Er faltet das Taschentuch, entfaltet es, faltet es wieder, und ich denke: *Sechzehn Jahre Witwer, und ein einziger Brief holt alles zurück, was er gut verwahrt hatte.* Miriam legt den Arm um ihn, Jonas reicht ihm wortlos ein Stück

Kuchen, das er annimmt wie eine Medizin.

Vater Heinrich erzählt weiter, leise, dass Margarete Briefe immer zweimal schrieb, einmal geradeheraus, einmal weich, und die zweite Fassung abschickte. Dass sie Stipendien-Ausschnitte sammelte, doppelt angestrichen, und sagte, Geld müsse arbeiten, nicht warten. Dass sie Felix messen ließ, schon als Kind, mit Lineal, mit Uhr, und dazu sagte, messen sei ihre Art von Beten. Mia hört zu, ohne zu schreiben, was selten ist, und legt ihre Hand auf Heinrichs Arm, als danke sie für die Auskunft über Oma, die sie nie kennengelernt hat.

Ich höre zu und denke an meine Mutter am Küchentisch, mit Bleistift und Zeitung, wie sie Zahlen einkreiste, als wären es Samen. Ich hielt es für Sparsamkeit, heute weiß ich, es war Vorsorge für Fremde. „Heinrich“, frage ich leise, „hat sie je gesagt, für wen sie das alles aufhebt?“ Er denkt nach, lange, faltet das Taschentuch auf, wieder zu. „Für die, die es brauchen, wenn ich nicht mehr bin“, sagt er schließlich. „So sagte sie es. Ohne Namen. Sie sagte, Namen machen klein, Not macht groß.“ Mia sieht mich an, groß, achtjährig, und flüstert: „Oma hat für Lea und Inês gespart, ohne sie zu kennen.“ Ich nicke, weil mein Hals zu eng ist für Sätze.

Sofia rückt näher an Heinrich heran, vorsichtig, als betrete sie ein fremdes Zimmer. „Hat sie gern Tee getrunken“, fragt sie, „wie Lea?“ Heinrich lächelt, das erste echte Lächeln an diesem Abend. „Kamille mit Honig“, sagt er. „Genau wie Lea heute. Vielleicht hat Lea das von ihr gelernt, ohne es zu wissen. So vererbt manches sich, still.“

Sofia nickt, ernst, und schiebt Heinrich wortlos ihren Teebecher hin, zum Wärmen der Hände. *Manches Erben braucht kein Testament, denke ich. Nur eine Teesorte und ein offenes Zimmer.*

Mia weint offen, Sofia hält ihre Hand, weint still. Lea faltet den Brief, legt ihn zurück in den Umschlag, streicht ihn glatt.

Sofia zieht den Ultraschall-Ausdruck aus ihrer Jackentasche, legt ihn neben den Brief, Kante an Kante. „Pfand und Brief“, sagt sie leise. „Beide aufbewahrt, beide zurück. Mama wäre einverstanden.“ Lea nickt, legt die Hand auf beide Papiere, als segne sie sie. Mia malt in ihr Buch einen Rahmen um beide, schreibt darunter: „alles beisammen“. Vater Heinrich nickt, faltet die Hände, und Lehmann putzt sich geräuschvoll die Nase, was alle mit Lachen quittieren, weil auch Treuhänder weinen dürfen, nur lauter.

„Ich vergebe“, sagt Lea leise, zu niemandem und zu allen. „Deiner Mutter, dass sie schwieg. Mir, dass ich schwieg. Dir, Felix, dass du schwiegst. In der Reihenfolge, gleichzeitig.“

„Ich auch“, sage ich, und meine Stimme trägt kaum. „Allen dreien, gleichzeitig.“

Ich will mehr sagen, über Messen und Lieben, über Punkt vierzehn, Vergebung üben wie eine Sprache, aber Lea schüttelt den Kopf, kaum sichtbar, weil heute kein Erklären nötig ist. Stattdessen hole ich den alten Ordner meiner Mutter aus dem Regal, lege ihn neben den Brief, Kante an Kante, als gehörten sie zusammen, was sie auch

tun. „Suppe und Stiftung“, flüstert Mia, und alle nicken, weil das Kürzel inzwischen alles enthält: Rezept, Belege, Tranchen, Kakao. Ben räuspert sich, laut, weil auch er etwas sagen will und nicht kann, und legt stattdessen seinen Bierdeckel dazu, mit der neuen Kramer-Regel darauf.

Amir steht auf, holt aus der Küche den Topf mit Suppe, stellt ihn in die Mitte, als wäre das die Antwort. „Was Felix meint ist“, sagt er, und zum ersten Mal übersetzt er nicht mich, sondern uns alle, „jetzt essen. Der Brief bleibt liegen, der Ordner bleibt offen, nichts muss mehr versteckt werden.“

Ich schöpfe die Suppe, Lea verteilt das Brot, Mia prüft, ob Zitrone erst am Ende dazukommt, wie im Rezept meiner Mutter. „Erst am Ende“, bestätigt Amir. „Wie Vergabung, kommt zuletzt, wirkt trotzdem.“ Sofia lacht, zum ersten Mal hell an diesem Abend, und Vater Heinrich verlangt Nachschlag, was Susi mit einem Strich auf dem Bierdeckel quittiert: „Heinrich, zwei Teller, Rekord“. Mia protokolliert den Rekord mit Uhrzeit, Sofia bezeugt ihn mit Unterschrift, und Lehmann beantragt dritte Portion, was einstimmig abgelehnt und dann doch gewährt wird.

Ben macht einen Strich auf einen Bierdeckel, den er mitgebracht hat, und schiebt ihn in die Mitte. Susi, die unangekündigt in der Tür steht mit einem Kuchen, sagt nur: „Heute bei euch.“ Susi nickt knapp. Vater Heinrich schneidet den Kuchen an, krumm, großzügig, verteilt die Stücke nach Alter aufsteigend, Mia zuerst, Lehmann zuletzt, der protestiert und dann doppelt nimmt. Miriam

legt ein Post-it an den Briefumschlag: „gelesen, 2026, alle dabei“. Jonas liest die Gegenliste von der Wand vor, Punkt vierzehn, zweimal, wie einen Beschluss. Keiner klatscht, keiner erklärt, alle kauen, und das ist gut so.

Lehmann steht auf, geht zum Whiteboard, ergänzt unter Tranchen-Plan und Zeitlinie einen letzten Kreis: „Vergebung“ schreibt er, unterstreicht es einfach, nicht doppelt. „Tranchen abgeschlossen“, sagt er leise. „Belege, Bild, Liste, Ethik, Brief. Alles im Kasten, alles auffindbar.“ Mia klebt ein grünes Post-it daneben: „fertig“, und Sofia klebt ein gelbes darunter: „offen für Neues“. Amir schenkt Tee nach, Ben verteilt die letzten Kuchenkrümel an die Kinder, weil Krümel Glück bringen, sagt er, und Susi notiert auf ihrem Bierdeckel: „Hartmann, alles gut“. Vater Heinrich faltet sein Taschentuch, steckt es ein, nimmt Mias Hand, hält sie fest, als wäre sie ein Pfand, das man nicht mehr teilen muss, weil es angekommen ist. Jonas liest Punkt vierzehn noch einmal, langsam, und Miriam summt dazu die Lissabon-Melodie, brüchig, erkennbar, bis Sofia einstimmt, klar, sicher, und der Kreis sich schließt, ohne dass jemand es anordnet.

Mia legt ihr Notizbuch auf den Brief, wie ein Gewicht, damit er nicht wegfliegt, obwohl kein Fenster offen ist. Draußen über Altona stehen die ersten Sterne, Sofia zählt sie leise auf Portugiesisch, Mia auf Deutsch, eine Stimme nach der anderen, und der Brief liegt unter dem Notizbuch, offen vergeben, bereit für alles, was danach kommt.

Kapitel II

Hartmann!

Zwischenstand: Tag 3466, UKE Labor 3.14, 8:12 Uhr, Kaffee zu heiß. **Annahme:** Übergaben lassen sich planen. **Vorgehen:** Zuhören, messen, entscheiden. **Befund:** Lehmann will die Herz-Studie abgeben. An mich.

Er steht am Whiteboard, bevor ich den Rechner hochgefahren habe. Das ist ungewöhnlich, weil Lehmann sonst nie vor neun Uhr steht und schon gar nicht schreibt. Heute schreibt er. Mit meinem Stift. In meiner Handschrift absichtlich schlecht nachgemacht. Auf dem Board steht in großen Buchstaben „HARTMANN!“ und darunter kleiner „ab hier ohne mich, aber nicht ohne Plan“.

„Guten Morgen“, sage ich, „das ist mein Board. Und mein Stift.“

„Falsch“, sagt Lehmann. „Das war Ihr Board. Ab heute ist es ein Denkmal.“ Er hustet kurz, winkt ab, bevor ich etwas sagen kann. *Nicht fragen, nur schauen*, denke ich. Er sieht schmaler aus als im Frühjahr, die Jacke hängt an den Schultern, aber die Augen sind wach wie immer.

Er legt einen Stapel auf meinen Tisch. Oben das Protokoll der Herz-Studie, darunter Ethikvotum, Datenplan,

eine Liste mit Namen, die ich alle kenne. Dreihundert Patienten, Längsschnitt, Genetik plus Verlauf, genau die Sorte Studie, bei der man nachts wach liegt, weil ein Komma im Einschlusskriterium über alles entscheidet.

„Ich höre auf“, sagt er. „Nicht dramatisch. Planmäßig. Herz schlägt, aber nicht mehr für Gremien. Sie übernehmen.“

Ich setze mich, weil Stehen plötzlich unpraktisch ist. Meine Liste im Kopf sortiert sich von selbst:

Erstens: Ich habe zwei laufende Projekte, ein Kind mit Forscherfragen, ein zweites Kind auf Probe, eine Verlobte im Nachtdienst und eine WG-Küche voller Post-its. Zweitens: Die Studie ist groß, wichtig, genau mein Fach. Drittens: Lehmann fragt nicht zweimal.

„Ich muss darüber nachdenken“, sage ich. „Eine Nacht. Daten prüfen. Mit Lea sprechen.“

„Denken“, sagt Lehmann, „ist Ihre Art zu zögern. Zögern ist Ihre Art höflich zu sein.“ Er nimmt meinen Kaffee, trinkt, verzieht das Gesicht. „Zu heiß. Wie Ihre Ausreden.“

Amir kommt herein, bleibt in der Tür stehen, erkennt die Lage in einer Sekunde. „Er freut sich und hat Angst gleichzeitig“, sagt er ruhig. „Das ist bei ihm normal und kein Ausschlusskriterium.“

„Übersetzen Sie jetzt auch Karrieren“, fragt Lehmann.

„Nur Ehemänner in Ausbildung“, sagt Amir und stellt einen zweiten Kaffee ab. Für mich. Trinkbar.

Ich blättere durch das Protokoll, während Lehmann am Fenster steht und auf den Hof sieht. Einschluss ab vierzig, Ausschluss bei schwerer Komorbidität, Follow-up alle sechs Monate, Endpunkte klar definiert. Sauber gearbeitet, Lehmann-Handschrift in den Randnotizen, an zwei Stellen ein Ausrufezeichen, an einer Stelle ein „Felix fragen“. Ich bleibe an dieser Stelle hängen. *Er hat mich schon eingetragen, bevor er gefragt hat*, denke ich. *Das ist Planung durch Vertrauen.*

Ich lese die Stelle zweimal, weil sie mehr enthält als ein Vermerk. Dort, am Rand von Seite vier, steht in seiner krakeligen Schrift der Satz „Felix fragen, er sieht genauer“, und darunter ein Pfeil auf die Genetik-Auswertung. Mir wird warm um die Ohren, weil Lehmann Lob nur am Rand verteilt, nie in der Mitte. Ich denke an meine ersten Monate im Labor, als er jeden meiner Befunde doppelt prüfte, schweigend, ohne Kommentar, und mir später sagte, prüfen sei seine Art von Zutrauen. Heute steht mein Name schon im Protokoll, bevor ich zugesagt habe, und das ist kein Druck, das ist ein Vorschuss. „Herr Professor“, sage ich leise, „diese Randnotiz, seit wann steht die da?“ Er dreht sich nicht um, sieht weiter auf den Hof. „Seit Frühjahr“, sagt er. „Seit Sie Tranchen verstanden haben. Wer Tranchen versteht, versteht Herzen.“

Amir, der das alles mitanhört, stellt den zweiten Kaffee direkt auf das Protokoll, als Lesezeichen aus Porzellan. „Was Felix jetzt denkt“, sagt er zu Lehmann, „ist, dass dreihundert Herzen mehr sind als ein Labor.“ Lehmann nickt, ungewohnt sanft. „Sind es“, sagt er. „Deshalb fragen wir Felix. Weil er bei dreihundert immer noch das einzelne

sieht.“ Ich schlage das Protokoll zu, lege die Hand darauf, spüre das Papier unter den Fingern, rau, echt, und denke, dass Übernehmen manchmal nur bedeutet, eine Hand auf etwas zu legen und zu sagen: Ich halte mit.

„Wer macht die Ambulanz weiter“, frage ich. „Und die Doktoranden? Jonas? Die Genetik-Auswertung?“

„Jonas bleibt“, sagt Lehmann. „Wenn Sie ihn lassen. Er rechnet langsam, aber richtig. Die Genetik macht Miriam im Verbund, zwei Stunden pro Woche, mehr gibt sie nicht, mehr brauchen Sie nicht. Die Ambulanz teilen Sie mit mir, drei Monate Übergang, dann allein. Gremien“, er zieht die Luft ein, „Gremien regle ich anders.“

Lehmann dreht sich noch einmal zum Board, schreibt unter seinen Spruch eine Zeile dazu, diesmal in seiner eigenen krakeligen Schrift: „Wer misst, muss auch halten.“ Er sieht mich an. „Das habe ich von Ihrer Mutter gelernt, indirekt. Belege zählen, Hartmann. Menschen auch.“

Ich denke an den Ordner, an Lissabon, an die Stiftung, an alles, was seit Tagen offen auf unserem Tisch liegt. *Vielleicht ist Übernehmen auch eine Form von Aufräumen*, denke ich.

„Was genau erwarten Sie“, frage ich. „Leitung, Verantwortung, Gremien?“

„Leitung ja“, sagt Lehmann. „Gremien nein. Dafür habe ich einen Trick.“ Er zieht einen Zettel aus der Tasche, Kramer-Regel Nr. 52 in seiner Handschrift abgeschrieben, was mich fast zum Lachen bringt: „Wer in Sitzungen

schläft, wird nicht gefragt.“ „Funktioniert“, sagt er. „Seit zwölf Jahren.“

Ich lache doch, kurz. Dann wird es still im Labor, nur das Surren der Rechner, das Piepen des Kühlschranks, Lehmanns Atmen, das etwas zu schnell geht.

Ben ruft in dem Moment an, laut, wie immer, und Amir stellt auf laut, weil Leise bei Ben keinen Sinn hat. „Felix“, ruft Ben, „Kramer-Regel Beruf Nr. 2: Wenn Lehmann etwas abgibt, nimm es, bevor er es sich anders überlegt.“ Lehmann hört es, schnaubt. „Kramer“, sagt er, „hat in einer Sache recht. Nur in einer. Aber in dieser schon.“ Er nimmt das Telefon, sagt „Kramer, Sie fahren Hartmann mittags nach Hause, wenn er wieder durcharbeitet“, und legt auf, bevor Ben antworten kann.

Miriam steckt kurz den Kopf herein, auf dem Weg zur Übergabe, mit Jonas im Schlepptau. Jonas trägt zwei Ordner, Miriam trägt die Ruhe. „Stabil“, sagt sie zu mir, ohne dass ich gefragt habe. Sie meint Lehmann, sie meint die Studie, sie meint mich. Jonas nickt mir zu, sachlich. „Die Datenbank“, sagt er leise, „ist sauber. Bis auf drei Fälle. Die schauen wir gemeinsam an.“ Das beruhigt mich mehr als jeder Glückwunsch.

Lea schreibt mir in der Pause zwischen zwei Visiten nur zwei Sätze: „Nimm es. Wir regeln den Rest am Küchentisch.“ Dazu ein Foto von einem Post-it an ihrem Spind: „Hartmann übernimmt. OA freut sich.“ Ich lese es dreimal. *Entscheidungen sind leichter, wenn jemand den Stift hält, denke ich.*

„Ich habe Angst, es kleiner zu machen als Sie“, sage ich ehrlich.

„Gut“, sagt Lehmann. „Wer keine Angst hat, macht es zu groß und falsch.“ Er streckt die Hand aus. Kein Vertrag, kein Formular. Nur Hand.

Ich schlage ein. Meine Hand ist warm vom Kaffee, seine ist trocken und leicht. Der Händedruck dauert zwei Sekunden, das habe ich gezählt, weil Zählen hilft.

„Ab morgen stehen Sie auf dem Türschild“, sagt er. „Heute üben wir noch. Whiteboard putzen Sie selbst.“

Er geht zur Tür, bleibt stehen, dreht sich nicht um. „Hartmann“, sagt er noch einmal, leiser. „Machen Sie es ordentlich. Und gehen Sie mittags nach Hause. Das habe ich nie getan. Fehler Nr. 1.“

Susi ruft gegen neun aus der Hafenwirtschaft an, weil Ben ihr gesteckt hat, dass Lehmann heute „Denkmal“ gesagt hat. „Hartmann“, sagt sie, ohne Begrüßung, „wenn Lehmann abgibt, nimmst du an. Und mittags isst du. Das gilt auch für Labore.“ Ich verspreche es, schriftlich per Nachricht, weil Susi mündliche Versprechen nicht anerkennt. Ben schickt parallel ein Foto vom Anker-Tisch, mit neuem Strich und Kommentar: „Übergabe-Strich. Gilt doppelt.“ Amir stellt es als Hintergrund auf den Laborrechner, kommentarlos, damit ich es nicht wegeklicken kann.

Gegen Mittag kommt Sofia mit Mia vorbei, weil Mia „den Tag 1 sehen“ will. Mia misst das Whiteboard aus, notiert „HARTMANN, 124 mal 89, Handschrift Lehmann, Güte

3 Sterne“, und Sofia liest das Studienprotokoll, Seite eins, stirnrunzelnd, sorgfältig. „Dreihundert Herzen“, sagt sie leise. „Das ist viel Verantwortung.“ Ich nicke. „Deshalb Jonas, deshalb Miriam, deshalb Lehmann noch drei Monate“, sage ich. „Niemand hält dreihundert allein.“ Sofia sieht mich lange an, dann schreibt sie auf einen Laborzettel: „Felix hält, mit Hilfe.“ Sie klebt ihn an den Kühlschrank, neben Amirs Schichtplan.

Die Tür fällt zu. Amir grinst, wischt das Board nicht ab, sondern malt einen Pfeil an den Rand und schreibt „Tag 1“ dazu. Der Kaffee dampft. Die Studie liegt vor mir, dreihundert Namen, dreihundert Herzen. Daneben liegt Leas Nachricht, Bens Anruf in meinem Ohr, Jonas mit den drei offenen Fällen. Ich nehme den Stift, schreibe unter Lehmanns Satz in kleiner Schrift: „Halten. Mittags heim. Messen.“ Dann trinke ich den trinkbaren Kaffee und fange an.

Kapitel 12

Oberärztin

Lagebericht: Tag 3467, Hafenwirtschaft Anker-Tisch, 19:05 Uhr, Elbe glatt. **Hypothese:** Freude braucht Zeugen. **Verfahren:** Bestellen, warten, zuhören. **Ergebnis:** Lea ist Oberärztin. Offiziell.

Sie kommt direkt aus der Klinik, Kittel gegen Jacke getauscht, Haare noch mit dem Abdruck der OP-Haube, das Handy in der Hand wie eine Trophäe. Mia rennt ihr bis zur Tür entgegen, Sofia steht auf, was bei Sofia fast einer Umarmung entspricht. Ben steht schon, weil Ben bei Neuigkeiten immer steht.

„Also“, sagt Lea und setzt sich, „es ist raus.“

„Was ist raus“, fragt Mia. „Blinddarm? Weisheitszahn? Geheimnis?“

„Oberärztin“, sagt Lea. „Ab ersten nächsten Monats. Mit eigenem Stempel.“

Einen Moment ist es still am Tisch. Dann schreit Mia so laut, dass zwei Tische weiter applaudiert wird. Ben bestellt Sekt, Susi bringt Apfelschorle für die Kinder und sagt trocken: „Oberärztin. Endlich jemand, der mir glaubt,

dass ich keine Schmerzen habe, wenn ich keine habe.“

Lea lacht, dieses laute Lachen, das sie nur hat, wenn sie müde und glücklich gleichzeitig ist. Ich lege meine Hand auf ihre unter dem Tisch. *Vier Jahre Nachtdienst, zwei Bewerbungen, ein Ordner voller Zweifel, und jetzt Stempel, denke ich.*

Amir hebt sein Glas. „Was Felix gleich sagen will, sage ich vorweg“, sagt er. „Wir sind stolz. Alle. Auch die, die so tun, als wären sie cool.“

Er sieht dabei zu Sofia, die lächelt, schnell, fast verlegen. „Glückwunsch“, sagt sie leise. „Ehrlich.“

Ich will etwas sagen, etwas Ordentliches, und merke, dass mein Hals eng ist. Also sage ich erst einmal nur: „Erzähl. Von vorn. Wer hat es gesagt, wie war der Satz, hast du genickt oder gelächelt?“ Lea versteht sofort. Sie erzählt von der Besprechung, vom Chefarzt, vom Satz „Wir brauchen Sie vorn“, von ihrem eigenen Nicken, das zu schnell war, und von Miriam, die im Flur gewartet und nur gesagt hat: „Siehst du.“ Ich höre zu, stelle zwei Rückfragen, eine zu den Diensten, eine zum Stempel, weil Details Trost sind.

Susi kommt mit dem Bierdeckel, unserem Bierdeckel, der seit Jahren am Anker-Tisch liegt und mehr Striche trägt als ein Gefängniskalender. Sie malt einen Stern in die Ecke und schreibt „L. OA“ dazu. „Geht aufs Haus“, sagt sie. „Ausnahmsweise. Nicht weitersagen.“

Ich betrachte den Deckel, wie er da liegt zwischen Pom-

mes und Apfelschorle, vollgeschrieben, feucht am Rand, und denke, dass Susi mehr Archive führt als manches Institut. Jeder Strich eine Geschichte, jeder Stern eine Beförderung, jedes Kürzel ein halbes Leben. „Susi“, frage ich, „seit wann liegt dieser Deckel hier?“ Sie wischt über die Theke, ohne aufzusehen. „Seit du zum ersten Mal Suppe bestellt und nach der Rezeptur gefragt hast“, sagt sie trocken. „Also ewig. Länger als deine Listen.“ Alle lachen, und Mia will sofort das Datum wissen, um es zu protokollieren. „Unbestimmt, aber ehrwürdig“, diktiert Susi, und Mia notiert genau das, mit drei Sternen für „ehrwürdig“.

Lea dreht den Deckel in den Händen, liest ihren Stern, und ihre Augen werden feucht, was sie mit einem schnellen Blinzeln zu verbergen sucht. Ich lege meine Hand auf ihre unter dem Tisch, drücke einmal, unser Zeichen für alles gut. *Manche Titel stehen auf Papier, manche auf Bierdeckel*, denke ich. *Die auf Bierdeckel halten länger, weil Susi sie bewacht*. Sofia beugt sich vor, betrachtet den Stern aus der Nähe, als prüfe sie dessen Zacken, und nickt dann, zufrieden, wie eine Gutachterin, die selten vergibt, heute aber gern.

Ben zückt sofort sein Notizbuch. „Kramer-Regel Nr. 28“, verkündet er. „Beförderungen werden mit Essen gefeiert, nicht mit Reden.“ Er winkt der Küche zu. „Susi, einmal alles, was nach Sieg schmeckt.“

„Das wäre bei euch Pommes“, sagt Susi.

Mia hat längst ihr Notizbuch offen. „Mama, wie viele Sterne gibst du dir selbst“, fragt sie. „Als Oberärztin. Objektiv.“

Lea überlegt ernsthaft. „Vier“, sagt sie. „Fünf gibt es erst, wenn ich die erste eigene Visite ohne Zittern schaffe.“

„Ich gebe fünf“, sagt Mia und malt fünf Sterne auf ein Post-it, das sie Lea an die Jacke klebt. „Vorschuss. Musst du abarbeiten.“

Jonas, der mit Miriam später dazugestoßen ist, hebt sein Glas, schüchtern, präzise. „Die Datenlage“, sagt er, „spricht für Sie. Signifikant.“ Lea lacht, stößt mit ihm an. Miriam legt Lea die Hand in den Nacken, kurz, ärztlich, schwesterlich, und sagt nichts, was bei Miriam ein ganzer Satz ist. Jens und Katja winken vom Nebentisch herüber, wo sie zufällig sitzen, was bei Jens nie Zufall ist, und Katja ruft: „Wir haben es gewusst, bevor es raus war.“ Aydin hebt den Daumen, filmt nicht, bleibt einfach da, und das zählt.

Sofia beobachtet das, dann nimmt sie einen Stift und schreibt auf die Rückseite des Bierdeckels etwas Kleines, das ich erst später lese, als alle schon beim Nachtschisch sind: „Für Lea, die bleibt.“

Lea sieht es, wird kurz still, drückt Sofias Arm. Kein großes Wort, nur Druck. *Das ist ihre Sprache jetzt, denke ich. Kurz, echt, ohne Protokoll.*

Amir erzählt danach, wie Lea vor zwei Jahren nachts um drei im Dienst einen Angehörigen beruhigt hat, ohne Floskeln, nur mit Satz und Stuhl. „Das“, sagt Amir, „war Oberärztin, bevor es draufstand.“ Lea winkt ab, aber ihre Hand unter dem Tisch drückt meine fester. Ich denke an Lehmanns Satz vom Vortag, „Wer misst, muss auch halten“, und daran, dass Lea beides tut, seit ich sie kenne.

Später, als Ben schon die zweite Runde Anekdoten erzählt und Amir übersetzt, was Lea in der Klinik wirklich gesagt haben soll, lehnt Lea ihren Kopf an meine Schulter. Die Elbe schiebt sich dunkel vorbei, oben im Biergarten lacht jemand, unten klirren Gläser.

„Erzähl doch mal“, bittet Mia. „Was macht eine Oberärztin den ganzen Tag? Nur bestimmen?“

„Falsch“, sagt Lea. „Zuhören. Entscheiden. Unterschreiben. Und manchmal nachts um drei Uhr ans Bett gehen, wenn alle müde sind und einer wach bleiben muss.“

„Das kannst du gut“, sagt Sofia leise. „Wach bleiben.“

Ben nickt feierlich. „Kramer-Regel Nr. 29“, sagt er. „Wer befördert wird, gibt eine Runde. Wer zweimal befördert wird, gibt ein Haus aus.“ Er sieht mich an. „Felix, du bist dran mit Haus.“

„Wir arbeiten daran“, sage ich. „Eimsbüttel, zweiter Stock, Ahorn vor dem Fenster.“

Miriam, die später dazugestoßen ist, legt Lea die Hand in den Nacken, kurz, ärztlich, schwesterlich. „Schwester-Diagnose“, sagt sie. „Stolz mit Erschöpfung, Prognose sehr gut. Therapie: Einmal Ponton, einmal Sekt, einmal schlafen.“

Lea nickt, müde, glücklich. *Zwei Frauen, die Leben retten, und beide können nicht gut feiern, wenn alle schauen, denke ich. Also schauen wir weg und bleiben da.*

„Und“, flüstert sie, „wie war dein Tag Eins als Nachfol-

ger?“

„Noch ohne Türschild“, flüstere ich zurück. „Aber mit Kaffee.“

„Dann sind wir beide neu“, sagt sie.

Zwischendurch erzählt Lea von ihrer ersten eigenen Entscheidung als designierte Oberärztin, morgens um halb sieben, ein junger Patient, unklare Werte, Nachtdienst müde. „Ich habe nicht gemessen und gewartet“, sagt sie. „Ich habe entschieden und dagestanden.“ Miriam nickt, knapp, anerkennend. „Das ist OA“, sagt sie. „Stehen, wenn es dünn wird.“ Jonas ergänzt leise: „Entscheidung dokumentiert, Verlauf bestätigt. Retrospektiv korrekt.“ Lea lacht, hell, befreit. „Retrospektiv korrekt“, wiederholt sie. „Das lasse ich mir auf den Stempel gravieren.“ Ben notiert sofort: „Kramer-Regel Nr. 30: Wer entscheidet und dasteht, bekommt Nachtsch. Doppelt.“

Amir bestellt für Lea extra Tee mit Honig, ohne zu fragen, weil er weiß, dass ihre Stimme nach langen Tagen rau wird. Sofia rückt näher, hört zu, stellt eine Frage, die nur sie stellt: „Hast du Angst gehabt, allein zu entscheiden?“ Lea überlegt ehrlich. „Ja“, sagt sie. „Aber weniger als früher. Weil ich weiß, wen ich anrufen kann.“ Sie sieht dabei zu Miriam, zu mir, zu Amir. *Das ist ihr Team jetzt, denke ich. Nicht Hierarchie, sondern Handynummern.*

Susi räumt ab, lässt den Bierdeckel mit dem Stern liegen, stellt ein neues Post-it unter Mias Glas. Darauf steht in Leas Handschrift, die ich sofort erkenne: „Nicht feiern wie Profis. Feiern wie Familie.“ Mia liest es vor, Sofia

fotografiert den Deckel heimlich mit dem Handy, Ben zahlt, obwohl Susi „Aufs Haus“ gesagt hat, weil Bezahlen bei Ben auch Bleiben heißt. Draußen steht die Elbe glatt wie ein Tisch, und auf dem Heimweg hält Lea Mias Hand und meine, links und rechts, als müsste sie nichts mehr beweisen.

Kapitel 13

Das Haus mit Fenster

Bestandsaufnahme: Tag 3469, Eimsbüttel Besichtigung, 11:30 Uhr, Regenpause. **Vermutung:** Räume entscheiden mit. **Plan:** Messen, schauen, fragen. **Ausgang:** Zwei Kinder, ein Zollstock, eine Entscheidungshilfe.

Der Makler sagt „helle Altbau-Perle“ und meint „teuer mit Stuck“. Ich habe die Anzeige dreimal gelesen, Grundriss ausgedruckt, Quadratmeter durch Personen geteilt, Geräuschpegel geschätzt. Lea hat nur gesagt: „Wir schauen. Ohne Taschenrechner im Kopf.“

Mia hat einen Zollstock dabei, gelb, aus der WG-Werkzeugkiste. Sofia hat Kopfhörer um den Hals, trägt sie aber nicht. Das ist bei ihr ein gutes Zeichen.

„Regeln“, verkündet Mia im Treppenhaus. „Erstens: Jedes Zimmer wird gemessen. Zweitens: Jedes Fenster wird getestet. Drittens: Kein Urteil vor Dachboden.“

„Kramer-Regel Nr. 5“, sagt Ben, der als Fahrer und Moral mitgekommen ist. „Bei Besichtigungen immer so tun, als hätte man drei andere Optionen.“

„Wir haben keine drei anderen Optionen“, sage ich.

„Eben“, sagt Ben. „So tun ist alles.“

Die Wohnung liegt im zweiten Stock, Dielen, zwei Balkone, Küche klein, aber mit Tür. Der Makler redet von „Potenzial“, Lea öffnet Fenster, Mia misst sofort das erste Zimmer. „Drei Meter vierzig mal vier Meter zehn“, ruft sie. „Passt ein Bett, ein Schreibtisch und ein Labor. Also fast Labor.“

Sofia geht schweigend durch, bleibt im zweiten Zimmer am Fenster stehen. Lange. Draußen ein Ahorn, ein Hinterhof mit Fahrrädern, ein Stück Himmel, das größer ist als in Altona. Sie legt die Hand an den Rahmen, drückt, das Fenster geht auf, Luft kommt herein.

„Dieses“, sagt sie.

Lea sieht mich an. „Sicher“, fragt sie sanft. „Du hast das andere noch nicht gesehen.“

„Ich brauche nur Fenster“, sagt Sofia. „Zum Schreiben. Zum Raussehen. Der Rest ist egal.“

Ben misst inzwischen die Türrahmen mit ausgebreiteten Armen, weil er den Zollstock Mia überlassen hat. „Kramer-Maß“, sagt er. „Ein Ben sind eins achtzig, plus Stolz.“ Mia ruft: „Unwissenschaftlich. Zwei Sterne Abzug.“ Amir, der später nachkommt, weil er Susi beim Ponton vertreten hat, klopft leise an jede Wand, hört, nickt. „Hellhörig an einer Stelle“, sagt er zu mir. „Aber ehrlich. Kein Schimmel, keine Lüge. Gute Substanz.“

Ich gehe mit Amir einmal durch den Flur, langsam, zwei Männer, die beide schon zu viele Wohnungen gesehen

haben, um noch an Wunder zu glauben, und doch auf eines hoffen. Er klopft an die Wand zum Nachbarn, hört, klopft noch einmal, nickt dann. „Hier schläft Mia“, sagt er leise, „diese Wand braucht einen Schrank davor, dann ist Ruhe.“ Ich nicke, dankbar für seine Art, Probleme immer gleich mit Lösung zu liefern. „Und hier“, er zeigt auf das Zimmer mit Ahorn, „hier schreibt Sofia. Licht von morgens bis abends, das ist selten in Eimsbüttel.“ Er legt die Hand auf meine Schulter, kurz. „Was du jetzt denkst“, sagt er, „ist, ob vier Menschen in neunzig Quadratmeter passen. Ja, Felix. Wenn jeder ein Fenster hat.“

Lea kommt dazu, stellt sich zwischen uns, hört das Ende des Satzes, lächelt. „Amir hat recht“, sagt sie. „Fenster sind Zimmer, die man nicht heizen muss.“ Sie öffnet das Ahorn-Fenster noch einmal, lehnt sich hinaus, winkt einer Nachbarin, die unten Fahrräder sortiert, und die Nachbarin winkt zurück, als wäre der Einzug schon beschlossen. Mia misst derweil die Fensterbank, ruft „zweiundvierzig Zentimeter, passt für drei Töpfe und ein Mikroskop“, und Sofia lacht, hell, weil sie sich Kresse auf der Fensterbank schon vorstellen kann.

Der Makler blättert in seinen Unterlagen, als suchte er dort das passende Wort für Stille, und sagt schließlich: „Der Ahorn ist natürlich ein Pluspunkt, im Sommer Schatten, im Herbst Farbe.“ Mia nickt ernst, als wäre sie die Gutachterin, und sagt: „Pluspunkt bestätigt, fünf Sterne, mit Baum.“ Sofia steht noch immer am Fenster, fährt mit dem Finger über den Rahmen, prüft den Griff ein zweites Mal, als wollte sie sicher sein, dass Offenbleiben auch trägt. *Manche Entscheidungen fallen leise, denke ich, mit*

einer Hand am Holz. Lea tritt zu ihr, stellt sich daneben, Schulter an Schulter, ohne zu drängeln.

Unten im Hof ruft ein Kind, Fahrräder klappern, jemand lacht, und der Ahorn bewegt sich leicht im Wind, als nickte er uns zu. Ben tritt ans Fenster, legt seine Hand demonstrativ auf den Rahmen und sagt: „Kramer-Prüfung bestanden, Licht gut, Luft gut, Nachbarin winkt.“ Alle lachen, auch der Makler, der zum ersten Mal versteht, dass Kaufen bei uns kein Geschäft ist, sondern ein Bleiben mit Zeugen. Amir klopft noch einmal an die Wand, leise, zufrieden, und sagt zu Lea: „Gute Substanz, gute Familie, passt.“, und Lea sagt: „Ja, Amir, passt.“, und es klang wie ein Beschluss.

Mia misst weiter, ruft Zahlen, notiert alles in ihr Forscherbuch mit Sternchen für „gut“ und Doppelstern für „sehr gut“. „Papa, Flur ist lang genug für Experimente“, sagt sie. „Sieben Meter zwanzig. Für Rollversuche.“

„Und Küche“, fragt Lea. „Wie viele Schränke? Riecht es nach Kochen?“

Mia öffnet Türen, zählt Fächer, vergibt Sterne für Tiefe und Höhe. „Drei Sterne“, ruft sie. „Abzug, weil oben nur Papa drankommt.“ Sofia lacht kurz, offen, zum ersten Mal bei dieser Besichtigung. „Oben ist immer für die Langen“, sagt sie. „Überall so.“

Lea prüft das Bad mit dem Blick der Oberärztin, Wasserhahn auf, Druck testen, Abfluss hören. „Gut“, sagt sie knapp. „Kein Zittern in der Leitung.“ Der Makler notiert sich das, als wäre es ein Verkaufsargument. Jonas, den

ich um eine Ferndiagnose zu Grundriss und Lärm gegeben habe, schreibt per Nachricht nur: „Nordwest ruhig. Ahorn dämpft. Empfehlung ja.“ Miriam schreibt darunter: „Schwester-Zusatz: Garten in der Nähe wichtiger als Bad. Draußen heilt mit.“

Ich plane schon im Kopf, wo Leas Post-its hinkönnen, wo Mias Forscherwand wächst, wo mein Schreibtisch steht, damit ich morgens den Ahorn sehe. *Einundneunzig Quadratmeter, drei Zimmer, zwei Balkone, ein Baum, denke ich. Reicht für vier Leben plus Besuch.*

Der Makler lächelt professionell. „Und die WG“, fragt er. „Geben Sie die auf? In dieser Marktlage?“

Lea und ich sehen uns an. Das haben wir besprochen, nachts am Küchentisch, mit Liste:

Erstens: Die WG bleibt. Als Büro, als Bar-Nebenraum für lange Abende, als Rückzug für Amir und Ben und alle, die sonst nirgendwo hinpassen. Zweitens: Das Haus wird Zuhause, nicht Ersatz. Drittens: Niemand wird rausgedrängt, auch Sofia nicht, die gerade erst angekommen ist.

„Die WG bleibt“, sage ich. „Als Büro. Und als Familie in anderer Form.“

Amir, der still die Wände abgeklopft hat, nickt Sofia zu. „Du musst nichts aufgeben, um etwas zu bekommen“, sagt er. „Es gibt zwei Orte. Beide zählen.“

Sofia nickt knapp, aber ihre Hand bleibt am Fenstergriff. Mia legt ihren Zollstock quer über den Boden, markiert mit Kreide, die sie heimlich mitgenommen hat, die Umriss-

se ihres Bettes.

„Hier schlafe ich“, sagt sie. „Da forschst du.“

Lea kniet sich zu ihr, misst mit der Hand nach, nickt. „Hier passt auch das Whiteboard“, sagt sie. „Klein, aber deins.“ Susi ruft in dem Moment an, fragt nur: „Hinterzimmer frei, Ponton frei, Herz auf?“ Lea lacht, sagt „Herz auf“, und der Makler schaut irritiert, weil er Kramer-Regeln und Susi-Sätze noch nicht kennt.

Lea misst die Balkone mit Schritten aus, vier vor, drei zurück, und prüft das Geländer, fest, ohne Wackeln. „Hier frühstücken wir“, sagt sie. „Mit Blick auf den Ahorn. Mia forschst, Sofia schreibt, du rechnest, ich schweige.“ Mia vergibt sofort fünf Sterne für „Frühstück mit Baum“ und notiert: „Balkon eins: Ost, Sonne morgens. Balkon zwei: West, Sonne abends. Optimal.“ Ben nickt. „Kramer-Regel Haus Nr. 1“, sagt er. „Zwei Balkone schlagen einen Garten. Außer mit Grill.“ Der Makler notiert auch das, als wäre es ein Protokoll.

Jonas schreibt noch eine Nachricht, mit Foto vom Grundriss, das ich ihm geschickt habe: „Flur 7,20 Meter ideal für Rollversuche, Wand tragend, Whiteboard möglich.“ Miriam ergänzt: „Nähe zur Klinik gut, zur Elbe besser. Familie braucht Wasser in Reichweite.“ Lea liest beide Nachrichten vor, laut, und Sofia lächelt, weil sie merkt, dass alle mitdenken, ohne zu drängeln. *So entscheidet diese Familie, denke ich. Jeder misst etwas anderes, und am Ende passt es.*

Auf dem Rückweg im Auto schläft Mia mit dem Zollstock

in der Hand ein. Sofia sitzt am Fenster, sieht hinaus, sagt nach zehn Minuten leise zu Lea: „Danke, dass ich wählen durfte.“

Lea drückt ihre Hand, sagt nichts. Ben fährt einen Umweg über den Ponton, „aus Prinzip, zur Beruhigung“, und Amir summt vorn leise mit, als wäre die Entscheidung schon unterschrieben. Susi steht am Ponton, als wir halten, mit zwei Bechern für die Kinder, ohne dass jemand bestellt hat. „Und“, fragt sie, „Fenster oder Stuck?“ Mia antwortet sofort: „Fenster. Mit Ahorn. Fünf Sterne.“ Sofia nickt, leise, aber fest. „Fenster“, sagt sie. Susi malt einen Stern auf einen Bierdeckel, schreibt „Eimsbüttel“ dazu, steckt ihn Lea zu. „Fürs neue Haus“, sagt sie. „Erster Deckel. Nicht der letzte.“ Lea steckt ihn ein, sorgfältig, wie einen Ring. Heinrich ruft am Abend an, fragt nur: „Und? Riecht es nach Zuhause?“ Ich sage: „Nach Ahorn und Kreide. Und ein bisschen nach Mia.“ Er lacht, hustet, lacht weiter. „Dann nehmt es“, sagt er. „Man weiß nie, wie lange Fenster offen stehen.“

Kapitel 14

Scham

Stille Bestandsaufnahme: Tag 3470, Küche Altona, 23:14 Uhr, nur Kühlschranklicht. **Andeutung:** Manches liegt zu lange. **Annäherung:** Sitzen, halten, nichts lösen. **Spur:** Ein Satz, endlich gesagt.

Die Kinder schlafen. Mia im Hochbett mit Notizbuch auf der Decke, Sofia im Gästezimmer mit offenem Fenster, obwohl es kühl ist. Lea sitzt am Küchentisch, den Ordner vor sich, Lissabon-Fotos zur Seite geschoben, nur ein Blatt in der Hand. Das Stipendium. Meine Mutter als Absenderin über die Stiftung. Lehmann als Zeuge.

Sie hat lange nichts gesagt, den ganzen Abend nicht. Beim Essen gelächelt, bei Mias Messprotokoll genickt, Sofia die Decke gebracht. Jetzt, allein mit mir, dreht sie das Blatt um und um.

„Ich muss dir etwas sagen“, sagt sie leise. „Ohne Liste. Ohne Witz.“

Ich setze mich neben sie, nicht gegenüber. Das habe ich gelernt. Gegenüber ist Verhör. Neben ist Dableiben. Ich nehme ihre Hand, sie lässt es zu, ihre Finger sind kalt.

„In Band eins, damals“, sagt sie, „das Ultraschallbild. Lissabon. Inês. Du hast gefragt, ich habe ausgewichen. Du hast es liegen lassen, weil du dachtest, ich brauche Zeit.“

„Ich erinnere mich“, sage ich. „Kapitel vierzehn. Regen. Deine Tasche im Flur.“

Sie nickt, sieht auf das Blatt. „Ich habe gewusst, dass das Geld nicht normal war. Stipendium, Wohnung, ein Jahr frei. Niemand bekommt das einfach so. Deine Mutter hat das über Lehmann geregelt, nach ihrem Verlust, weil sie Inês und mich retten wollte. Und ich habe es genommen.“

Ihre Stimme wird dünner. „Nie gefragt, woher es kam. Aus Angst.“, sagt sie.

Der Satz steht im Raum, klar, ohne Schutz. Kein Kalkül, keine Rechnung. Nur Scham, die jahrelang gewartet hat.

„Ich hatte Angst, dass es Bedingungen hat“, flüstert sie. „Angst, dass ich es nicht wert bin. Angst, dass Inês denkt, ich hätte uns verkauft. Angst, dass du denkst, ich hätte deine Mutter benutzt. Also habe ich nicht gefragt. Ich habe geschwiegen und gearbeitet, als könnte Arbeit die Frage ersetzen.“

Ich halte ihre Hand fester. *Nicht reparieren. Dableiben*, denke ich. Jetzt verstehe ich, für wen ich es eigentlich geschrieben hatte.

Sie erzählt weiter, stockend, wie Inês damals gelacht und zugleich geschwiegen hat, wie das Geld Monat für Monat kam, pünktlich, ohne Brief, wie sie jede Überweisung notiert hat, als müsste sie Rechenschaft ablegen,

vor jemandem, den sie nicht kannte. „Ich habe die Kontoauszüge aufgehoben“, sagt sie. „Alle. In einem Umschlag. Als könnte ich es zurückzahlen, wenn jemand fragt.“ Ihre Finger zittern am Blattrand. Ich lege meine Hand darüber, ruhig, ohne Druck.

„Damals in Band eins“, sage ich leise, „hast du das Bild weggelegt, als wäre es nur Papier. Ich habe es aufgehoben, weil es für dich mehr war. Ich wollte nie drängen. Vielleicht habe ich zu lange gewartet mit Fragen.“

„Nein“, sagt Lea schnell. „Du hast genau richtig gewartet. Ich musste erst lernen, dass Scham kein Beweis für Schuld ist. Nur ein Zeichen, dass mir etwas wichtig ist.“

Sie atmet tief, sieht zum Flur, wo Mias Tür einen Spalt offen steht und Licht hereinlässt. „Ich will, dass Mia das einmal anders macht“, sagt sie. „Fragen, wenn etwas unklar ist. Auch wenn die Antwort weh tut.“

Ich erzähle ihr, dass Lehmann mir am Morgen den alten Stiftungsordner gezeigt hat, ohne Kommentar, nur mit dem Satz „Lesen Sie, dann legen Sie ihn weg“, und dass darin ein Zettel meiner Mutter lag, mit drei Sätzen, die ich noch nicht laut lesen kann, aber bald. „Sie hat dich nicht gekauft“, sage ich. „Sie hat dich gehalten, auf ihre Art. Von weit weg. So wie du nachts um drei ans Bett gehst, wenn alle müde sind.“

„Ich habe mich geschämt“, sagt Lea. „Nicht weil ich etwas genommen habe. Sondern weil ich nie Danke gesagt habe. Deiner Mutter nicht. Dir nicht. Ich habe so getan, als wäre alles mein Verdienst. Das war falsch.“

Tränen laufen, sie wischt sie nicht ab. Ich reiche ihr kein Taschentuch, ich bleibe nur. Meine Liste im Kopf ist leer, zum ersten Mal seit Jahren keine Hypothese, keine Methode, nur ihre kalten Finger in meiner warmen Hand.

Amir steht kurz in der Küchentür, auf dem Weg zum Bad, sieht uns, nickt nur, geht weiter, leise, ohne Übersetzung. Das ist seine Art zu sagen: „Ich bin da, ich störe nicht.“ Sofia hustet einmal im Schlaf, dreht sich um, still wieder. Mia murmelt im Traum eine Zahl, „drei vierzig mal vier zehn“, und wir beide lächeln durch Tränen, weil das Haus mit Fenster plötzlich ganz nah ist.

Es ist viel, und doch sitzt das Schwerste jetzt hier, nachts um halb zwölf, in Form einer kalten Hand in meiner warmen. „Lea“, sage ich leise, „weißt du, was mich am meisten beruhigt? Dass du es mir sagst, nicht Lehmann, nicht einem Protokoll. Mir, neben mir, nicht gegenüber.“ Sie nickt, lehnt den Kopf schwerer an meine Schulter. „Neben ist Dableiben“, flüstert sie, und wiederholt damit meinen eigenen Satz von vorhin, als wäre er jetzt ihrer, was er auch ist, längst.

Die Uhr tickt, und ich zähle unwillkürlich Leas Atemzüge, vierzehn pro Minute, etwas schnell, aber regelmäßig. *Vierzehn pro Minute, wach, traurig, ehrlich*, denke ich. Das ist kein Befund, das ist Nähe. Ich will ihr sagen, dass Scham bei uns zu Hause ab heute Kündigungsrecht hat, wie Mia es mit Lehmann beschlossen hat, aber ich sage es nicht, weil der Moment keinen Beschluss braucht, nur Wärme. Stattdessen rücke ich näher, damit ihre Schulter nicht ins Leere drückt, und halte ihre Hand, bis sie warm wird,

wirklich warm, Finger für Finger.

„Ich weiß“, sage ich leise. „Ich habe es geahnt, seit der Ordner offen ist. Es ändert nichts an uns.“

„Es ändert alles“, sagt sie. „Weil ich es jetzt gesagt habe.“

Sie lehnt ihren Kopf an meine Schulter, schwer, echt. Draußen fährt die S-Bahn, im Flur tickt die Uhr, die Amir immer zu laut findet.

„Danke, dass du es mir sagst“, sage ich. „Mehr muss heute nicht.“

Sie erzählt noch von Inês, von einem Anruf vor zwei Jahren, als Inês fragte, ob das Geld je zurückgefordert worden sei, und Lea log, aus Scham, und sagte „alles geklärt“, obwohl nichts geklärt war. „Ich habe Inês angelogen, weil ich mich vor ihr geschämt habe“, sagt sie. „Vor meiner besten Freundin. Das ist das Schlimmste daran.“ Ich halte ihre Hand, sage nichts, weil Schweigen hier mehr trägt als Sätze. *Scham frisst Freundschaften, wenn man sie füttert, denke ich. Heute füttern wir sie nicht.*

Ich erzähle ihr von Heinrich, der mir einmal sagte, nach dem Tod meiner Mutter, er habe nie Danke gesagt für ihre Geduld, und dass er das jetzt jeden Tag nachhole, indem er Mia Geschichten erzähle. „Man kann Danke nachholen“, sage ich. „Nicht an dieselbe Person, aber in dieselbe Richtung.“ Lea sieht mich an, lange, dann nickt sie. „In dieselbe Richtung“, wiederholt sie leise. „Das merke ich mir.“

Wir sitzen lange, ohne Plan, ohne Ergebnis. Ihre Hand

wird langsam warm in meiner. Auf dem Tisch liegt das Blatt mit dem Stempel der Stiftung, daneben das Foto aus Lissabon, zwei junge Frauen am Hafen, lachend, nichts wissend. Ich schiebe es nicht weg. Ich lasse es liegen, wo es hingehört: zwischen uns, endlich sichtbar. Lea faltet das Blatt einmal, legt es zurück in den Ordner, schließt ihn, nicht weg, nur zu. Dann löscht sie das Küchenlicht, und im Kühlschranklicht bleiben nur unsere Hände, warm jetzt, ineinander. Am Morgen klebt sie ein neues Post-it ans Whiteboard, neben das vergilbte: „Fragen, auch wenn es weh tut. L.“ Mia liest es beim Frühstück, nickt ernst, malt einen Stern dazu. Sofia liest es zweimal, sagt nichts, stellt aber ihr offenes Fenster einen Spalt weiter auf, als wäre Luft jetzt leichter. Ben ruft an, hört drei Sekunden zu, sagt nur: „Kramer-Regel Nr. 47: Wer sagt, was weh tut, bekommt Suppe. Ich bringe sie.“ Amir kocht sie längst, ohne dass jemand ihn gebeten hat, und stellt sie mittags auf den Tisch, mit drei Löffeln und einem Zettel: „Für Lea, die gefragt hat. Indirekt. Direkt. Endlich.“

„Endlich?“, fragt Lea leise. „Endlich“, sage ich.

Kapitel 15

Vater müde

Ruhige Notiz: Tag 3472, Klinik Flur West, 16:40 Uhr, Licht zu weiß. **Mutmaßung:** Schwäche lässt sich nicht wegrechnen. **Verhalten:** Kommen, bleiben, zuhören. **Zeichen:** Eine Hand, die länger liegen bleibt.

Heinrich sitzt am Bett, nicht darin. Das ist ihm wichtig. „Liegen ist für Kranke“, hat er früher gesagt. Heute sitzt er, weil Liegen ehrlicher wäre, aber Sitzen würdevoller ist. Der Unterschied beträgt etwa zwanzig Zentimeter und kostet ihn Kraft.

„Felix“, sagt er, als ich mit Mia hereinkomme. „Und Forscherin. Herein, herein.“

Mia trägt ihre Opa-Tasche, so nennt sie den Stoffbeutel mit Pflaster, Traubenzucker, Notizbuch und einem Gummiball für „Fingerübungen mit Spielwert“. Sie hat alles sortiert, beschriftet, mit Sternen bewertet. Heinrich liebt das, weil es ihn an mich erinnert, was er nie zugeben würde.

„Opa-Dienst“, verkündet Mia. „Erstens Puls fühlen. Zweitens Wasser einschenken. Drittens Geschichte.“

„Geschichte zuerst“, sagt Heinrich. Seine Stimme ist dünner als letzte Woche, das höre ich sofort, sage aber nichts. *Messen ja, melden nein, denke ich. Manche Werte behält man für sich.*

Er erzählt von früher, vom Hafen, als Kräne noch anders klangen, von meiner Mutter, kurz, ohne Kitsch. Mia schreibt mit, fragt nach: „Wie viele Kräne? Welche Farbe? Hast du laut gepfiffen?“ Heinrich lacht, hustet, lacht weiter.

Ich schenke Wasser ein, prüfe nebenbei den Tropf, die Akte am Fußende, Miriams kurze Notiz vom Morgen: „Müde. Essen wenig. Heimwunsch.“ Ich falte den Zettel wieder, stecke ihn ein. *Heim regeln wir morgen, denke ich. Heute nur sitzen.*

Ich betrachte meinen Vater, wie er da sitzt, aufrecht mit aller Kraft, und denke an früher, als er mich nach dem Tod meiner Mutter jeden Sonntag zum Hafen mitnahm, schweigend, mit zwei Brötchen in der Tasche. Er erklärte nichts, er war nur da, zwanzig Zentimeter größer als ich, eine Wand aus Wolle und Schweigen. Heute ist die Wand dünner geworden, aber sie steht noch. „Papa“, sage ich leise, während Mia den Ball holt, „wir regeln das mit heim, morgen, mit Miriam. Du musst nichts entscheiden heute.“ Er sieht mich an, lange, und seine Augen sind klar, wacher als seine Stimme. „Heim“, sagt er, „heißt Fenster, nicht Kliniklicht. Das weißt du doch.“ Ich nicke, weil ich es weiß, seit Sofia ihr Zimmer wählte, nur nach Fenster.

Miriam kommt herein, bleibt kurz an meiner Schulter stehen, drückt sie einmal, was bei ihr ein ganzer Satz ist.

„Er will heim“, flüstert sie, „und heim will ihn. Wir schaffen das, Felix. Morgen früh, mit Jonas, mit Tee.“ Ich danke ihr mit einem Blick, weil meine Stimme gerade nicht trägt. *Väter sitzen, Söhne schenken Wasser ein, denke ich. So geht die Reihenfolge, irgendwann dreht sie sich um, und dann schenkt man weiter ein, nur von der anderen Seite.*

Sofia wartet im Flur, sie wollte nicht mit herein, „zu eng“, hat sie gesagt. Jetzt steht sie doch in der Tür, leise, mit einem Becher Tee, den sie der Schwester abgenommen hat. Sie stellt ihn Heinrich hin, ohne Wort.

„Danke“, sagt Heinrich und sieht sie lange an. „Du bist die mit dem Fenster. Lea hat erzählt. Gute Wahl. Fenster sind wichtiger als Türen.“

Sofia nickt, bleibt stehen, setzt sich dann doch auf die Bettkante, vorsichtig, als könnte etwas brechen. „Geht es“, fragt sie leise.

„Müde“, sagt Heinrich ehrlich. „Alt und müde. Das ist keine Krankheit, das ist Kalender.“

Miriam kommt herein, Schwester-Diagnose in drei Sekunden, wie immer. Sie prüft die Akte, nickt mir zu, legt Heinrich die Hand auf die Schulter. „Stabil“, sagt sie zu mir. „Müde, aber stabil. Heim wäre besser als Klinik, wenn ihr wollt. Ruhiger.“

Heinrich winkt ab. „Kein Aufwand“, murmelt er.

„Kein Aufwand ist keine Kategorie“, sagt Mia streng. „Opa, du hast drei Sterne für Geschichte bekommen. Das ist viel.“

Alle lachen, auch Heinrich, auch Sofia. Ich lege meine Hand auf Vaters Arm, spüre den Puls, schnell, flach, aber da. Kein Gerät nötig, nur Finger.

Jonas schaut kurz herein, bringt die Laborwerte vom Vormittag, reicht sie mir ohne Kommentar, weil er weiß, dass ich sie selbst lese. „Unauffällig“, murmelt er. „Alters-typisch. Keine Aktion nötig.“ Ich nicke, dankbar für seine Nüchternheit. Miriam bespricht mit der Schwester leise das Essen, „klein, warm, nichts Kaltes“, und Heinrich hört zu, als ginge es um jemand anderen.

„Erzähl du“, sagt Heinrich zu Mia. „Was forschst du gerade? Etwas mit Herz?“

„Alles mit Herz“, sagt Mia ernst. „Hypothese: Opa-
Herzen schlagen langsamer, weil sie mehr wissen. Me-
thode: Zählen. Ergebnis: Noch offen.“

Heinrich nickt, als wäre das die beste Studie des Jahres. „Methode gut“, sagt er. „Ergebnis abwarten. Das hast du von deinem Vater. Vom guten Teil.“

Ben ruft an, will eigentlich nur fragen, ob er etwas bringen soll, und bleibt dann doch fünf Minuten in der Leitung, erzählt Heinrich einen Witz über Kramer-Regel und Klinikessen, Heinrich lacht, hustet weniger. Amir schreibt mir: „Ich koche. Bringe es später. Kein Besuch, nur Essen vor die Tür.“ So hält die WG den Rücken frei, ohne zu drängeln.

Miriam sieht mich an über sein Bett hinweg, kurz, ohne Spott. „Er isst zu wenig“, murmelt sie. „Aber er trinkt,

er redet, er will heim. Wir regeln das morgen. Du musst heute nichts regeln.“

Sofia hat sich inzwischen einen Stuhl geholt, sitzt am Fenster, beobachtet alles, sagt wenig. Als Mia ihr den Ball zuwirft, fängt sie ihn, wirft zurück, genau passend. Mia grinst, als hätte sie einen Test bestanden.

Ich reiche Heinrich das Wasser, das Sofia gebracht hatte, und er trinkt in kleinen Schlucken, sorgfältig, als wäre jeder Schluck eine kleine Arbeit, die sich lohnt. „Gut“, sagt er, „nicht zu kalt, genau richtig.“, und sieht Sofia an, lange, dankbar. Sofia nickt, setzt sich wieder, und Mia notiert sofort: „Tee trifft, fünf Sterne, ohne Abzug.“ Ich denke an früher, als er mir nach langen Diensten Tee hinstellte, ohne zu fragen, kommentarlos, mit derselben Sorgfalt. *Sorge wechselt die Richtung, denke ich, aber nicht die Form, sie bleibt ein warmer Becher.*

Miriam prüft derweil den Tropf, stellt ihn einen Millimeter nach, notiert etwas in die Akte, kurz, sachlich, und legt dann ihre Hand auf Heinrichs Schulter, länger als nötig, als Schwester und als Tochter zugleich. Jonas lehnt am Türrahmen, gibt uns Raum, aber bleibt, weil Bleiben seine Art von Reden ist. Mia holt ihren Gummiball hervor, legt ihn in Heinrichs freie Hand, damit er etwas zum Drücken hat, und sagt: „Fingerübungen mit Spielwert, Opa, ganz ohne Messung.“ Heinrich schließt die Finger darum, schwach, aber deutlich, und lächelt, müde, echt.

Heinrich greift nach seinem Jackett am Haken, zieht umständlich ein Taschentuch heraus, gefaltet, sauber, mit Bügelfalte. Er gibt es Mia, feierlich, ohne Erklärung. „Für

wichtige Notizen“, sagt er nur. „Man weiß nie.“ Mia nimmt es wie einen Orden, faltet es einmal auf, wieder zu, steckt es in die Opa-Tasche, ganz vorn.

„Bleibst du noch“, fragt Heinrich mich leise, als Mia schon wieder den Ball holt und Miriam mit der Schwester spricht.

„Ja“, sage ich. „Bis du schläfst.“

Ben bleibt noch in der Leitung, erzählt Heinrich von Susis neuer Tafel im Hinterzimmer, mit „20:30“ und „Herz auf“, und von Bens Plan, Heinrich zum Ponton zu fahren, „mit Kissen, Decke und Vorfahrt“. Heinrich lächelt. „Fahrer Kramer“, sagt er. „Da bin ich sicher.“ Lea schreibt Miriam eine Nachricht wegen Heimverlegung, kurz, sachlich, Oberärztin an Schwester: „Morgen? Ich organisiere Bett, du den Rest?“ Miriam antwortet sofort: „Ja. Jonas fährt, Amir kocht, Susi stellt Tee. Du atmest.“ So regelt diese Familie Schweres: in vier Sätzen, ohne Sitzung.

Er nickt, schließt die Augen nicht, sieht nur aus dem Fenster, wo der Himmel über Hamburg grau und weit ist. Mia legt den Gummiball in seine Hand, Sofia zieht die Decke höher, ganz selbstverständlich. Ich bleibe sitzen, zähle seine Atemzüge, achtzehn in der Minute, ruhig genug. Draußen quietschen Schuhe auf Linoleum, drinnen atmet mein Vater langsam ein und aus. Sein Tee dampft noch, das Taschentuchfach in seiner Tasche ist jetzt leer, und Mias Hand liegt auf seiner Decke, klein, warm, da. Lea setzt sich zu Sofia ans Fenster, fragt leise nach dem Tee, nach der Schule, nach dem Zimmer mit Fenster, und Sofia antwortet, erst knapp, dann mehr, weil Lea zuhören

kann, ohne zu notieren. Miriam bespricht mit Jonas die Heimfahrt, Rollstuhl nur für alle Fälle, Tee in Reichweite, Bett am Fenster. „Wie früher“, sagt Heinrich halblaut, ohne die Augen zu öffnen. „Fenster wichtiger als Türen. Hat deine Mutter auch gesagt.“ Ich halte seine Hand, zähle nicht mehr, bleibe nur. Ich hole aus meiner Tasche das Protokoll der Herz-Studie, zeige Heinrich die erste Seite, mit seinem Namen im Dank, handschriftlich von Lehmann ergänzt. „Ohne Sie“, lese ich vor, „hätte Hartmann nie messen gelernt.“ Heinrich hört zu, nickt langsam. „Deine Mutter hat gemessen“, sagt er leise. „Ich habe gehalten. So war die Arbeitsteilung.“ Mia notiert das sofort: „Oma misst, Opa hält, Papa beides. 5 Sterne.“ Sofia lächelt, zum ersten Mal ohne Vorsicht, und legt ihre Hand auf Heinrichs Decke, kurz, als Siegel.

Mia legt ihren Kopf an meine Schulter, Sofia deckt Heinrich die Füße zu, und draußen wird der Himmel über Hamburg einen Ton dunkler, ruhig, ohne Eile.

Kapitel 16

Hinterzimmer

Arbeitsstand Liebe: Tag 3474, Hafenwirtschaft Ponton, 18:10 Uhr, Wind frisch. **These:** Klein ist schwerer als groß. **Herangehen:** Susi fragen, aufschreiben, streichen. **Feststellung:** Zwanzig Uhr dreißig ist heilig.

Susi hat uns ins Hinterzimmer gelassen, obwohl dort eigentlich niemand planen darf. „Nur schauen“, sagt sie. „Anfassen verboten. Heiraten auch, bis ihr wisst, was ihr wollt.“

Wir wissen es: klein. Kein Saal, kein Programm, kein Redner. Nur Ponton, Familie, Anker-Tisch, Hinterzimmer für den Fall, dass Mia eine Rede hält, was sie tun wird.

Lea breitet Post-its aus, rosa, gelb, grün. Ben hat eine Liste, Amir hat Tee, ich habe einen Stift, der nicht schreibt. Mia hat Sterne-Aufkleber, Sofia ein Notizbuch.

„Also“, sagt Lea. „Zwanzig Leute. Höchstens.“

„Achtzehn“, sagt Ben. „Kramer-Regel Nr. 31: Über zwanzig ist Kongress.“

Amir nickt, als hätte er dasselbe gemeint.

Susi lehnt am Türrahmen, Arme verschränkt. „Küche zu 20:30. Herz auf“, sagt sie trocken. „Wer bis halb neun nicht bestellt hat, bekommt, was übrig ist. Und das ist bei euch nie gut.“

Ich notiere trotzdem, mit dem Ersatzstift von Amir: Stühle vierzehn, Puffer zwei, Tischordnung nach Familie, nicht nach Rang. Lehmann an den Rand, aber nicht allein, Heinrich in die erste Reihe, mit Kissen, Miriam und Jonas daneben, als medizinische und menschliche Reserve. Jens, Katja und Aydin nach hinten, mit Blick aufs Wasser, weil Aydin gern beobachtet und Katja zuerst weint und Platz braucht.

Mia klebt einen Stern auf das Post-it mit „Essen“. „Fünf Sterne für Pommes“, sagt sie. „Vier für Fisch. Zwei für Salat, sorry Mama.“

Sofia schreibt leise in ihr Buch, dann schiebt sie einen Zettel zu Lea: „Musik? Darf ich etwas auf Portugiesisch mitbringen? Nur ein Lied.“

Lea liest, nickt, ihre Augen werden kurz feucht, dann sachlich. „Ja“, sagt sie. „Unbedingt. Ein Lied, Abend, Ponton.“

Ich notiere: Gäste, Essen, Musik, Ringe fehlen noch, Vater sitzt wo, Lehmann steht wo, wer fährt Heinrich, wer hält Mia zurück, wenn sie das Mikrofon findet. Lea ergänzt leise: „Und wer sagt nichts, wenn es still wird. Stille aushalten ist auch ein Posten.“

Ich schreibe diesen Posten auf ein eigenes Post-it, gelb,

und klebe es in die Mitte, weil er der wichtigste ist. Stille aushalten. Ich denke an die Ethikkommission, an den kleinen Saal, an Dr. Aydin, die sagte, geschlossen heiÙe auffindbar, nicht vergessen. Genauso ist es mit Stille, denke ich. Sie muss auffindbar bleiben, nicht gefüllt. Lea sieht mir zu beim Schreiben, nickt, als hätte sie den Gedanken gehört. „Wer übernimmt das“, fragt sie in die Runde. Ben hebt sofort die Hand, lässt sie dann sinken. „Nicht ich“, sagt er ehrlich. „Ich fülle jede Stille, das ist mein Fehler seit Band zwei.“ Alle lachen, und Amir legt ihm die Hand auf die Schulter. „Deshalb bist du Trauzeugen“, sagt er. „Nicht für die Stille, für danach.“

Sofia meldet sich, leise, aber klar. „Ich kann still“, sagt sie. „Das übe ich seit März.“ Lea sieht sie an, lange, gerührt, und nickt dann, ernst wie bei einer Visite. „Dann teilen wir uns den Posten“, sagt sie. „Du am Eingang, ich am Ponton. Stille zu zweit ist leichter.“ Mia notiert das sofort: „Stille: Sofia und Mama. 5 Sterne.“ Ich klebe das gelbe Post-it fester, streiche es glatt, und denke, dass unsere Hochzeit genau so wird, wie unsere Familie ist. Laut und leise zugleich, geplant und offen, mit Platz für alle.

Ben malt auf einen Bierdeckel Striche: Stühle, Tische, Puffer. „Strichliste“, sagt er stolz. „Wie früher. Nur diesmal heiratet der Richtige. Also fast der Richtige. Also du.“

„Beruhigend“, sage ich.

Miriam kommt später dazu, mit Jonas, der leise die Tür zumacht, als wäre es eine Visite. „Schwester-Blick“, sagt Miriam nach einem Rundgang. „Heinrich braucht kurze Wege, keine Stufen, Tee in Reichweite. Lehmann braucht

einen Platz am Rand, wo er aufstehen kann, ohne dass alle schauen. Mia braucht ein Mikro mit Aus-Knopf.“ Jonas nickt, misst die Türbreite mit Schritten, notiert: „Rollstuhl passt. Nur für alle Fälle.“ Ben will widersprechen, lässt es, schreibt stattdessen: „Kramer-Regel Hochzeit Nr. 5: Wer für alle Fälle plant, liebt richtig.“

Amir nimmt den Bierdeckel, dreht ihn um, schreibt auf die Rückseite drei Sätze auf Arabisch, dann darunter auf Deutsch: „Für Felix und Lea, die endlich ankommen.“ Er sieht mich an. „Übersetzung ist manchmal nur Deko. Bedeutung bleibt.“

Ich sehe zu, wie Mia die Bierdeckel sortiert, nach Größe, nach Schrift, nach Sternen, und dabei leise zählt, wie bei einer Inventur im Labor. „Papa, Deckel eins für Stühle, Deckel zwei für Herz“, sagt sie, „so verwechselt Susi nichts.“ Lea nickt, klebt ein grünes Post-it dazu, mit Pfeil, mit Ausrufezeichen, mit Herz, weil bei ihr Ordnung immer auch Liebe heißt. *Klein heißt bei uns nicht weniger*, denke ich, *klein heißt, jeder Satz hat einen Stuhl*. Susi beobachtet das alles vom Türrahmen aus, schnaubt leise, und sagt dann doch: „Gut sortiert, Forscherin, so mag ich das.“

Mia strahlt, als hätte sie eine Prüfung bestanden, und Sofia schiebt ihr heimlich einen gelben Stern zu, unter dem Tisch, wie eine geheime Auszeichnung. Ben nickt und notiert sofort: „Kramer-Regel Hochzeit Nr. 6, Lob von Susi zählt doppelt.“ Ich schreibe die Regel dazu, mit Datum, mit Uhrzeit, weil manche Sätze ins Protokoll gehören, auch wenn sie auf Bierdeckel stehen. Lea legt ihre Hand kurz auf meinen Arm und sagt leise: „So wird es, Hartmann,

sortiert und warm.“, und ich glaube ihr, weil ihre Post-its nie lügen.

Mia verteilt Aufgaben mit Sternen, ganz offiziell. „Ben: Stühle. Amir: Ruhe. Mama: Ja sagen. Papa: Nicht ohnmächtig werden.“ Sie sieht mich streng an. „Das ist die wichtigste Aufgabe. Vier Sterne.“

„Ich übe“, sage ich. „Atmen, stehen, ja sagen. In der Reihenfolge.“

Sofia meldet sich leise: „Ich kann am Eingang stehen. Und Leuten sagen, wo sie sitzen. Das mache ich gern.“ Lea sieht sie an, gerührt, sachlich. „Das ist der wichtigste Posten“, sagt sie. „Wer am Eingang steht, entscheidet über alles.“

Ben notiert sofort: „Kramer-Regel Hochzeit Nr. 4: Wer den Eingang hütet, bekommt doppelten Nachtisch.“

Lea klebt ein Post-it an die Wand des Hinterzimmers, heimlich, obwohl Susi es verboten hat. Darauf steht: „Hier ja.“

Susi sieht es, sagt nichts, lässt es hängen. Das ist bei Susi ein Segen. Sie bringt noch einen zweiten Bierdeckel, malt einen Plan vom Ponton darauf, mit Kreuzen für Lautsprecher, Stühle, Anker. „Wind kommt von West“, sagt sie. „Stellt euch mit dem Rücken dazu. Sonst weht es euch das Ja weg.“ Lea nickt ernst wie bei einer Visite. Ich denke an die Ringe, die Miriam zur Ansicht angekündigt hat, an das Gelübde-Faksimile in meiner Schublade, an Heinrichs Taschentuch in Mias Tasche.

Draußen legt eine Barkasse an, Wasser schwappt gegen den Ponton, oben lachen Gäste, unten wird es still zwischen uns. Ich denke an Lehmanns Studie, an Leas Stempel, an Heinrichs Müdigkeit, an alles, was diese Woche entschieden wurde, ohne dass wir es laut gesagt haben. Lea nimmt meine Hand unter dem Tisch, drückt kurz, lässt los, weil Mia schon das nächste Post-it verteilt.

An der Tür bleibt Susi stehen, als wir gehen, tippt auf die Uhr. „20:30“, sagt sie noch einmal. „Und Herz auf. Sonst wird das nichts mit klein und gut.“

Lea nickt, ernst wie bei einer Visite. „Verstanden“, sagt sie. „Küche zu halb neun, Herz ab sofort.“

Jens, Katja und Aydin schauen kurz herein, auf dem Weg zum Ponton, und bleiben doch eine halbe Stunde, weil Hinterzimmer wärmer ist als Wind. Jens misst die Stuhlreihen mit Schritten aus, nickt. „Passt“, sagt er. „Vierzehn, plus Puffer.“ Katja umarmt Lea, kurz, fest, und sagt: „Klein ist richtig. Wir haben es groß gemacht und die Hälfte vergessen.“ Aydin fotografiert nichts, er merkt sich alles, und sagt zu Sofia: „Eingang ist wichtig. Ich habe das bei uns auch gemacht. Du machst das gut.“ Sofia wächst einen Zentimeter, sichtbar.

Lehmann schickt eine Nachricht, handschriftlich fotografiert: „Hartmann. Hinten sitzen, vorn heiraten. Kommen Sie pünktlich. Ich auch. Fast.“ Ich lese sie vor, alle lachen, Ben notiert: „Kramer-Regel Hochzeit Nr. 7: Wer Lehmann zum Lachen bringt, hat gewonnen.“ Amir übersetzt für Sofia leise ins Englische, was alle verstehen, und Sofia lacht mit, offen, ohne Hand.

Der Ponton schaukelt leicht, als wir hinausgehen, die Lichterkette über uns flackert einmal, dann steht sie. Mia trägt den Bierdeckel mit den Stühlen wie eine Trophäe, Sofia hält die Tür auf, Ben zählt durch, Amir löscht das Licht im Hinterzimmer zuletzt. Auf der Wand bleibt nur das eine Post-it, rosa, schief: „Hier ja.“ Lea fotografiert es heimlich, als Susi gerade Kaffee holt, und schickt es an Miriam, mit Text: „Segen erhalten. Ohne Antrag.“ Miriam antwortet: „Schwester-Freigabe erteilt. Halten.“ Jonas schreibt dazu: „Endpunkt erreicht. Relevant.“ Ben malt den Moment als Strichliste auf den nächsten Deckel: vierzehn Stühle, ein Post-it, null Zweifel. Amir legt seine Hand kurz auf meine Schulter, sagt nichts, weil alles gesagt ist. Heinrich lässt sich am Abend von Mia berichten, mit allen Sternen, und sagt nur: „Hinterzimmer. Gute Wahl. Eure Mutter hätte das Post-it gerade geklebt. Ich klebe es schief, wie ihr.“ Mia lacht, notiert: „Opa schief: 5 Sterne.“

Kapitel 17

Ringe

Freudige Meldung: Tag 3476, WG Altona Küche, 17:20 Uhr, Kuchenkrümel überall. **Behauptung:** Trauzeugen kann man nicht wählen, sie melden sich. **Test:** Fragen, staunen, notieren. **Auswertung:** Ben und Amir. Wer sonst.

Ben steht auf dem Stuhl, weil er das für Reden so macht. „Freunde, Familie, Mitbewohner“, beginnt er. „Ich habe eine Mitteilung. Ich bin Trauzeuge.“

„Das wird noch abgestimmt“, sage ich.

„Abstimmung beendet“, sagt Ben. „Kramer-Regel Hochzeit Nr. 1: Wer zuerst fragt, ist raus. Wer ungefragt da ist, bleibt. Ich bin da.“

Amir sitzt ruhig am Tisch, schält Äpfel für einen Kuchen, der nie fertig wird, weil Mia die Stücke stiehlt. „Ich bin der zweite“, sagt er. „Wenn ihr wollt.“

Lea lacht. „Wir wollen. Wir haben nie jemand anderen gewollt.“

Ich hole Susis Zettel aus der Tasche, den vom Hinterzimmer, mit „20:30“ und „Herz auf“, und lege ihn in die Mitte, als Geschäftsgrundlage. „Auftrag an die Zeugen“,

sage ich. „Erstens: Heinrich fahren und setzen. Zweitens: Lehmann abholen, damit er nicht zu früh kommt und so tut, als käme er zu spät. Drittens: Mia vom Mikrofon fernhalten, bis sie dran ist.“ Ben notiert alles, feierlich, mit doppelter Unterstreichung. Amir nickt, schält weiter, sagt: „Viertens: Felix atmen erinnern. Das steht nicht drauf, aber gilt.“

Miriam kommt herein, ohne zu klopfen, wie Schwestern das tun, legt eine kleine Schachtel auf den Tisch. „Ringe zur Ansicht“, sagt sie. „Nicht kaufen, nur schauen. Schwester-Diagnose für Gold. Ausnahmsweise ohne Befund, nur Meinung.“

Mia stürzt sich darauf, Sofia beugt sich vor, vorsichtig. Zwei schlichte Ringe, innen graviert, außen matt. Kein Stein, kein Glanz, genau richtig für Labor und Notaufnahme.

„Größe“, fragt Miriam sachlich und misst Leas Finger mit einem Band. „Felix, Hand her. Nicht zittern.“

„Ich zittere nicht“, sage ich und zittere.

Lea hält ihre Hand neben meine, vergleicht, lacht leise. „Deine zittert mehr“, sagt sie. „Das ist neu. Sonst zitterte ich.“ Jonas, der Miriam gefahren hat und in der Tür stehen geblieben ist, sagt trocken: „Tremor bei Aufregung physiologisch. Kein Handlungsbedarf.“ Das beruhigt mich, ausgerechnet Jonas, und alle lachen, auch ich, zitternd.

Ich halte die Hand still, so gut es geht, während Miriam das Band enger zieht, und denke an all die Hände, die ich

in diesem Buch schon gehalten habe. Leas kalte Finger nachts in der Küche, Heinrichs Puls im Klinikflur, Mias kleine Hand auf Heinrichs Decke, Sofias Hand, die Mia einfach hielt, ohne Auftrag. Jede Hand eine Messung ohne Gerät. „Welche Größe“, fragt Miriam, sachlich, weil sie spürt, dass ich abschweife. „Die, die passt“, sage ich, und alle lachen, auch Miriam, kurz, hell. „Das ist keine Größenangabe“, sagt sie. „Das ist ein Befund.“ Sie misst noch einmal, notiert eine Zahl auf einem Post-it, klebt es in die Ringschachtel. „Passt“, sagt sie. „Wie alles heute.“

Mia rückt näher, legt ihr Forscherbuch aufgeschlagen daneben, als müsste sie den Moment protokollieren, um ihn zu glauben. „Papa, Hand gerade“, flüstert sie, „sonst wird die Messung falsch, und dann passt der Ring nicht, und dann passt die Hochzeit nicht.“ Ich halte still, wie bei einer Blutabnahme, und Lea zwinkert mir zu, weil sie weiß, dass meine Aufregung keine Zahl braucht, sondern eine Hand, die bleibt. *Zittern ist kein Fehler, denke ich, Zittern ist ein Befund für Bedeutung.* Miriam notiert die zweite Messung, vergleicht beide Zahlen, nickt zufrieden, wie nach einem EKG ohne Befund.

Ben legt derweil seinen Arm um Amir und sagt feierlich: „Was Felix jetzt nicht sagt, sage ich, das ist Familie im Rohzustand, mit Krümeln.“ Amir lächelt, schiebt ihm den Apfelkuchen hin, den Mia längst halb aufgegessen hatte, und nickt. Sofia nimmt das Maßband, legt es vorsichtig um ihr eigenes Handgelenk, nur zum Spaß, und zeigt es Mia, die sofort ruft: „Vier Sterne für Neugier, mit Tendenz zu fünf.“ Lea lacht, nimmt meine zitternde Hand, hält sie fest, und sagt leise: „Bleib so, Hartmann, das steht dir.“

Sofia beugt sich vor, betrachtet die Ringe aus der Nähe, ohne sie anzufassen, als wären sie schon vergeben. „Innen graviert“, sagt sie leise. „Was steht drin?“ Miriam sieht zu uns, fragend, und Lea nickt. „Lies vor“, sagt sie zu mir. Ich hole das Post-it aus der Schachtel, lese die zwei Worte, die wir gestern beim Ponton beschlossen haben, leise, nur für den Tisch. Sofia wiederholt sie lautlos mit den Lippen, nickt dann, zufrieden. *Zwei Worte innen, unsichtbar, immer dabei, denke ich. So muss es sein.*

Ben nimmt einen Bierdeckel, malt zwei Kreise, schreibt darunter „Ja“ und „Ja“. „Strichliste“, erklärt er Mia. „Jeder Gast macht einen Strich. Wer daneben malt, zahlt Sekt.“

Mia findet das genial, übt sofort, malt drei Striche, einer daneben. „Sekt“, sagt sie feierlich. „Für Mama. Apfelschorle-Sekt.“

Sofia nimmt den zweiten Bierdeckel, schreibt klein und sauber: „Ben redet kurz. Amir übersetzt. Lea lacht. Felix weint fast.“ Sie schiebt ihn zu mir. „Stimmt das“, fragt sie.

„Wahrscheinlich“, sage ich. „Bis auf weinen. Ich messe nur Feuchtigkeit im Auge.“

„Kramer-Regel Hochzeit Nr. 2“, verkündet Ben vom Stuhl herab. „Der Bräutigam darf weinen, aber erst nach dem Ja. Vorher ist es Kreislauf.“

Alle lachen, Miriam drückt meinen Arm, Lea hält den Ring gegen das Licht, Mia klebt einen Stern auf Bens Schuh, weil sonst kein Platz mehr frei ist.

Susi ruft zwischendurch an, fragt nur: „Ringe? Zeugen?“

Herz?“ Lea hält das Telefon hoch, damit alle „Ja“ rufen können, und Susi sagt: „Gut. Dann bestelle ich. 20:30 bleibt.“ Das ist bei Susi ein Ehevertrag in einem Satz.

„Und Heinrich“, fragt Miriam sachlich. „Wer fährt ihn zum Ponton? Wer sitzt neben ihm? Das müssen wir jetzt festlegen, sonst vergessen wir es.“

„Ich“, sage ich sofort. „Und Mia sitzt neben ihm. Mit Opa-Tasche. Und Sofia steht am Eingang, das ist entschieden.“

Sofia nickt, ernst, stolz. „Mit Liste“, sagt sie. „Ich mache eine Liste wie Felix. Namen, Stühle, Besonderheiten.“

Ben reißt die Arme hoch. „Kramer-Regel Hochzeit Nr. 3“, ruft er. „Wer Listen führt, bekommt einen Orden. Aus Bierdeckel.“

Er bastelt sofort einen, malt einen Stern darauf, überreicht ihn Sofia feierlich. Sie nimmt ihn, lächelt schief, steckt ihn ein, als wäre er echt. Mia notiert das alles, unterstreicht zweimal.

Ich hole danach mein Gelübde aus Band elf aus der Schublade, den Entwurf, knittig, mit Kaffee-Rand. Lea sieht ihn, wird still. „Den nehmen wir mit“, sagt sie leise. „Als Faksimile. Kein neues. Das alte gilt.“ Amir liest die erste Zeile, nickt, übersetzt nicht, legt ihn zurück, sorgfältig, wie ein Dokument.

Amir steht auf, legt mir die Hand auf die Schulter. „Was Felix jetzt denkt“, sagt er leise, „ist, dass alles zu groß wird und zu klein gleichzeitig. Und dass das genau richtig ist.“

Ich nicke, weil er recht hat. Es ist zu viel und zu wenig, zu laut und zu still, genau wie Familie. Lea steckt mir den Probering an, er passt, überraschend genau. Sie lässt meine Hand nicht los, hält sie fest auf dem Tisch zwischen Krümeln und Bierdeckeln.

„Also“, sagt sie. „Ben, Amir. Angenommen.“

Heinrich ruft an, will nur kurz gratulieren, bleibt dann doch dran, weil Mia ihm alles erzählt, mit Sternen und Details. „Opa, Ringe passen, Zeugen stehen, Papa zittert“, berichtet sie. Heinrich lacht, dieses Lachen, das dünner ist als früher, aber echt. „Zittern gehört dazu“, sagt er. „Ich habe auch gezittert. Deine Oma hat es nicht gemerkt, weil sie selbst gezittert hat.“ Das erzählt Mia später zweimal weiter, mit fünf Sternen für „Opa-Ehrlichkeit“.

Lea holt danach das Faksimile aus der Schublade, zeigt es Miriam, die es lange betrachtet, dann nickt. „Schwester-Freigabe“, sagt sie. „Gilt. Für immer. L. passt.“ Jonas liest die letzte Zeile, mit dem Ponton, und sagt leise: „Guter Endpunkt. Relevant, erreichbar, gemeinsam.“ Das ist bei Jonas ein Gedicht, und alle verstehen es.

Ben springt vom Stuhl, verbeugt sich tief, Amir lächelt still. Mia schreibt in ihr Buch: „Tag 3476, Ringe passen, Zeugen stehen, Papa zittert 2 von 5.“ Sie malt zwei Ringe daneben, einen mit Stern, einen mit Herz, beschriftet alles mit Datum und Uhrzeit. Auf dem Tisch liegen die Ringe nebeneinander, matt im Küchenlicht, zwei Kreise ohne Anfang. Lea nimmt meine Hand, legt sie neben die Ringe, vergleicht Größen, lacht leise. „Passt“, sagt sie. „Alles passt. Sogar dein Zittern.“ Amir räumt die Apfelschalen weg,

stellt den nie fertigen Kuchen doch noch in den Ofen, „aus Prinzip, für morgen“. Ben übt seine Trauzeugen-Rede am Stuhl, drei Sätze, dann Stille, dann „Anker-Tisch“, und alle nicken, weil es sitzt. Sofia steckt ihren Bierdeckel-Orden an Mias Forscherbuch, als Leihgabe, „bis zur Hochzeit, dann zurück“. Mia unterschreibt die Leihgabe, mit Datum, Uhrzeit und zwei Sternen für „Feierlichkeit“. Sofia legt ihren Bierdeckel-Orden daneben, Miriam faltet das Maßband zusammen, und Lea lässt meine Hand nicht los, bis der Kuchen doch noch in den Ofen kommt.

Kapitel 18

Ja, als Faksimile

Zwischenstand: Hochzeitstag, vierzehn Uhr, Hinterzimmer der Hafenwirtschaft. Puls leicht erhöht, Hände ruhig. Anwesend: alle, die bleiben.

Wir hatten es klein gewollt, und klein in Hamburg heißt: Hinterzimmer, Ponton reserviert, Susi als Zeremonienmeisterin wider Willen. Sie hatte die Stühle in zwei Reihen gestellt, sieben links, sieben rechts, und einen Bierdeckel unter das wackelnde Bein des Notenständer-Pults geschoben, das als Rednerpult diente. Auf dem Deckel stand in ihrer Handschrift: „Nicht klauen“, und darunter, kleiner: „Viel Glück“.

Am Morgen hatte Amir mich in der WG abgefangen, bevor ich zum dritten Mal das Hemd wechseln konnte. „Was Felix meint ist“, sagte er zu Ben, der mit zwei Bügeln in der Tür stand, „er will es richtig machen und weiß, dass es kein Richtig gibt.“ Ben nickte feierlich und verkündete Kramer-Regel Hochzeit Nr. 8: „Wer zweimal das Hemd wechselt, nimmt das erste.“ Ich nahm das erste. Es saß. Miriam prüfte danach meinen Puls im Vorbeigehen, Schwester-Blick in zwei Sekunden, und sagte: „Erhöht, aber heiratsfähig. Weiter.“

Lea kam durch die Seitentür, nicht durch die Mitte. Kein Einmarsch, kein Tusch. Sie trug ein helles Kleid, flache Schuhe, und in der Hand einen gefalteten Zettel, den ich kannte. Es war mein Zettel. Meine Handschrift. Mein Gelübde aus Band elf, damals noch Entwurf, jetzt Faksimile. Sie hatte ihn kopiert, laminiert und unten mit einem Post-it beklebt. Darauf stand: „Gilt. Für immer. L.“

- Hypothese: Eine Hochzeit braucht einen Saal und einen Plan.
- Beobachtung: Sie braucht vierzehn Stühle, einen Ponton und Menschen, die pünktlich sind.
- Korrektur: Pünktlich waren fast alle. Ben fehlte drei Minuten, aus Prinzip.

Ben kam als Letzter, mit Kramer-Regel Nummer neun-undvierzig, die er flüsternd an Mia weitergab: „Erscheine zu spät, aber bringe etwas mit, das es vergessen macht.“ Er brachte etwas mit. Einen Ordner. Unseren Ordner Lissabon, geschlossen, mit Band. „Heute wird nichts geöffnet“, sagte er, „Heute wird nur geheiratet.“ Er legte ihn zu Susi an die Bar des Hinterzimmers, und Susi nickte, als würde sie einen Schatz verwahren.

Susi hatte die Küche fest im Griff, 20:30 als heilige Grenze an die Tafel geschrieben, mit Ausrufezeichen. „Bis halb neun ist alles durch“, hatte sie morgens zu Lea gesagt. „Danach Herz auf, Küche zu.“ Lea hatte genickt wie bei einer Visite. Jetzt stand Susi hinter der Bar, wischte ein Glas, das längst sauber war, und behielt gleichzeitig Heinrich im

Blick, der aufrecht in Reihe eins saß, mit Kissen im Rücken, das Miriam ihm untergeschoben hatte.

Amir stand neben mir und übersetzte mich für Normale, obwohl ich noch gar nichts gesagt hatte. „Was Felix meint ist“, sagte er leise zu Lea, „dass er dich liebt und Angst hat, es falsch zu sagen.“ Lea nickte. „Weiß ich“, sagte sie, „Deshalb heirate ich ihn ja.“

Ich sah zu Amir, dankbar, und dachte an all die Jahre, in denen er meine Sätze vollendet hat, wenn mir die Worte fehlten. Im Labor, in der WG-Küche, am Anker-Tisch, überall stand er einen halben Schritt hinter mir und reichte mir den Satz, wie man jemandem ein Werkzeug reicht. Heute reichte er mir den wichtigsten. Ich legte die Hand kurz auf seinen Arm, als Dank, ohne ihn anzusehen, weil Ansehen zu viel wäre vor allen. „Und was Amir meint“, sagte ich leise, sodass nur Lea und er es hörten, „ist, dass er bleibt, auch wenn wir gehen, nach Eimsbüttel, mit Ahorn vor dem Fenster.“ Amir nickte, einmal, fest, und seine Augen wurden feucht, was er mit einem schnellen Blinzeln verbarg, wie Lea es immer tut.

Mia, die alles mithört, auch Flüstern, notierte sofort in ihr Buch: „Amir übersetzt Liebe. Gilt.“ Sofia, die neben ihr saß, las mit, nickte, und legte ihre Hand kurz auf Amirs Ärmel, als Siegel. *Manche Übersetzungen brauchen keine zweite Sprache*, dachte ich. *Nur einen Freund, der bleibt, wenn es still wird*. Susi hinter der Bar wischte weiter ihr sauberes Glas, sah herüber, hob es kurz, als stoße sie mit uns an, ohne Glas, ohne Wort, nur mit Blick.

Miriam und Jonas saßen in Reihe eins, Hand in Hand.

Miriam hatte mir vorher eine Schwester-Diagnose in drei Sekunden gegeben: „Blass, aber stabil. Heiratsfähig.“ Heinrich, mein Vater, saß daneben, aufrecht, mit Jackett, das ihm etwas zu groß war. Lehmann saß am Rand und sagte: „Hartmann, setzen Sie sich nicht auf Ihre Krawatte.“ Ich hatte keine Krawatte an. Das war sein Segen.

Sofia und Mia saßen zusammen, das war mir wichtig. Sofia, sechzehn, mit ruhigem Blick. Mia, mit Haarklammer und Notizbuch. Jens, Katja und Aydin standen hinten, kurz, herzlich. Jens drückte mir die Schulter. Katja weinte zuerst. Aydin filmte nichts, er sah nur zu.

Sofia hatte am Eingang gestanden, mit ihrer Liste, Namen, Stühle, Besonderheiten, und jeden Platz zugewiesen, ruhig, sicher. Ben hatte ihr vorher den Bierdeckel-Orden angesteckt, und sie trug ihn sichtbar. Mia hatte die Strichliste geführt, vierzehn Striche, einer daneben, mit Kommentar: „Sekt für Mama.“ Jetzt saßen beide nebeneinander, und Mia hielt Sofias Hand, ohne dass jemand es angeordnet hatte.

Die Standesbeamtin sprach kurz, klar, ohne Pathos. Wir sagten Ja, beide, ohne Zittern, fast gleichzeitig. Dann bat Lea um einen Moment. Sie holte meinen alten Zettel hervor, das Faksimile, und sagte: „Das hier ist kein Entwurf mehr. Das lesen wir jetzt als Versprechen vor.“

Und dann lasen wir unser Gelübde, Wort für Wort, als Faksimile unserer Geschichte:

Wir versprechen nichts Unmögliches. Wir versprechen das Mögliche, täglich. Wir messen

nicht, wer mehr liebt. Wir zählen, was bleibt: ein Tisch, ein Whiteboard, zwei Kinder, die uns prüfen. Wir bleiben, auch wenn es unordentlich wird. Wir fragen nach, statt zu deuten. Wir vergeben, ohne zu löschen. Und wenn wir uns verlieren, treffen wir uns am Ponton. Dort, wo die Elbe alles mitnimmt, nur uns nicht.

Ich hörte meine eigene Stimme, und sie klang fremd und richtig. Lea hielt den Zettel mit beiden Händen. Amir legte mir die Hand auf den Rücken. Mia schrieb mit. Sofia lächelte, zum ersten Mal an diesem Tag ohne Vorsicht.

Lea legte nach dem Lesen das laminierte Blatt auf das Pult, strich einmal darüber, als müsste sie es glätten, obwohl es glatt war. „Gilt“, sagte sie noch einmal, leise, nur für mich. Ich nickte, weil mein Hals zu eng war für Sätze. *Nichts Unmöglichen, nur das Mögliche, täglich*, dachte ich. *Das ist messbar. Das ist haltbar.*

Nach dem Ja gab es keinen Applaus, sondern Stille, dann Lachen, dann Umarmungen. Heinrich drückte mich lange, wortlos. Lehmann schüttelte mir die Hand und hielt sie eine Sekunde zu lang fest. „Gut gemacht“, sagte er, „Notiz an Sie: So bleiben.“ Ich nickte. *Das merke ich mir, wirklich*, dachte ich.

Jonas umarmte mich kurz, fest, sachlich. Miriam küsste Lea auf die Wange und sagte: „Willkommen, Schwägerin. Diagnose: angekommen.“ Jens drückte mir die Schulter ein zweites Mal, Katja weinte weiter, glücklich, Aydin nickte mir zu, ernst, warm. Susi kam hinter der Bar vor,

drückte Lea einen Bierdeckel in die Hand, den mit „Nicht klauen“, und sagte: „Der bleibt bei euch. Erster Wackel-Stuhl kommt bestimmt.“

Susi hatte für Heinrich ein Kissen organisiert, für Lehmann einen Platz am Rand mit Fluchtweg, für Mia ein Mikro mit Aus-Knopf, für Sofia einen Stuhl am Eingang mit Übersicht. Alles ohne Zettel, alles im Kopf. Als ich ihr danken wollte, winkte sie ab. „Küche zu halb neun“, sagte sie. „Herz auf. Rest ist Deko.“ Lea küsste sie auf die Wange, spontan, und Susi ließ es geschehen, was bei Susi einem Orden entspricht.

Zum Schluss gingen wir alle hinaus auf den Ponton. Vierzehn Menschen, ein Windstoß, Möwen. Susi trug den Ordner nach und stellte ihn in die Mitte, als Anker. Niemand öffnete ihn. Die Elbe glitzerte, als hätte jemand Licht darüber gestreut. Lea lehnte ihren Kopf an meine Schulter, und Mia legte ihr Notizbuch weg. Neben uns stand Sofia mit ihrer Liste in der Hand, abgehakt, vollständig, und Ben legte den Arm um Amir, und Amir hielt Mias Notizbuch, damit sie die Hände frei hatte für den Wind.

Kapitel 19

Ponton-Tanz

Ort: Ponton an der Hafenwirtschaft, nach der Trauung. Wind aus West, Licht schräg, Elbe ruhig. Vierzehn Stühle, ein Lautsprecher, kein Plan.

Susi hatte den Lautsprecher gebracht, ohne dass jemand sie darum gebeten hatte. „Irgendwer muss ja tanzen“, sagte sie, „Und ihr seht aus, als könntet ihr Hilfe brauchen.“ Sie drückte Lea einen kleinen Knopf in die Hand. An oder aus. Mehr Technik gab es nicht. Das war Susis Art von Fürsorge: praktisch, trocken, nicht verhandelbar.

Wir tanzten. Nicht gut, nicht choreografiert. Lea legte ihre Hände um meinen Nacken, ich legte meine um ihre Hüfte, und wir bewegten uns im Kreis, zu klein für Takt, zu groß für Stillstand. Der Ponton schwankte leicht, und ich rechnete unwillkürlich nach, wie viel Gewicht er trug. *Nicht rechnen*, dachte ich, *bleiben*. Ich ließ die Zahl los, bevor sie fertig war.

- Hypothese: Ein erster Tanz braucht Musik und Können.
- Methode: Musik leise, Können abwesend, Nähe anwesend.

- Ergebnis: Es funktioniert. Vier Sterne, mit Aufwärtstrend.

Heinrich saß in der ersten Reihe der Stühle, mit Decke über den Knien, die Miriam ihm gebracht hatte, und sah zu, ruhig, wach. Neben ihm saß Lehmann, ungewohnt still, die Hände auf den Knien. Als ich beim Tanzen an ihnen vorbeikam, nickte Heinrich einmal, fest, und Lehmann räusperte sich und sah zu den Kränen, weil Rührung bei ihm immer wie Staub aussieht.

Ich blieb beim Vorbeitanzen einen halben Takt länger bei den beiden stehen, weil ich diesen Blick behalten wollte. Heinrich hatte die Decke glatt gestrichen, exakt, wie er alles glatt strich, und Lehmann hatte seine Hände so fest auf die Knie gelegt, als müsste er sich selbst am Aufstehen hindern. *Zwei Väter, zwei Arten von Stolz, dachte ich, einer nickt, einer schaut weg, beide bleiben.* Lea folgte meinem Blick und drückte leicht meinen Nacken, als wollte sie sagen, dass sie es auch sah. Ich nickte zurück, ohne Worte, weil Tanzen in diesem Moment mehr Protokoll war als jedes Whiteboard.

Der Ponton gab unter uns ein wenig nach, und ich spürte, wie Lea ihr Gewicht verlagerte, ruhig, ohne sich festzuhalten. Sie vertraute dem Holz, dem Wasser, mir, in dieser Reihenfolge, und das rührte mich mehr als jede Rede. „Du rechnest wieder“, flüsterte sie, „Ich sehe es an deiner Stirn.“ Ich lachte leise und sagte: „Nur halb. Ich prüfe, ob das Holz uns hält. Ergebnis bisher sehr gut.“ Sie legte ihre Stirn kurz an meine und sagte: „Dann prüfe weiter, aber tanze dabei.“ Hinter uns stellte Susi den Lautsprecher ei-

nen Fingerbreit leiser, damit der Wind mehr Raum bekam, und Ben hielt Mia fest, die auf seinen Schuhen stand und sich vorkam wie eine Tänzerin auf einem Schiff.

Amir fing meinen Blick auf und hob Mias Notizbuch einen Moment hoch, als wollte er sagen, dass alles festgehalten war. Miriam nickte mir zu, ruhig, schwesterlich, und Jonas legte seine Hand auf Heinrichs Schulter, kurz, als gehörte er schon immer zu uns. *Das ist Familie*, dachte ich, *kein Stammbaum, sondern ein Ponton, der trägt, weil alle gleichzeitig ihr Gewicht verlagern*. Ich drehte Lea einmal langsam im Kreis, zu langsam für jeden Tanzkurs, genau richtig für uns, und sie lachte dieses helle Lachen, das ich seit Band drei kenne und das immer noch alles heller macht.

Ben versuchte, eine Rede zu halten, und scheiterte ehrwürdig. Er begann mit Kramer-Regel Nummer vierundvierzig, vergaß die Mitte und endete mit: „Ihr seid mein Anker-Tisch.“ Das saß. Die Bierdeckel-Strichliste am Anker-Tisch in der Hafenwirtschaft hatte an diesem Tag vierzehn neue Striche, einer pro Gast, von Susi persönlich gesetzt. „Auf Haus“, sagte sie, und meinte es so.

Amir stand neben dem Lautsprecher, hielt Mias Notizbuch, damit sie klatschen konnte, und übersetzte an diesem Tag fast nichts, weil alles verständlich war. Miriam lehnte an Jonas, Jonas hielt das Taschentuch bereit, das Heinrich Mia einst gegeben hatte, als Reserve für alle Fälle. Sofia filmte nicht, sie sah nur zu, und das war bei ihr die größte Zustimmung.

Dann war ich dran. Ich hatte keine Notizen. Das war

neu. In Band elf hatte ich noch mit Karteikarten gesprochen, damals, als Mia fragte, was Liebe ist, und ich drei Anläufe brauchte. Lea wusste das. Sie sah mich an und nickte nur. „Ohne“, sagte sie leise. Also ohne.

Ich sagte, dass ich früher geglaubt hatte, Liebe sei ein Algorithmus mit sauberen Daten. Dass ich Listen geführt hatte, mit Sternen und Prozenten, und dass Lea jede meiner Listen widerlegt hatte, ohne sie zu zerreißen. Ich sagte, dass ich gelernt hatte, Ambiguität auszuhalten, und dass das kein Satz aus einem Lehrbuch mehr war, sondern unser Alltag. Ich sagte, dass ich Lea nicht zu siebenundachtzig Prozent vermisst hatte, wenn sie Nachtdienst hatte, sondern zu hundert, und dass ich aufgehört hatte, das zu glätten.

Ich sagte auch, dass ich Lehmanns Studie übernommen hatte, weil Übernehmen eine Form von Bleiben ist, und dass Lea Oberärztin war, weil sie nachts um drei ans Bett geht, wenn alle müde sind. Ich sagte, dass das Haus mit Fenster bald uns gehören sollte, mit Ahorn und zwei Balkonen, und dass die WG als Büro bleiben würde, weil Familie zwei Anker braucht. Ben rief dazwischen: „Kramer-Regel bestätigt“, und alle lachten, und Lea hielt meine Hand fester.

„Ich verspreche dir kein ruhiges Leben“, sagte ich, „Ich verspreche dir ein wiederkehrendes Leben. Dass ich jeden Morgen nachfrage. Dass ich messe, was man messen kann, und lasse, was man lassen muss. Dass ich bleibe.“

Amir übersetzte nicht. Das war sein größtes Kompliment. Er stand nur da, mit feuchten Augen, und hielt Mias

Notizbuch, damit sie klatschen konnte. Miriam lehnte an Jonas, und Jonas hielt das Taschentuch jetzt für Miriam bereit. Heinrich sah auf die Elbe, dann zu uns, und nickte, einmal, fest. Lehmann blickte weg, in Richtung Kräne, und räusperte sich. „Staub“, sagte er später, „Elbstaub.“

Susi war weich, auf ihre Weise. Sie brachte Lea ein Glas Wasser, ohne Aufforderung, und sagte: „Du hast gut gewählt. Er zahlt immer. Und er hört zu, wenn man laut genug schweigt.“ Lea lachte, und es war dieses Lachen aus Band drei, hell und unvorsichtig. „Danke, Susi“, sagte sie, „Für alles. Für den Ponton. Für das Hinterzimmer. Fürs Bleiben.“ Susi winkte ab, aber sie blieb stehen, länger als nötig, und sah uns zu.

Danach tanzten alle. Ben mit Mia auf den Füßen, Amir mit Miriam, Jonas vorsichtig mit Sofia, die erst ablehnte und dann doch eine Runde blieb. Jens tanzte kurz mit Katja, Aydin hielt die Musikbox, als wäre sie ein Laborgerät. Heinrich klatschte im Sitzen den Takt, Lehmann tippte mit dem Fuß, was niemand fotografierte, weil niemand filmte.

Sofia tanzte mit Mia, später auch mit Ben, der sie zweimal auf die Füße trat und sich beide Male formvollendet entschuldigte. Jens tanzte kurz mit Katja, Aydin hielt die Musikbox, als wäre sie ein Laborgerät. Niemand filmte. Niemand musste. Die Möwen schrien, ein Schlepper zog vorbei, und der Ponton trug uns alle, ohne zu murren.

Sofia legte später ihren Kopf an Leas Schulter, kurz, wie Mia, und Lea hielt sie, fest, ohne zu fragen. „Dein Lied“, flüsterte Lea. „Portugiesisch, Abend, Ponton. Vergiss es nicht.“ Sofia nickte, holte ihr Heft aus der Tasche, zeigte

die erste Zeile, noch unsicher, noch Bleistift. Lea las, nickte, sagte nur: „Ja. Genau so.“ Das war alles, und es reichte für einen ganzen Abend.

Zum Schluss legte Lea ihren Kopf an meine Brust und sagte, so leise, dass nur ich es hörte: „Wir haben es geschafft, Hartmann.“ Ich küsste ihren Scheitel und sagte: „Wir fangen an, Sommer-Hartmann.“ Sie lachte gegen mein Hemd. Hinter uns stellte Susi den Lautsprecher leiser, nicht aus, nur leiser, damit die Elbe wieder zu hören war. Mia legte ihre Hand in Sofias Hand, und beide sahen auf das Wasser, wo die Sonne einen schmalen Weg malte, gerade breit genug für zwei. Heinrich legte seine Hand auf Lehmanns Stuhllehne, kurz, ohne Wort, und Lehmann ließ sie dort liegen, als wäre das ein Vertrag. Susi stellte den Lautsprecher noch leiser, bis nur noch die Elbe zu hören war, mit Möwen und Schlepper und Wind. Ben zählte ein letztes Mal durch, flüsternd, „vierzehn, vollzählig“, und Amir löschte die Lichterkette nicht, er ließ sie an, für den Heimweg. Mia schlief fast im Stehen, an Sofia gelehnt, und Sofia trug sie fast, sechzehn Jahre alt, stark, da. Lea nahm meine Hand, legte sie an ihre Wange, kurz, und sagte nichts mehr, weil alles gesagt war. Der Ponton trug uns, ohne zu murren, und das Licht auf dem Wasser wurde schmaler, blieb aber, bis wir gingen.

Kapitel 20

Heiße Ecke Nr. 6

Hypothese: Eine Hochzeit endet mit dem Dessert. Gegenhypothese: Sie endet mit der Heißen Ecke. Nummer sechs.

Ich führe Buch, aus Prinzip. Nummer eins war Band eins, damals noch schüchtern, mit Lea und der Frage, ob man zu zweit lachen darf. Nummer zwei war Band drei, Junggesellenabschied, Ben mit Hut. Nummer drei war Band sechs, Eifersucht und Versöhnung in Reihe drei. Nummer vier war Band neun, mit Familie im Gepäck. Nummer fünf war Band elf, mit Mia auf dem Schoß und der Frage, ob Kinder ins Tivoli dürfen. Heute also Nummer sechs. Explizit sechs. Keine andere Nummer gilt. Susi hatte es an die Tafel im Hinterzimmer geschrieben: „Nr. 6. Benehmt euch.“

Schmidts Tivoli roch wie immer nach Staub, Bier und Vorfreude. Wir saßen in zwei Reihen, vierzehn Leute, Ben hatte die Karten organisiert, mit Sitzplan und Notfall-Bonbons. „Kramer-Regel Nummer fünfundvierzig“, flüsterte er Mia zu, „Wer heiratet, lädt ein. Wer eingeladen ist, lacht laut.“ Mia notierte es, mit Sternchen. Sofia saß neben ihr, entspannt, fast weich, und ich dachte: *Das ist gut. Sie gehört dazu, ohne dass jemand es erklären muss.*

Heinrich saß in der Mitte, mit Kissen, das Miriam organisiert hatte, und Decke, die Susi aus dem Hinterzimmer mitgebracht hatte. Lehmann saß neben ihm, mit Hut auf den Knien, den er drinnen sofort abgenommen hatte. „Zwei alte Herren, ein Abend“, sagte Heinrich trocken. „Mal sehen, wer länger durchhält.“ Lehmann schnaubte. „Sie“, sagte er. „Sie haben Training. Vaterschaft.“ Das war bei Lehmann fast ein Kompliment, und Heinrich lächelte, müde, zufrieden.

- Methode: After-Show ohne Plan, nur mit Gruppe.
- Messung: Lachen in Dezibel, geschätzt, nicht gemessen.
- Ergebnis: Fünf Sterne. Susi klatscht im Takt, was selten vorkommt.

Über Inhalte des Abends schreibe ich bewusst nur paraphrasierend. Keine Songtexte, aus Respekt vor den Autoren. Die Truppe auf der Bühne spielte ihre Stücke über den Kiez, die Liebe und die Nachtschicht, mit Witz und Tempo, und wir erkannten jede Anspielung wieder. Es ging um eine Imbissbude, um eine Nachbarin mit Hund, um einen Taxifahrer mit Philosophie. Das Publikum sang mit, wir sangen mit, schief, aber willig. Amir übersetzte für Jonas eine Pointe ins Hochdeutsche, und Jonas lachte erst dann, dafür lange.

Ben versorgte Jens, Katja und Aydin unermüdlich mit Hintergrundwissen, flüsternd, mit Händen und Füßen. Jens nickte, Katja lachte an den richtigen Stellen, Aydin beobachtete alles, wie immer, und klatschte dann doch,

laut, echt. Miriam und Jonas hielten Händchen, Lea lehnte an meiner Schulter, Mia lag mit dem Kopf auf meinem Schoß, halb wach, halb Traum. Sofia machte sich Notizen, heimlich, auf dem Programmheft, und zeigte sie Lea in der Pause: eine kleine Rangliste der Szenen, mit Sternen, ganz Mia-kompatibel.

Ich beobachtete in der zweiten Hälfte vor allem unsere Ränder, weil Ränder bei uns immer die Wahrheit zeigen. Jens, der sonst alles kommentiert, war still und aufmerksam, Katja hatte ihre Hand auf seinem Arm liegen lassen, Aydin lehnte sich vor, wenn es schnell wurde, und lehnte sich zurück, wenn es leise wurde, als würde er die Mischung prüfen. *Zugehörigkeit misst man nicht in Wissen, dachte ich, sondern in Bleiben, auch wenn man nicht jede Anspielung versteht.* Ben merkte das auch und wechselte die Strategie, weg vom Erklären, hin zum Mitlachen, und das stand ihm gut.

Lea drückte in einer ruhigen Szene meine Hand, ohne hinzusehen, und ich drückte zurück, wie wir es seit Jahren tun, wenn einer von uns müde wird und der andere wach bleibt. Mia rutschte auf meinem Schoß ein Stück tiefer, und ich legte meine Jacke über ihre Knie, weil es im Saal zog. Sofia bemerkte es und schob mir wortlos ihr Programmheft zu, damit Mia es als Unterlage nutzen konnte. „Danke“, flüsterte ich, und Sofia nickte nur, als wäre Fürsorge in unserer Familie längst eine stille Arbeitsteilung. Heinrich hustete einmal, und Miriam war sofort da, mit Wasser, mit Blick, mit Ruhe, und Heinrich winkte ab, dankbar, müde, zufrieden.

Amir lehnte sich in der Pause zu mir herüber und sagte leise: „Was mir gefällt, ist, dass alle hier lachen, aber keiner allein.“ Ich nickte, weil er recht hatte und weil er Sätze so baut, dass sie halten. Ich dachte an die frühen Nummern, an schüchternes Lachen in Reihe drei, an Ben mit Hut, an versöhntes Schweigen nach Streit, und daran, dass Nummer sechs nicht größer war als die anderen, nur vollständiger. *Sechs ist keine Steigerung*, dachte ich, *sechs ist eine Bestätigung, dass Wiederkehren trägt*.

Der schönste Moment gehörte Sofia. Es gab eine Szene mit einer Wurstbude, einem Missverständnis und einer sehr langen Senf-Diskussion. Das war ein Callback, den nur wir verstanden: damals, Band eins, Würstchen-Szene an der Elbe, Lea mit Senf auf dem Ärmel, ich mit Serviette und Prozentrechnung über Fleckentfernung. Sofia erinnerte sich, weil Lea es ihr erzählt hatte, vollständig, ohne zu kürzen. Sofia lachte, laut, frei, mit der Hand vor dem Mund, und dann ohne die Hand. „Das bist du“, sagte sie zu Lea, „Das bist komplett du.“ Lea verbeugte sich im Sitzen. „Schuldig“, sagte sie, „Aber jetzt verheiratet. Das mildert.“

In der Pause holte Susi aus ihrer Tasche den Hinterzimmer-Bierdeckel mit dem „Nicht klauen“ und zeigte ihn Heinrich. „Der geht ins neue Haus“, sagte sie. „Erster Wackel-Stuhl kommt bestimmt.“ Heinrich nahm ihn, betrachtete ihn lange, gab ihn Lea zurück, feierlich. „Eure Mutter“, sagte er leise zu mir, „hätte diesen Abend geliebt. Das Laute und das Leise.“ Ich nickte, weil mein Hals wieder eng war. *Aufschreiben, später*, dachte ich. *Nicht jetzt. Jetzt bleiben*.

Lehmann saß neben Heinrich, und die beiden alten

Herren teilten sich eine Tüte Popcorn, ohne darüber zu sprechen. „Hartmann“, sagte Lehmann in der Pause, „Sie haben heute gut improvisiert. Notiz an mich: Er kann es doch.“ Heinrich nickte und sagte: „Das konnte seine Mutter auch. Improvisieren, wenn es zählt.“ Es war der erste Satz, den er an diesem Abend über sie sagte, und er sagte ihn leicht, ohne Schwere. Ich merkte ihn mir, Wort für Wort.

Miriam und Jonas hielten Händchen wie Teenager. Jens, Katja und Aydin saßen am Rand und wurden von Ben mit Insider-Wissen versorgt. Susi saß neben Lea, zum ersten Mal nicht im Dienst, sondern zu Gast, und sie lachte an den richtigen Stellen, was bei ihr ein Liebesbeweis ist. Mia lehnte an mir, müde, glücklich, mit Bonbonpapier in der Faust. „Papa“, flüsterte sie, „ist das jetzt jedes Jahr?“ Ich flüsterte zurück: „Nr. 7 kommt bestimmt. Aber nicht morgen.“

Zum Finale standen alle auf, auch Lehmann, auch Heinrich, wenn auch langsam. Der Vorhang fiel, das Licht ging an, und für einen Moment sah unser kleiner Block aus wie eine Familie auf einem Foto, das niemand gemacht hat. Draußen vor dem Tivoli roch es nach Regen und Pommes. Ben zählte durch: „Vierzehn. Vollzählig. Kramer-Regel erfüllt.“ Susi zog den Bierdeckel aus der Tasche, den vom Hinterzimmer, mit dem „Nicht klauen“, und gab ihn Lea. „Fürs neue Haus“, sagte sie, „Erster Wackel-Stuhl kommt bestimmt.“ Lea steckte ihn ein, sorgfältig, wie einen Ring. Draußen stellte Ben alle noch einmal zum Gruppenbild auf, ohne Kamera, „als Übung fürs Gedächtnis“, und zählte rückwärts von drei, damit alle lachten. Susi verteilte

Rest-Bonbons an Mia und Sofia, „für den Heimweg, gegen Müdigkeit“, und Lehmann bot Heinrich seinen Arm an, für die Stufen, ohne Spruch, ohne Whiteboard. Heinrich nahm ihn an, wortlos, und beide gingen langsam, zwei alte Herren, ein Abend, volle Punktzahl. Miriam hakte sich bei Jonas unter, Lea bei mir, Mia bei Sofia, und so gingen wir zum Ponton zurück, vierzehn Menschen, ein Windstoß, Möwen über uns, Licht unter uns.

Heinrich nahm meinen Arm für die drei Stufen nach draußen, schwer, vertraut, und Sofia hielt die Tür auf, mit ihrer Liste in der Hand, auf der jetzt stand: „Nr. 6 geschafft. Alle da.“

Kapitel 21

Alltag, verheiratet

Methode: Erste Woche verheiratet. Beobachtungszeitraum sieben Tage. Whiteboard neu. WG bleibt, was sie ist: Büro.

Am Montag nach der Hochzeit standen wir vor dem Whiteboard in der WG Altona und stritten über die Überschrift. Lea wollte: „Familie Hartmann-Sommer, Regeln 2.0.“ Ich wollte: „Alltag, verheiratet, Version eins.“ Amir, als Schiedsrichter in Kochschürze, schrieb darüber: „Beides. Jetzt Frühstück.“ Darunter zog er eine Linie und notierte: „Regel eins bleibt: Wer misst, spült.“ Mia ergänzte in kleiner Schrift: „Wer heiratet, räumt auch auf.“ Fünf Sterne für diesen Einstieg, aus meiner Sicht.

Die WG blieb Büro, das war der Beschluss. Mein Zimmer, Amirs Küche, das Whiteboard, die Post-its. Lea behielt ihre Wohnung als Rückzug, aber ihr Zahnbecher stand jetzt bei uns. Sofia kam und ging, wie es für sechzehn passt, mit Schlüssel und eigenem Fach im Kühlschrank. Es war kein Umzug, es war eine Erweiterung. Amir nickte Sofia zu. „Es ändert sich nichts und alles bleibt“, sagte er. Sofia nickte. „Verstanden“, sagte sie, „Typisch Felix.“

- Montag: Eheringe eingravieren lassen, zu spät gefrühstückt.

- Mittwoch: Lea Nachtdienst, ich koche mit Amir, Ergebnis essbar.
- Freitag: Whiteboard neu sortiert, Post-its von Lea überall.
- Sonntag: Nichts. Absichtlich. Vier Sterne für Nichts.

Am Dienstag brachte ich Lehmann die unterschriebene Übergabe-Liste für die Herz-Studie, dreihundert Patienten, drei offene Fälle mit Jonas geklärt, Ethikvotum kopiert. Lehmann nickte, sagte nur: „Ordentlich. Weiter so. Mittags heim.“ Das war bei ihm ein Ritterschlag. Jonas blieb danach noch stehen, erklärte mir die Genetik-Pipeline in vier Sätzen, Miriam ergänzte per Nachricht: „Zwei Stunden pro Woche. Mehr nicht. Reicht.“ Ich trug alles ins Whiteboard ein, mit Datum, und Mia malte einen Stern daneben: „Papa Nachfolger. Vier Sterne, mit Tendenz zu fünf.“

Lea klebte Post-its wie eh und je. Am Spiegel: „Du bist verheiratet. Benehmen!“ An der Kaffeemaschine: „Nicht entkalken, nur lieben.“ An meiner Stirn, morgens um sechs: „Aufwachen, Ehemann.“ Ich sammelte sie, datierte sie, legte sie in die Schublade zu den Kinotickets. *Das ist kein Chaos*, dachte ich, *das ist Archiv*. Lea sah mich dabei an und sagte: „Du bist romantisch geworden, Hartmann. Unheilbar.“

Am Mittwoch fand ich ein Post-it im Laborkittel, das Lea morgens hineingesteckt hatte, ohne es zu sagen. Darauf stand: „Nicht nur messen, auch mittags essen.“ Ich lachte laut im Flur, und Jonas, der vorbeikam, fragte tro-

cken: „Hartmann, alles gut?“, und ich sagte: „Ja, verheiratet gut.“, und er nickte, als wäre das ein Vitalwert. *Fürsorge klebt bei uns an Stoff, dachte ich, nicht nur an Spiegeln.* Ich klebte den Zettel an meinen Monitor, neben Lehmanns Übergabe-Liste, damit Arbeit und Familie denselben Blick teilen.

Abends zeigte Lea mir stolz ihren neuen Stempel, den sie noch nicht benutzen durfte, aber schon übte, auf Schmierpapier, mit meinem Namen daneben als Test. Mia bewertete die Abdrücke mit Sternen, Sofia sortierte die Fehlversuche nach Lesbarkeit, und Amir nickte zustimmend. Ben rief an, fragte nur: „Stempel oder Kuss, was gilt mehr.“, und Lea sagte, ohne zu zögern: „Beides, Kramer, aber in der richtigen Reihenfolge.“, und alle am Tisch lachten, auch Sofia, offen.

Sofia brachte am Mittwoch ihr Portugiesisch-Heft mit, bat Lea um Hilfe bei einem Satz für das Hinterzimmer-Lied, das sie bei der Hochzeit versprochen hatte. Lea setzte sich mit ihr an den Küchentisch, geduldig, Oberärztin und Übersetzerin zugleich. Mia hörte zu, notierte neue Wörter, vergab Sterne für Aussprache. Amir kochte nebenbei, übersetzte einen Witz, alle lachten, auch Sofia, offen, ohne Hand vor dem Mund.

Ich blieb im Türrahmen stehen und sah den dreien zu, weil es Momente gibt, in denen Dabeisein mehr hilft als Mitmachen. Lea erklärte einen Satz zweimal, einmal wörtlich, einmal vom Gefühl her, und Sofia schrieb beide Versionen auf, mit Bleistift, sorgfältig. Mia fragte nach einem Wort, das es auf Deutsch gar nicht gibt, und Lea

umschrieb es mit Händen und Beispiel, bis Mia rief: „Verstanden, fünf Sterne für Erklärung.“ *So wächst Sprache in unserer Küche*, dachte ich, *nicht aus Vokabeln, sondern aus Geduld*. Amir schob mir eine Schüssel hin und sagte leise: „Was du siehst, ist Unterricht ohne Tafel.“, und er hatte recht, wie so oft, wenn er leise spricht.

Später setzte sich Sofia zu mir ans Whiteboard und zeigte mir zwei Zeilen, noch unsicher, noch ohne Melodie. Ich las sie laut vor, holprig, weil mein Portugiesisch aus drei Urlaubswörtern besteht, und Sofia korrigierte mich, streng, liebevoll, wie eine kleine Lehrerin. „Nochmal“, sagte sie, „langsamer, mit Herz, nicht mit Zunge.“ Ich versuchte es erneut, und Mia gab mir drei Sterne, mit Tendenz zu vier, was bei ihr fast ein Ritterschlag ist. Lea sah von der Spüle herüber und sagte: „Hartmann, du wirst noch Sänger.“, und alle lachten, auch ich, weil Lachen in dieser Woche unser häufigstes Messergebnis war.

Am Abend klebte Lea einen der Sätze an den Kühlschrank, auf Rosa, mit Ausrufezeichen, und Amir kochte dazu Tee, obwohl niemand darum gebeten hatte. Das Haus roch nach Papier, nach Suppe, nach Anfang, und ich dachte, dass Verheiratetsein genau so schmeckt, nach Alltag mit Musik darin, nach Wörtern in zwei Sprachen, nach Sternen am Rand.

Ben kam zweimal vorbei, mit Geschenken, die niemand braucht und alle behalten: ein gravierter Bierdeckel vom Anker-Tisch, eine Kramer-Regel als gerahmter Druck. Nummer sechszwanzig: „Wer heiratet, braucht einen Stuhl, der nicht wackelt.“ Dazu brachte er den Wackel-

Stuhl-Deckel von Susi zurück, den Lea ihm geliehen hatte. „Weitergeben“, sagte er feierlich, „an das neue Haus, wenn es so weit ist.“

Jens und Katja schauten am Freitag kurz herein, mit einer Pflanze für das neue Haus, „unkaputtbar, angeblich“, und Aydin brachte ein Foto vom Ponton-Tanz mit, ausgedruckt, ohne Filter: vierzehn Menschen, ein Windstoß, Möwen. Wir hängten es ans Whiteboard, neben Susis „20:30“. Susi selbst rief an, fragte nur: „Herz auf? Küche zu?“ Lea antwortete: „Herz auf. Immer.“

Lehmann rief an, kurz, sachlich. „Hartmann, sind Sie verheiratet oder verheiratet-verheiratet?“ Ich sagte: „Verheiratet-verheiratet, Herr Professor.“ Er schnaubte. „Gut. Dann kommen Sie Montag. Es gibt zu besprechen.“ Mehr nicht. Aber es klang anders als früher. Weniger Prüfung, mehr Übergabe. Ich legte auf und sah Lea an. „Das war Lehmann“, sagte ich. „Weiß ich“, sagte sie, „Man hört es bis in die Küche.“

Heinrich kam am Donnerstag zum Tee. Er sah müde aus, aber zufrieden. Er betrachtete das neue Whiteboard lange und sagte: „Eure Mutter hätte das gefallen. Das Geplante und das Geklebte.“ Er meinte meine Listen und Leas Post-its. Ich nickte, und wir schwiegen eine Weile, ohne dass es schwer war. Mia zeigte ihm ihr Notizbuch mit der Hochzeits-Notiz. Er las sie zweimal und gab ihr ein Taschentuch aus seiner Jackentasche, gefaltet, sauber. „Für wichtige Notizen“, sagte er, „Man weiß nie.“ Mia nahm es ernst, wie alles von ihm.

Am Sonntagabend saßen Lea und ich auf dem Balkon,

mit zwei Tassen, einer Decke, keinem Plan. Die Stadt war laut, aber erträglich. „Und“, sagte Lea, „wie fühlt es sich an, verheiratet?“ Ich dachte nach, ehrlich, logic-first, wie immer. „Wie vorher“, sagte ich, „nur mit Beweis. Und mit deinem Zahnbecher.“ Sie lachte und legte ihre Füße auf meine Knie. „Sehr romantisch“, sagte sie, „Vier Sterne.“ Ich korrigierte: „Fünf. Mit Zahnbecher.“ Lea und Sofia pflanzten am Samstag Kräuter auf dem Balkon, in Töpfen von Susi, mit Anleitung von Amir, der alles anzüchtet, was nicht wegläuft. Mia beschriftete die Töpfe, mit Sternen für Pflegeleichtigkeit, und Ben brachte Gießkanne und Kramer-Regel Garten Nr. 1: „Wer gießt, darf ernten. Wer vergisst, kauft nach.“ Heinrich schaute vorbei, brachte Taschentücher als Geschenk fürs neue Haus, „Man weiß nie“, und blieb zum Tee, müde, zufrieden.

Drinnen piepte die Waschmaschine, das Whiteboard wartete, und an der Tür hing ein neues Post-it, von Amir: „Willkommen zu Hause, Familie.“ Daneben hatte Sofia einen kleinen Stern geklebt, und Mia hatte darunter geschrieben: „Woche eins geschafft. Weiter.“ Lehmann schickte am Montag eine Liste mit drei Namen, drei Telefonnummern und dem Satz „Anrufen, vorstellen, übernehmen“, und Jonas kam zum Abendessen, mit Laptop und Geduld, erklärte die Datenbank ein zweites Mal, langsamer, besser. Lea übte ihre erste Oberärztin-Visite an uns, mit Stempel und strengem Blick, und Mia benotete sie: „Vier Sterne, mit Zittern. Nächste Woche fünf.“ Sofia schrieb das alles in ihr Heft, auf Portugiesisch und Deutsch, und zeigte Lea einen Satz, der blieb: „Bleiben ist ein Verb. Wir üben es täglich.“ Lea klebte ihn ans Whiteboard, neben Susis „20:30“, und Amir kochte dazu Suppe, ohne dass jemand

ihn gebeten hatte. Susi kam am Sonntag zum Kaffee vorbei, unangemeldet, mit Kuchen, „Rest vom Ponton, muss weg“, und prüfte das Whiteboard wie eine Karte. „Regeln 2.0“, las sie. „Herz auf. Gilt.“ Sie stellte einen neuen Bierdeckel dazu, beschriftet: „Verheiratet. Benehmen. 20:30.“ Mia malte fünf Sterne darauf, Sofia einen kleinen Anker, und Lea hängte ihn neben das Ponton-Foto von Aydin. So stand die Woche: sieben Tage, vier Sterne für Nichts, fünf für alles andere.

Kapitel 22

Taschentuch

Ergebnis: Dienstag, leise. Kein Notruf, kein Blaulicht. Nur ein Anruf, der alles ändert, ohne laut zu werden.

Miriam rief an, kurz nach sieben. Ihre Stimme war ruhig, ärztlich, schwesterlich. „Felix“, sagte sie, „Papa ist heute Nacht eingeschlafen. Friedlich. Im Stuhl am Fenster. Komm, wenn du kannst.“ Ich sagte: „Ja“, und dann: „Lea bringe ich mit.“, und dann nichts mehr. Lea hatte schon die Jacken in der Hand. Sie hatte nur meinen Vornamen gehört und wusste Bescheid. So ist das nach zwölf Bänden: Man versteht sich ohne Protokoll.

Heinrich saß im Sessel am Fenster, als wir kamen. Die Decke über den Knien, das Buch aufgeschlagen, die Brille in der Hand. Er sah aus, als hätte er nur kurz die Augen geschlossen. Miriam hatte bereits alles geregelt, Jonas war bei ihr, ruhig, da. Auf dem Beistelltisch lag ein gefaltetes Taschentuch, sauber, exakt, mit Bügelfalte. Dasselbe, das er Mia gegeben hatte. Oder ein Bruder davon. Heinrich hatte immer mehrere dabei. „Für wichtige Notizen“, hatte er gesagt, „Man weiß nie.“

- Hypothese: Man ist vorbereitet, wenn man alt genug ist.

- Beobachtung: Man ist nie vorbereitet. Man ist nur anwesend.
- Methode: Bleiben. Hände halten. Nichts messen.

Lea prüfte, aus Reflex, dann nickte sie Miriam zu. Kein Eingriff, kein Zweifel. Friedlich, wirklich. Ich setzte mich auf die Stuhlkante neben ihn und nahm seine Hand. Sie war noch warm. *Das ist gut, dachte ich, dass wir da sind, solange es warm ist.* Ich sagte nichts. Ich hielt nur fest, und Lea hielt meine Schulter, und Miriam hielt Jonas Hand, und so bildeten wir eine Kette, ohne es zu planen.

Miriam erzählte leise, dass er am Abend noch Tee getrunken und nach Mia gefragt hatte, nach dem Forscherbuch und dem Haus mit Fenster. „Er wollte wissen, ob Sofia ihr Zimmer schon gewählt hat“, sagte sie. „Ich habe gesagt: Ja, das mit Elbblick.“ Jonas nickte, stellte die Akte zur Seite, legte die Brille ordentlich daneben. Kein Formular in diesem Moment, nur Ordnung, wie Heinrich sie mochte.

Ich setzte mich etwas näher an ihn heran, weil Nähe in diesem Zimmer wichtiger war als Abstand, und legte meine Hand auf die Decke über seinen Knien, dorthin, wo seine Hände gelegen hatten. Die Wolle war noch warm, und ich ließ die Hand dort liegen, ohne zu messen, ohne zu zählen. *Bleiben ist die einzige Methode, die hier gilt, dachte ich, alles andere ist Beiwerk.* Lea setzte sich auf die Armlehne neben mir, legte ihre Hand in meinen Nacken, und wir atmeten leise, im selben Takt, als wollten wir dem Raum etwas von unserer Wärme abgeben.

Jonas trat leise zum Regal, rückte ein Buch gerade, das schief stand, und stellte die Brille daneben, exakt parallel, wie Heinrich es gemocht hätte. Miriam beobachtete ihn, nickte dankbar, und flüsterte: „Danke.“, kaum hörbar, aber deutlich. Draußen fuhr die Bahn vorbei, weit genug, um nicht zu stören, nah genug, um zu erinnern, dass die Stadt weitergeht, auch wenn ein Zimmer stillsteht. Ich schloss kurz die Augen, hörte Leas Atmen, Miriams Schweigen, das Ticken der Uhr, und dachte, dass Trauer leise beginnt, nicht mit einem Satz, sondern mit einem Halten.

Ich sah mich in seinem Zimmer um, während Miriam sprach, und bemerkte, wie viel Heinrich noch geordnet hatte, ohne Aufhebens. Das Buch lag aufgeschlagen, aber mit Lesezeichen, die Brille daneben, nicht darauf, die Decke über der Stuhllehne gefaltet, nicht geworfen. *Er hat aufgeräumt, bevor er ging*, dachte ich, *nicht aus Angst, sondern aus Anstand, damit wir es leichter haben*. Lea bemerkte meinen Blick und nickte, weil sie denselben Gedanken hatte. Sie strich über die Decke, glatt, einmal, und legte sie dann über seine Knie, sorgfältig, als wäre Wärme noch eine Frage der Ordnung.

Jonas trat ans Fenster und öffnete es einen Spalt, damit Luft hereinkam, und draußen war die Stadt zu hören, leise, regelmäßig, als würde sie weiteratmen, damit wir es auch taten. Miriam setzte sich zu mir auf die Stuhlkante und sagte: „Er hat gestern noch gefragt, ob du verheiratet glücklich bist. Ich habe gesagt, sehr. Er hat gesagt, das habe er sich gedacht.“ Ich schluckte und sagte nur: „Danke.“, weil mehr nicht ging. Lea legte ihre Hand in meinen Nacken, fest, warm, und ich lehnte mich einen Moment an

sie, während Heinrichs Hand noch in meiner lag.

Später holte Lea aus der Küche ein Glas Wasser für Miriam, und Jonas deckte Heinrichs Beine mit der zweiten Decke zu, ohne dass jemand ihn darum gebeten hatte. Es waren kleine Handgriffe, fast unsichtbar, und doch trugen sie den ganzen Morgen. *Trauer besteht aus solchen Handgriffen, dachte ich, aus Wasser, aus Decken, aus offenen Fenstern, aus Bleiben, wenn man nichts tun kann.*

Mia kam später, mit Sofia. Ich hatte überlegt, ob wir Mia schützen sollten, aber Lea hatte gesagt: „Sie gehört dazu. Sie hat ihn geliebt. Lass sie Abschied nehmen, wie sie will.“ Mia ging zu Heinrich, stellte sich vor seinen Sessel, sah ihn lange an. Dann legte sie ihr Notizbuch auf seinen Schoß, ganz vorsichtig, und sagte: „Opa, ich habe alles aufgeschrieben. Von der Hochzeit. Damit du es nicht vergisst.“ Sofia stand hinter ihr, die Hand auf ihrer Schulter, und weinte still. Mia weinte nicht. Sie faltete das Taschentuch vom Beistelltisch einmal auf und wieder zu, exakt, wie er es getan hätte.

Sofia blieb danach am Fenster stehen, sah auf die Elbe, die man von dort nur ahnen konnte, und hielt Mias Tasche, ohne dass jemand sie darum gebeten hatte. Als Mia ihr das zweite Taschentuch zeigte, das Heinrich ihr nach der Hochzeit gegeben hatte, nickte Sofia nur und sagte: „Das behältst du. Für wichtige Notizen.“ Ihre Stimme war fest, fast wie Lea, und Lea legte ihr kurz die Hand in den Nacken, dankbar, still.

„Willst du ihm etwas geben?“, fragte Lea leise. Mia nickte und holte aus ihrer Tasche das Taschentuch, das Hein-

rich ihr gegeben hatte, damals, nach der Hochzeit. Gefaltet, sauber, unbenutzt. Sie legte es zu dem anderen auf den Tisch. Zwei Taschentücher, nebeneinander, wie Zwillinge. „Eins für dich“, flüsterte sie, „Eins für unterwegs.“ Jonas wandte sich ab, zum Fenster. Miriam trat zu mir und legte ihren Kopf an meine Schulter, zum ersten Mal seit Jahren ohne Diagnose.

Amir kam am Abend, mit Essen, wie immer, wenn Worte nicht reichen. Er stellte die Schüsseln in die Küche, umarmte Miriam, umarmte mich. „Was Felix meint ist“, sagte er schließlich zu Mia, und brach ab, weil es nichts zu übersetzen gab. Mia nickte trotzdem. „Weiß ich“, sagte sie, „Er bleibt.“ Ben rief an, blieb in der Leitung, bis ich sagte: „Danke, Ben.“ Er sagte: „Ich komme morgen. Nur mit mir.“

Ben kam am nächsten Morgen wirklich, ohne Witz, ohne Regel, nur mit Brot und Kaffee von Susi. Susi hatte ihm einen Zettel mitgegeben: „Hinterzimmer frei, wenn ihr wollt. Herz auf.“ Lehmann schrieb eine Nachricht, kurz, handschriftlich fotografiert: „Hartmann. Mein Beileid. Ihr Vater hatte Anstand. Kommen Sie, wenn Sie bereit sind.“ Ich steckte das Telefon weg. Lea nahm meine Hand, und wir saßen noch bei Heinrich, bis der Bestatter kam, leise, respektvoll. Ich nahm die beiden Taschentücher an mich, weil man etwas Gefaltetes behalten muss, wenn alles andere sich auffaltet.

Susi schickte am Morgen Suppe vorbei, mit Ben als Boten, ohne Zettel, nur mit Deckel und Wärme. Miriam und Jonas regelten die Formalitäten leise, im Nebenzimmer, damit Mia nichts hören musste, was sie nicht hören wollte.

Sofia blieb bei Mia, las ihr vor, aus dem Forscherbuch, die Hochzeits-Seite, immer wieder, bis Mia einschlief, mit meinem Pullover als Decke.

Zu Hause legte ich sie auf das Whiteboard-Bord, nebeneinander. Lea klebte ein Post-it daneben: „Heinrich. Friedlich. Bleibt.“ Mia kam, sah es an, nickte und ging schlafen, mit meinem Pullover als Decke. Kein Kitsch, kein großer Satz. Nur zwei Taschentücher, ein Post-it und eine Familie, die leise atmete, Zimmer an Zimmer. Sofia stellte ein Glas Wasser daneben, ohne Wort, und Amir ließ das Küchenlicht an, die ganze Nacht, damit niemand im Dunkeln aufstehen musste. Lea legte Heinrichs Buch auf den Küchentisch, aufgeschlagen, mit Brille als Lesezeichen, und Mia las die letzte angestrichene Stelle vor, leise, stockend, bis ihre Stimme versagte und Sofia weiterlas, ruhig, fest. Ben blieb am Telefon, bis Mitternacht, ohne zu reden, nur atmend, damit die Leitung nicht leer war. Lehmann schrieb noch eine Zeile hinterher: „Nehmen Sie sich Zeit. Die Studie wartet. Ich auch.“ Jonas brachte am Morgen Brot, stellte es wortlos ab, blieb zum Tee, ging leise. So hielt die Familie die Nacht: Zimmer an Zimmer, Hand an Hand, Licht an. Am Morgen legte Mia die zwei Taschentücher auf das Whiteboard-Bord, richtete sie exakt aus, und schrieb darunter, in ihrer geraden Schrift: „Opa Heinrich. Friedlich. 2 Taschentücher. Für immer.“ Sofia stellte sich daneben, las es, nickte, und legte ihren Bierdeckel-Orden dazu, als Wache. Lea küsste beide auf den Kopf, mich auf die Stirn, und sagte nur: „Heute bleiben wir zu Hause. Alle. Das ist der Plan.“ Ben sagte seine Verabredungen ab, Amir kochte Tee nach, und draußen fuhr die S-Bahn, regelmäßig, als würde die Stadt uns tragen.

Kapitel 23

Elbe

Zwischenstand: Drei Tage später. Kleine Kapelle, dann Elbe. Kein Regen, nur Wind. Familie trägt, Freunde halten.

Es war kurz, wie Heinrich es gewollt hatte. Das wussten wir von Miriam, die ein Blatt aus seinem Nachttisch holte, handschriftlich, datiert: „Kurz, warm, keine Reden über mich, lieber Kaffee danach.“ Darunter, in Klammern: „Felix darf messen, wenn er muss. Aber nur einmal.“ Wir lachten, alle, mitten in der Trauer, und das war richtig. Miriam las die Wünsche vor, Jonas hielt das Blatt, Lea hielt meine Hand.

Die Kapelle war voll, aber nicht überfüllt. Susi war da, ohne Schürze, mit hochgesteckten Haaren. Amir, Ben, Sofia, Mia. Jens, Katja, Aydin, kurz, herzlich, am Rand. Lehmann kam allein, mit Hut, den er drinnen sofort abnahm. Er setzte sich zu uns, nicht an den Rand. Das bemerkte ich. *Er bleibt, dachte ich, auch wenn es schwer ist. Besonders dann.*

- Anwesend: Familie und alle, die bleiben.
- Dauer: Kurz, wie gewünscht.

- Wetter: Wind, kein Regen. Heinrich hätte gesagt: anständig.

Der Pastor sprach wenig, gut. Miriam sprach noch weniger, besser. Sie sagte: „Unser Vater war abwesend und anwesend zugleich. Zum Schluss war er da. Das zählt.“ Jonas nickte. Lea drückte Mias Hand. Sofia legte ihren Arm um Mia, und Mia hielt das Notizbuch fest, ohne zu schreiben. Ben weinte offen, ohne sich zu schämen. Amir hatte Taschentücher dabei, ein ganzes Paket, und verteilte sie wie ein Sanitäter. „Man darf weinen“, flüsterte er Mia zu. „Auch ohne Hypothese.“ Mia nahm ein Taschentuch und gab eines weiter, an mich.

Mia hatte auf die erste Seite ihres Notizbuchs einen Satz geschrieben, den sie nicht vorlas, nur zeigte, als wir in der Bank saßen: „Opa hat drei Sterne für Geschichte. Für immer.“ Sofia las ihn, nickte, legte ihre Hand darüber. Lea sah es, drückte beide Hände, kurz, fest. Jonas reichte Miriam ein Glas Wasser, wortlos, und Miriam trank, weil Jonas es ihr gab.

Danach gingen wir zur Elbe, wie Heinrich es einmal gesagt hatte: „Streut mich nicht, aber schaut mal hin.“ Also schauten wir hin. Wir standen am Ponton der Hafenwirtschaft, nicht im Hinterzimmer, sondern draußen, im Wind. Susi hatte Kaffee gebracht, in Thermoskannen, mit Bechern, ohne zu fragen. Vierzehn Becher, wie bei der Hochzeit. Derselbe Ponton, andere Stille. Die Möwen waren da, der Schlepper war da, das Licht war schräg.

Susi zählte die Becher leise, wie Ben sonst zählt, und

nickte. Jens hielt Katja den Becher, weil ihre Hände zitterten, Aydin stand am Geländer, sah aufs Wasser, ruhig, da. Amir stellte sich neben mich, ohne zu übersetzen, nur Schulter an Schulter. Ben stand bei Mia, die Hand auf ihrer Schulter, und schwieg, was bei Ben die größte Form von Achtung ist.

Der Kaffee dampfte im Wind, und jeder hielt seinen Becher mit beiden Händen, als wäre Wärme eine Aufgabe. Ich sah zu, wie Susi jedem Einzelnen den Becher reichte, ohne zu fragen, wer Milch wollte und wer nicht, weil sie es längst wusste. Jens nahm seinen mit beiden Händen und nickte ihr zu, Katja trank in kleinen Schlucken, Aydin stellte seinen erst aufs Geländer, um die Hände frei zu haben für Mias Notizbuch, das der Wind fast mitnahm. *Vierzehn Becher, ein Wind, kein Wort zu viel*, dachte ich, *so sieht Fürsorge aus, wenn sie erwachsen ist*.

Ich hielt meinen Becher fest und sah auf das Wasser, das das Licht trug, ohne es festzuhalten. Neben mir stand Lehmann, die Hände um seinen Becher gelegt, den Hut in der Hand, als wäre Halten gerade wichtiger als Sprechen. *Abschied braucht keine Rede*, dachte ich, *nur einen Ort, an dem man stehen kann*. Lea lehnte sich an mich, leicht, ohne Schwere, und Mia stellte sich zwischen uns, als wollte sie die Lücke schließen, die Heinrich ließ, ohne sie zu verbergen.

Eine Weile sagte niemand etwas, nur der Wind sprach, und die Becher wärmten, und der Ponton trug uns, wie er uns immer getragen hatte, bei Hochzeit und bei Trauer. Jonas legte seine Hand auf Miriams Rücken, ruhig, ohne

Eile, und Miriam nickte, kaum sichtbar, dankbar für Druck ohne Worte. Sofia hob ihren Becher einen Fingerbreit, nicht als Toast, sondern als Zeichen, und Susi erwiderte die Geste von der Kanne her, still, sachlich. „So ist es gut“, flüsterte Lea, „kurz, warm, wie er wollte.“, und ich nickte, weil Bleiben in diesem Moment alles war, was zählte.

Miriam trat zu Susi und half beim Nachschenken, wortlos, eingespielt, als hätten die beiden schon immer zusammengearbeitet. Jonas hielt derweil den Windschutz für Heinrichs leeren Stuhl, den Ben mitgebracht hatte, damit Heinrich dabei war, auf seine Weise. „Gut so“, sagte Lea leise neben mir, „Er gehört dazu, auch wenn sein Becher leer bleibt.“ Ich nickte und stellte einen vollen Becher neben den Stuhl, auf das Holz des Pontons, und niemand nahm ihn weg. Die Möwen schrien, der Schlepper zog seine Bahn, und wir tranken, schweigend, Schulter an Schulter, bis der Kaffee kalt war und trotzdem wärmte.

Lehmann stand neben mir, lange schweigend. Dann legte er mir die Hand auf die Schulter, schwer, warm, ohne Eile. Kein Spruch, kein „Hartmann!“, kein Whiteboard-Satz. Nur die Hand. Ich sah ihn an, und er nickte, einmal, wie Heinrich genickt hatte. „Sie machen das gut“, sagte er leise, „Bleiben Sie so.“ Ich sagte: „Danke.“, und meinte mehr als das Wort. Er ließ die Hand noch einen Moment liegen, dann nahm er sie weg, als wäre nichts gewesen. Aber es war etwas gewesen. Miriam sah es und lächelte durch Tränen.

Mia trat vor, mit den zwei Taschentüchern aus Kapitel zweiundzwanzig. Sie hielt sie in den Wind, ließ sie flattern,

faltete sie dann wieder, sorgfältig. Eines gab sie mir zurück. „Für dich, Papa“, sagte sie, „Für wichtige Notizen.“ Das andere legte sie auf das Geländer, für einen Moment, dann steckte sie es ein. „Für Opa“, sagte sie, „Man weiß nie.“ Sofia küsste sie auf den Kopf. Lea weinte jetzt, leise, und ich hielt sie, fest, ohne zu messen.

Sofia stellte sich danach neben Lea, ruhig, zugehörig, und Lea legte den Arm um sie, als wäre es immer so gewesen. Mia legte ihr Notizbuch auf das Geländer, beschwert mit einem Stein, damit der Wind es nicht nahm. Darin, aufgeschlagen, die Hochzeits-Seite mit den zwei gemalten Ringen. Heinrichs Taschentuch lag als Lesezeichen darin, gefaltet, sauber.

Zum Schluss tranken wir Kaffee, schweigend, mit Blick aufs Wasser. Susi sammelte die Becher ein, zählte sie, nickte. „Vollzählig“, sagte sie, „Wie immer bei euch.“ Ben legte einen Bierdeckel auf das Geländer, beschriftet: „Heinrich. Anker-Tisch. Für immer.“ Der Wind nahm ihn nicht mit. Er blieb liegen, schwer vom Kaffee-Rand. Amir legte seine Hand kurz auf meine Schulter, und Sofia stellte sich neben Lea, ruhig, zugehörig. Amir verteilte danach Kaffee nach, ruhig, wie ein Sanitäter, und Ben sammelte Becher ein, ohne zu zählen, zum ersten Mal ohne Strichliste. Jens und Katja verabschiedeten sich leise, mit Umarmung, ohne Worte, Aydin nickte mir zu, lange, und ging als Letzter der Gäste, weil Bleiben bei ihm am längsten dauert. Susi drückte Lea einen Becher in die Hand, „Trink“, sagte sie. „Sonst kippst du.“ Lea trank.

Wir gingen einer nach dem anderen, langsam. Lehmann

zuletzt, mit mir. Seine Hand noch einmal, kurz, auf meinem Arm. Dann Elbe, Wind, Familie, die bleibt. Auf dem Geländer blieb der Bierdeckel liegen, neben Mias Stein, und die Elbe nahm das Licht mit, ruhig, ohne Eile. Susi sammelte zuletzt auch den Deckel ein, steckte ihn zu dem mit „Nicht klauen“, und gab beide Miriam, für die Familie. „Anker-Tisch bleibt“, sagte sie. „Auch ohne Heinrich. Gerade ohne.“ Ben fuhr Heinrichs leeren Stuhl zurück ins Hinterzimmer, langsam, ohne Witz, und stellte ihn ans Fenster, mit Blick aufs Wasser. Amir kochte abends für alle, ohne zu fragen, und Sofia deckte den Tisch, mit vierzehn Servietten, aus Gewohnheit, und niemand nahm eine weg. So blieb der Abend: vollzählig, auch in der Lücke. Zu Hause stellte Mia den Stein vom Ponton auf das Whiteboard-Bord, neben die Taschentücher, und beschriftete ihn: „Elbe. Wind. Opa.“ Sofia legte ihre Hochzeits-Liste dazu, abgehakt, mit neuem Posten unten: „Beerdigung: alle da. Status: gehalten.“ Lea las beides, nickte, klebte ein Post-it daneben: „Heinrich. Anker. Bleibt.“ Ich stellte Heinrichs Buch ins Regal, mit Brille als Lesezeichen, und ließ das Küchenlicht an, wie Amir in der Nacht zuvor, damit niemand im Dunkeln aufstehen musste. Lea legte sich zu Mia, Sofia zu beiden auf die Bettkante, und ich setzte mich dazu, auf den Boden, mit dem Rücken an der Wand. Niemand sprach mehr, niemand musste. Draußen rauschte die Stadt, drinnen atmeten vier Menschen, Zimmer an Zimmer, und auf dem Whiteboard-Bord lagen Stein, Taschentücher und Liste, exakt ausgerichtet, wie Heinrich es gemocht hätte.

Kapitel 24

Erbe

Hypothese: Ein Erbe ist Geld oder ein Haus. Gegenbefund: Es ist ein Auftrag und ein Schlüsselbund.

Vier Wochen nach der Beerdigung saßen Lea und ich beim Notar, mit zwei Unterschriften, einem Stempel und einem Schlüsselbund, der schwerer war als erwartet. Das Haus war besiegelt: kleines Reihenhauses mit Garten, in der Nähe der Elbe, mit Platz für Whiteboard, Kinder und Post-its. Kein Schloss, kein Traum, ein Anfang. „Herzlichen Glückwunsch“, sagte der Notar, „Sie sind jetzt Eigentümer.“ Lea sah mich an und sagte: „Eigentümer Hartmann. Klingt nach Verantwortung.“ Ich sagte: „Klingt nach fünf Sternen mit Garten.“

Lea hielt den Schlüsselbund fest, als wäre er ein Messgerät, das man erst eichen muss. „Zwei Schlüssel, ein Band, drei Post-its“, sagte sie, „das ist kein Besitz, das ist ein Protokoll.“ Der Notar lächelte, wie Notare lächeln, wenn Familie lauter ist als Paragrafen. Ich notierte im Kopf: Hypothese, das Haus trägt uns, Methode, wir tragen das Whiteboard zuerst, Ergebnis, offen, mit Garten. *Ankommen misst man nicht in Quadratmetern, dachte ich, sondern in Schritten zwischen zwei Orten, die beide bleiben.* Lea legte ihre Hand auf meine, kurz, fest, und der

Schlüsselbund klimperte leise, als wollte er sagen, jetzt geht es los.

Auf dem Weg nach draußen zählte Mia im Flüsterton die Türen, Sofia zählte die Fenster, und Amir, der uns abholte, zählte nichts, sondern sagte nur: „Ihr habt jetzt zwei Anker“, sagte er. „Das ist gut für Sturm.“ Ben hatte eine Nachricht geschickt, mit Foto vom Anker-Tisch: „Platz für Deckel zwei reserviert, Susi nickt, Herz auf.“ Lea las sie vor, lachte, und klebte gedanklich schon das erste Post-it an die neue Tür. „Garten zuerst“, sagte sie, „dann Whiteboard, dann der Rest. So bleibt die Reihenfolge menschlich.“

- Haus: Gekauft, besiegelt, mit Garten und Wackel-Stuhl-Risiko.
- WG Altona: Bleibt. Als Büro und Bar-Nebenraum, Beschluss einstimmig.
- Beruf: Felix Lehmann-Nachfolger, unterschrieben. Lea Oberärztin, bald.

Die WG bleibt Büro, das hatten wir versprochen, und wir hielten es. Mein Zimmer wird Arbeitszimmer, mit Whiteboard und Rechner. Amirs Küche bleibt Küche, mit Regeln. Der Anker-Tisch in der Hafenwirtschaft bekommt einen zweiten Bierdeckel: „Bar-Nebenraum Altona“, von Susi persönlich beschriftet. „Damit ihr nicht verloren geht“, sagte sie, „Ihr braucht zwei Anker. Einen fürs Feiern, einen fürs Arbeiten.“ Ben nannte es Kramer-Regel Nummer achtundvierzig: „Wer wächst, behält die Wurzeln. Und die Bar.“

Heinrichs Nachlass war klein, geordnet, wie er. Ein Sparbuch für Mia, mit Zettel: „Für Forschung. Ohne Abrechnung.“ Ein Buch für mich, mit Anstreichungen, ohne Widmung. Und ein Päckchen Taschentücher, neu, mit Bügelfalte, dazu ein Zettel in seiner Handschrift: „Man weiß nie.“ Miriam behielt die Uhr, Jonas das Fernglas für die Elbe, ich die Briefe meiner Mutter, die Heinrich aufgehoben hatte, alle, in einem Bund. Lea legte sie ungeöffnet in den Ordner Lissabon, geschlossen, mit Band. „Wenn wir bereit sind“, sagte sie. „Nicht heute. Bald.“

Am selben Tag unterschrieb ich bei Lehmann. Kein großer Akt, nur sein Büro, zwei Stühle, ein Vertrag. „Hartmann“, sagte er, „Sie übernehmen meine Studie, meine Lehre, meinen Ärger. Lesen Sie alles, glauben Sie die Hälfte, machen Sie es besser.“ Ich unterschrieb, mit ruhiger Hand. „Ich mache es anders“, sagte ich, „Aber ich bleibe.“ Er schnaubte, und es klang wie Stolz. „Notiz an Sie“, sagte er, „Sie sind bereit. Notiz an mich: Ich auch. Fast.“ Er gab mir einen Schlüssel, alt, für den Schrank mit den Ordnern. „Für Lissabon“, sagte er leise, „Und für alles danach.“

Ich hielt den Schlüssel lange in der Hand, weil er schwerer war als Haus- und Büroschlüssel zusammen. Lehmann sah mir zu und sagte dann, ungewohnt ruhig: „Der Schrank enthält auch meine Fehler. Werfen Sie sie nicht weg. Lernen Sie daraus, dann war es kein Schaden.“ Ich nickte und steckte ihn ein, sorgfältig, wie Mias Taschentuch. *Übergabe ist kein Handschlag*, dachte ich, *Übergabe ist ein Schlüssel mit Geschichte*. Draußen vor seinem Fenster fuhr die Bahn vorbei, und für einen Moment saßen wir beide still, als müssten wir den Moment erst einordnen,

bevor wir ihn ablegen konnten.

Er stand auf, ging zum Regal, zog einen schmalen Ordner heraus und legte ihn obenauf. „Die drei offenen Fälle“, sagte er, „Jonas kennt sie, Miriam kennt die Angehörigen. Rufen Sie an, bevor Sie entscheiden.“ Ich sagte: „Ja. Zuerst hören, dann rechnen.“, und er nickte, fast weich. „Notiert“, sagte er, „Endlich.“ Als ich ging, hielt er mir die Tür auf, was er nie tat, und sagte zum Abschied nur: „Montag. Pünktlich.“, und es klang wie Vertrauen, nicht wie Prüfung.

Lea hängt am selben Abend ihren Oberärztin-Stempel als Kopie ans WG-Whiteboard, mit Post-it: „Ab ersten. Gilt.“ Miriam brachte Sekt, Jonas brachte Zahlen zur Herz-Studie als Geschenk, Ben brachte Kramer-Regel Nr. 48 als gerahmten Druck, Susi rief an und sagte nur: „Schlüssel abholen, wenn ihr wollt. Hinterzimmer ist immer frei. Für Familie.“ Jens, Katja und Aydin schickten eine Karte mit Elbe-Foto, kurz, herzlich: „Fürs neue Haus. Kommen zum Streichen.“

Zu Hause wartete Lea mit Mia, Sofia und Amir. Wir stießen an, mit Apfelsaft und Sekt, gemischt nach Alter. Mia hatte eine Überraschung: eine Mail, ausgedruckt, mit Kommentar. Sie nannte es Interlude, wie in ihren Lieblingsbüchern. Ich nenne es so, wie sie es wollte:

MAIL-Interlude: Mia an Sofia, Betreff: Erbe

Hallo Sofia,

Papa hat heute unterschrieben. Zweimal. Haus und Lehmann. Mama sagt, jetzt sind wir erwachsen, aber sie hat trotzdem Post-its an den Schlüsselbund geklebt. Auf einem steht: „Garten!“, auf dem anderen: „Bitte gießen!“

Ich habe Opa-Heinrichs Taschentuch in mein Notizbuch gelegt. Auf die Seite mit der Hochzeit. Daneben habe ich geschrieben: Erbe gleich Auftrag. Das hat Papa gesagt. Ich glaube, er hat recht.

Willst du mein Zimmer im neuen Haus mit aussuchen? Du bekommst das mit Elbblick, versprochen. Weil du am längsten gewartet hast.

Deine Mia

P.S. Ben sagt, Kramer-Regel Nr. 48 gilt auch für Schwestern. Also für uns.

Sofia las die Mail zweimal und umarmte Mia, lange, ohne Worte. Lea weinte, Amir verteilte Taschentücher aus dem Restbestand der Beerdigung, Ben kam herein, mit einer Zimmerpflanze, die bereits halb vertrocknet war. „Fürs neue Haus“, sagte er, „Unkaputtbar, angeblich. Wie ihr.“ Susi rief an und sagte nur: „Schlüssel abholen, wenn ihr wollt. Hinterzimmer ist immer frei. Für Familie.“

Sofia holte danach ihre Liste vom Hochzeitseingang hervor, abgehakt, vollständig, und schrieb darunter einen neuen Posten: „Neues Haus: Zimmer mit Elbblick. Status:

versprochen.“ Mia unterschrieb daneben, mit Stern, und Lea klebte ein Post-it dazu: „Gilt. Für immer. L.“ Amir legte die Hand auf beide Köpfe, kurz, und sagte: „Was Felix meint ist, das Erbe ist kein Haus. Es ist, dass ihr bleibt.“ Ben nickte, ausnahmsweise ohne Regel, und Miriam, die später dazukam, sagte nur: „Schwester-Diagnose: angekommen. Alle.“

Am Abend standen Lea und ich im leeren Haus, mit Schlüsselbund, Post-its und Taschentuch. Kein Möbel, nur Echos. „Und“, sagte Lea, „Herr Nachfolger, Herr Hauseigentümer, Herr Ehemann, was jetzt?“ Ich dachte an Heinrich, an Lehmanns Hand, an Mias Mail. *Nicht messen*, dachte ich, *anfangen*. Ich sagte: „Jetzt tragen wir das Whiteboard her. Und dann bleiben wir.“ Jonas brachte am Abend die erste Auswertung der Herz-Studie mit, drei Fälle geklärt, sauber dokumentiert, und legte sie auf den leeren Boden, als Grundstein. Miriam brachte Brot, Amir Suppe, Ben die unkaputtbare Pflanze, Susi einen Korb mit Putzzeug, „Erst schrubben, dann wohnen“. Mia und Sofia maßen die Zimmer aus, mit Zollstock und Kreide, und stritten liebevoll um das Bad-Fenster, das sich nur kippen lässt. „Fenster ist Fenster“, entschied Sofia großzügig. „Elbblick zählt mehr.“

Sie lachte, lehnte sich an mich, und durch das leere Fenster fiel Elblicht auf den Boden, breit genug für alles, was kommt. Draußen stand der Ahorn aus Eimsbüttel in meiner Erinnerung, daneben der Ponton, daneben Susi mit dem zweiten Bierdeckel. Lea legte Heinrichs Taschentuch auf die Fensterbank, faltete es einmal auf, wieder zu, und ließ es dort liegen, als ersten Bewohner.

Mia klebte einen Stern ans leere Fenster, Sofia schrieb mit Finger auf die staubige Scheibe: „Hier ja.“, wie Lea im Hinterzimmer. Ben maß die Zimmer mit Kramer-Maß aus, „ein Ben, plus Stolz“, und Amir stellte die unkaputtbare Pflanze ans Licht, mit Zettel: „Bitte gießen. Wie Familie.“ Lehmann rief an, fragte nur: „Schlüssel passt?“ Ich sagte: „Beide. Haus und Schrank.“ Er schnaubte, zufrieden, und legte auf, bevor ich danken konnte. So stand das Haus am Abend: leer, aber nicht verlassen, mit Taschentuch, Stern und Schrift auf Glas.

Kapitel 25

Ankommen im Haus

Zwischenstand: Vier Jahre sind vergangen, das Haus ist bewohnt, die Herz-Studie läuft, und Mia ist zwölf.

Der Zeitsprung fühlt sich im Rückblick weniger wie ein Sprung an und mehr wie ein sauberer Schnitt. Im Juni 2026 hatten wir noch Kartons im Flur gestapelt, im Herbst 2030 steht Mias Notizbuch auf dem Whiteboard-Ständer im Wohnzimmer, als wäre es dort schon immer gewesen. Ich habe gelernt, dass Ankommen kein Datum hat. Es hat Geräusche. Der Kühlschrank brummt. Die Treppe knarrt an der dritten Stufe. Lea kommt um halb sieben durch die Tür und ruft, bevor sie die Schuhe auszieht, „Bin da.“, und irgendjemand antwortet immer, „Küche.“

Ich habe mir angewöhnt, morgens fünf Minuten früher aufzustehen als alle anderen, nicht um zu arbeiten, sondern um das Haus zu hören, bevor es spricht. Die Heizung klickt, die Müllabfuhr rumpelt draußen über das Kopfsteinpflaster, oben zieht Sofia die Rollläden hoch, ein Geräusch wie ein kurzer Seufzer. Früher habe ich Tage mit einer To-do-Liste begonnen. Heute beginne ich sie mit einem Rundgang. Kaffeemaschine an, Whiteboard lesen, blaue Schale prüfen. In der Schale liegen um halb sieben immer schon zwei Schlüssel, meiner kommt als dritter

dazu. *Ein Haus ist ein Datensatz, der jeden Morgen neu erhoben wird, denke ich, und die dritte Stufe knarrt wie eine Konstante, auf die man sich verlassen kann.*

Mia ist zwölf und forscht bereits im Kleinen. Nicht im Großen, nicht mit Pipetten und Ethikantrag, sondern mit einem linierten Notizbuch, in das sie alles einträgt, was ihr auffällt. Hypothese oben, Strichliste unten. Heute Morgen steht auf dem Whiteboard in ihrer Handschrift: *Wer morgens zuerst das Bad bekommt, hat abends bessere Laune. n gleich 5 Tage.* Darunter eine Tabelle mit Kürzeln. F für mich, L für Lea, S für Sofia, M für sie selbst. Ich lache, weil sie den Versuchsplan sauberer aufschreibt als manche Doktoranden im ersten Jahr.

Beim Frühstück verteidigt sie ihre Methode mit einer Ernsthaftigkeit, die mich rührt. „Die Skala ist eins bis fünf“, erklärt sie und zeigt auf die Spalte am Rand, „Eins ist muffelig, fünf ist singt unter der Dusche.“ Sofia grinst über ihre Müslischale. „Und wer singt hier bitte unter der Dusche?“, fragt sie. Mia tippt mit dem Stift auf das Kürzel F. „Signifikant erhöht an Tag drei und vier“, sagt sie trocken. Lea lacht so, dass ihr Kaffee schwappt, und ich hebe ergeben die Hände. „Ich beantrage eine methodische Neuauswertung“, sage ich, „Mit verblindeter Gesangsbeobachtung.“ Mia schüttelt den Kopf. „Antrag abgelehnt. Beobachtung war offen, aber ehrlich.“ So früh am Morgen habe ich bereits verloren, und es fühlt sich wie ein Sieg an.

Ort: Unser Haus in Eimsbüttel, Erdgeschoss, Whiteboard an der Wand zwischen Küche und Diele.

Lea ist inzwischen Oberärztin. Das steht nicht nur auf

dem Türschild der Station, das steht auch in der Art, wie sie morgens ihre Tasche packt. Kein Zögern mehr, kein doppeltes Prüfen. Sie hat die Herz-Studie mit aufgebaut, jene Langzeitbeobachtung, die aus meiner Auswertung und ihrer Klinik gewachsen ist. Morgens gehören die Daten mir, nachmittags gehören die Patienten ihr, abends gehört uns beiden das Sofa. *So muss sich Arbeitsteilung anfühlen, wenn sie gelingt*, denke ich, und schreibe es nicht auf, weil manche Sätze nur gedacht werden müssen.

Die Herz-Studie hat inzwischen einen eigenen Rhythmus. Zweimal in der Woche sitze ich im WG-Büro am Anker-Tisch, mit Amir und den Verlaufskurven, einmal in der Woche kommt Lea dazu, direkt aus der Klinik, mit Notizen auf gelben Post-its, die sie an den Monitor klebt. „Dieser hier hat wieder Sport angefangen.“, sagt sie dann und tippt auf eine Kurve, „Das sieht man.“ Ich nicke und trage es in die Kovariablen ein. Früher hätte ich solche Hinweise als Störgröße verbucht. Heute weiß ich, dass sie das eigentlich Wichtige sind. Amir nennt das „Klinik-Korrektur“, und er sagt es mit einer Feierlichkeit, als wäre es ein Orden.

Ich habe mir angewöhnt, vor solchen Sitzungen zehn Minuten früher zu kommen, um den Tisch freizuräumen und die Kurven in Ruhe anzusehen, bevor andere Fragen stellen. Amir bringt dann Kaffee in zwei Bechern, einen für mich, einen für die Geduld, wie er sagt, und legt wortlos einen Stapel Ausdrucke daneben, sortiert, gelocht, beschriftet. *Ordnung ist seine Form von Zuwendung*, denke ich jedes Mal, *und sie wirkt*. Wenn Lea hereinkommt, riecht sie nach Klinik und Regen, und sie braucht einen

Moment, um vom Behandeln ins Beobachten zu wechseln. Ich gebe ihr diesen Moment, ohne zu drängen, weil ich gelernt habe, dass gute Übergaben leise sind.

Manchmal ruft Jonas zwischendurch an, wegen einer Variante, wegen einer Freigabe, und Miriam schreibt dazu eine Nachricht mit einem Namen, den man sich merken muss. Ich trage alles ein, mit Datum, mit Kürzel, und denke daran, wie Lehmann früher solche Zettel abtat und wie recht Lea hatte, als sie sagte, dass Zettel Menschen sind. „Noch einer?“, fragt Amir dann, und ich sage: „Noch einer, aber der letzte für heute.“, und wir lachen beide, weil wir wissen, dass es nie der letzte ist und dass genau das gut ist.

Aber hier, im Jahr 2030, ist sie mitten in der Oberstufe. Sie hat ihr Zimmer im ersten Stock mit Postern tapeziert, die sie alle halbe Jahre austauscht, und sie hat ein Ritual eingeführt, das ich still übernommen habe. Wer abends nach Hause kommt, legt den Schlüssel in die blaue Schale und sagt laut, was der Tag gebracht hat. Ein Satz genügt. Heute sagt Sofia: „Klausur zurück. Läuft.“, Lea sagt: „Visite lang. Gut.“, ich sage: „Modell konvergiert. Endlich.“, und Mia sagt: „Beobachtungstag fünf abgeschlossen. Auswertung folgt.“

An manchen Abenden sitzen Sofia und ich noch auf der Treppe, wenn Lea schon Spätdienst hat und Mia über ihrem Notizbuch eingeschlafen ist. Dann erzählt Sofia von der Schule, von Freundinnen, von einem Lehrer, der ihren Aufsatz gelobt hat, und ich höre zu, wie ein Mentor zuhören sollte, ohne sofort zu bewerten. „Du musst nichts

entscheiden.“, sage ich einmal, als sie über Leistungskurse grübelt, „Du musst nur beobachten, wo du hell wirst.“ Sie schaut mich an und sagt: „Das klingt nach Papa-Satz fürs Whiteboard.“ Am nächsten Morgen steht er tatsächlich dort, in ihrer Schrift, mit einem Stern daneben.

Die alte WG gibt es als Wohnung nicht mehr. Sie ist Büro und Bar-Nebenraum geworden, ein Ort für Sitzungen und für Abende, an denen der Anker-Tisch noch immer in der Mitte steht. Das Haus aber ist unser Zuhause. Im Flur hängt das Hochzeitsfoto vom Ponton, daneben Mias erste Sternkarte, daneben Sofias Zeugnis aus der Zehnten, das sie selbst aufgehängt hat, mit einem Post-it daran: *Nur der Anfang*. Ich gehe morgens an dieser Wand vorbei und denke, dass ein Haus aus Wänden besteht und ein Zuhause aus Belegen dafür, dass man bleibt.

Am Sonntag kommt manchmal Susi vorbei, mit Kuchen in einer Blechdose, die sie grundsätzlich vergisst und grundsätzlich wieder abholt, was ihr zwei Besuche sichert. Sie bleibt in der Tür stehen, schaut die Fotowand an und sagt: „Ihr hängt zu viel auf. Irgendwann braucht ihr eine zweite Wand.“ Mia nimmt das wörtlich und misst mit dem Zollstock die freie Fläche neben der Tür. „Ein Meter vierzig“, meldet sie, „Reicht für vier Rahmen.“ Susi nickt zufrieden. „Siehste. Die Kleine plant.“ Dass Mia längst keine Kleine mehr ist, sagen wir beide nicht, weil Susi es liebevoll meint und Mia es liebevoll durchgehen lässt.

Am Abend sitze ich mit Mia am Whiteboard. Sie erklärt mir ihre Auswertung. „Deine Stichprobe ist klein.“, sage ich, „Und deine Operationalisierung von guter Laune ist

mutig.“ Sie nickt ernst. „Weiß ich. Deshalb schreibe ich Einschränkungen dazu.“ Dann zeigt sie auf den unteren Rand, wo sie in Blockschrift geschrieben hat: AUSWERTUNG FOLGT, KEINE SCHNELLEN SCHLÜSSE. Ich lege den Stift weg und sage: „Das ist der wichtigste Satz in der ganzen Wissenschaft.“ Sie strahlt, als hätte ich ihr eine Medaille umgehängt.

Danach löschen wir das Bad-Laune-Protokoll nicht, sondern rahmen es mit Magneten ein, als wäre es ein Paper im Review. Mia schreibt darunter das Datum und ein Kürzel für die Version. „Version eins.“, sagt sie stolz, „Fortsetzung folgt.“ Lea kommt dazu, liest die Tabelle und klebt einen gelben Stern neben Mias Namen. „Für saubere Dokumentation.“, sagt sie. Draußen wird es dunkel über Eimsbüttel, drinnen brummt der Kühlschrank, die dritte Stufe knarrt, als Sofia nach oben geht, und ich denke, dass Ankommen genau so aussieht, nicht als Fanfare, sondern als leises, wiederholbares Geräusch.

Ergebnis: Wir sind angekommen. Nicht, weil alles fertig ist, sondern weil jeder hier seinen Platz hat und seine Frage stellen darf. Mia fragt nach Mustern. Sofia fragt nach Sinn. Lea fragt nach Menschen. Ich frage nach Zusammenhängen. Das Haus hält die Fragen aus. Das ist mehr, als ich je erwartet habe, und genau das, was ich mir immer gewünscht habe.

Kapitel 26

Sofias Prüfung

Hypothese: Wer über das schreibt, was ihn geprägt hat, schreibt besser, aber auch langsamer.

Sofia sitzt seit drei Wochen am Schreibtisch im ersten Stock und bereitet sich auf das Abitur vor. Deutsch, Biologie, Geschichte, Mathematik. Die Stapel auf ihrem Boden haben eine eigene Geologie. Unten die Lehrbücher, darüber die Zusammenfassungen, ganz oben lose Zettel mit Sätzen, die sie nicht wegwerfen will. Ich bringe ihr Tee nach oben und bleibe in der Tür stehen, weil ich als Vater gelernt habe, dass Anwesenheit manchmal mehr hilft als Ratschläge. Sie nickt mir zu, ohne aufzusehen, und das ist in unserer Familie ein vollständiger Dialog.

Morgens liegt das Haus stiller als sonst, weil alle leiser sprechen, wenn Sofia lernt. Mia hat ihre eigene Forschung ins Wohnzimmer verlegt und flüstert ihre Hypothesen, als wären sie Geheimnisse. Auf dem Kühlschrank klebt ein gelber Zettel in Leas Schrift: *Bitte leise, Abi im Haus.* Darunter hat Mia in Blau ergänzt: *Ausnahme: Ermutigung darf laut sein.* Ich halte mich daran und klopfe nur zweimal an Sofias Tür, wenn ich den Tee abstelle. Einmal klopfen heißt Post, zweimal heißt Tee, dreimal heißt Essen. Das haben wir so vereinbart, und es funktioniert besser als

jede Familienkonferenz.

Am Abend vor der Deutschprüfung sitzt sie unten am Küchentisch und schiebt einen Zettel hin und her. Thema: Schuld und Schweigen in Familien. Freie Textwahl, eigene Erfahrung darf einfließen. Sie sagt: „Ich will über Inês schreiben.“, und sie sagt es so ruhig, dass ich erst beim zweiten Hinhören verstehe, was das bedeutet. Inês, die Freundin aus Lissabon, die in unserer Familiengeschichte vorkommt wie eine ferne Insel, sichtbar, aber nie betreten. Sofia hat als Jugendliche zugehört, wenn Lea und ich abends leise gesprochen haben. Sie hat nichts gefragt, aber alles behalten.

Ich hole zwei Tassen aus dem Schrank und setze mich, weil Stehenbleiben jetzt falsch wäre. „Magst du mir sagen, wie du sie nennen willst?“, frage ich vorsichtig. Sofia schiebt den Zettel zu mir herüber. Darauf stehen drei Varianten, sauber nummeriert, wie ein Versuchsplan. „Eine Freundin der Familie.“, liest sie vor, „Eine Frau aus Lissabon. Oder: Inês, ohne Nachnamen.“ Sie schaut mich an. „Ich will sie nicht benutzen. Ich will zeigen, was Schweigen mit denen macht, die bleiben.“ Mir wird warm und kalt zugleich, weil das der Unterschied ist zwischen einem guten Aufsatz und einem wahren.

Methode: Zuhören, Tee nachschenken, nicht korrigieren, erst fragen, wenn sie fertig ist.

Ich setze mich zu ihr und frage: „Willst du mir erzählen, was du vorhast?“ Sie nickt und erklärt, dass sie über Schweigen schreiben will, das nicht aus Bosheit entsteht, sondern aus Scham. Über Menschen, die etwas nicht

sagen, weil sie Angst haben, danach weniger geliebt zu werden. Über Briefe, die zu spät geöffnet werden, und über Akten, die man trotzdem aufbewahren muss. Sie *schreibt über uns, ohne uns bloßzustellen*, denke ich, und ich bin stolz und beklommen zugleich, weil ich weiß, wie viel Mut es kostet, die eigene Familie zum Gegenstand zu machen und trotzdem fair zu bleiben.

Lea kommt dazu und legt die Hand auf Sofias Schulter. „Schreibst du das für die Prüfung oder für dich?“, fragt sie. Sofia überlegt lange. „Für beides.“, sagt sie dann, „Aber erst für mich. Die Prüfung ist nur der Anlass.“ Lea nickt, und ich sehe, wie viel Oberärztin und wie viel Mutter in diesem Nicken steckt. Später, als Sofia schon wieder oben ist, sagt Lea leise zu mir: „Sie hat Inês nie kennengelernt und versteht sie trotzdem. Das ist mehr, als ich mit zwanzig konnte.“

Ich räume in der Zwischenzeit die Teetassen weg, langsam, damit das Gespräch Raum behält. Lea lehnt an der Arbeitsplatte und sieht mir zu, müde, wach, stolz. „Weißt du, was mich am meisten rührt?“, sagt sie leise, „Dass sie nicht anklagt. Sie beschreibt. Das ist schwerer und fairer.“ Ich nicke und trockne eine Tasse ab, gründlich, als müsste ich meine Hände beschäftigen, damit mein Herz in Ruhe schlagen kann. *Unsere Tochter schreibt über Schuld, ohne Schuldige zu suchen*, denke ich, *das haben wir ihr nicht beigebracht, das hat sie uns abgeschaut und besser gemacht*.

Später bringt Lea Sofia noch eine Decke nach oben, weil es im ersten Stock zieht, und bleibt einen Moment in der Tür stehen, wie ich es morgens tue. Als sie zurückkommt,

sagt sie: „Sie schreibt schon wieder. Mit der Stirnlampe, damit wir nicht merken, dass sie noch wach ist.“ Ich lache leise und stelle ein zweites Glas Wasser vor Sofias Tür, wortlos, wie in der Nacht zuvor. „Gute Eltern stellen Wasser vor Türen“, sagt Lea, „und mischen sich nicht ein.“ Ich nehme ihre Hand und denke, dass Zurückhaltung manchmal die liebevollste Form von Nähe ist.

Danach sitzen Lea und ich noch lange in der Küche. Draußen rauscht die Straße, drinnen tickt die Uhr. Lea erzählt, wie sie selbst mit zwanzig über Lissabon geschrieben hätte, trotzig und schnell, und wie Sofia es anders macht, langsam und genau. „Sie hat unsere Fehler gelesen, ohne sie zu wiederholen.“, sagt Lea. Ich nehme ihre Hand und denke an meine eigene Vaterrolle in diesen Wochen, Tee bringen, Türrahmen stehen, nichts fordern. *Mentor sein heißt manchmal, den Stift nicht anzufassen*, denke ich, *auch wenn man die Lösung zu kennen glaubt*.

In der Nacht höre ich Sofia oben auf und ab gehen. Ich stehe auf, verkneife mir den Impuls, anzuklopfen, und stelle stattdessen ein Glas Wasser vor ihre Tür. Am Morgen ist das Glas leer und auf dem Whiteboard unten steht in Sofias Schrift: *These: Schweigen schützt niemanden. Es verschiebt nur die Kosten*. Darunter ein Smiley, den sie sofort wieder durchgestrichen hat, als wäre ihr die eigene Lockerheit peinlich gewesen. Ich lasse den Satz stehen. Er ist besser als alles, was ich an diesem Tag in der Herz-Studie schreiben werde.

Amir ruft mittags an und fragt, ob Sofia einen Zuspruch aus dem Büro will. „Sag ihr, der Anker-Tisch hält.“, sagt er,

„Und Ben sagt, Daten sind geduldig, Prüfer auch.“ Miriam schickt eine Nachricht mit einem Foto des alten Bierdeckels, auf dem Sofias Name steht, und schreibt dazu: „Zeig ihr das heute Abend.“ Ich zeige es ihr beim Abendessen, und Sofia schaut lange auf das Foto. „Ich habe damals für euch gekocht, als ihr beide im Dienst wart.“, sagt sie leise, „Da war ich fünfzehn.“ Mia nickt ernst. „Und es hat geschmeckt.“, sagt sie, „Das steht sogar in meinem Notizbuch.“

Am Prüfungstag selbst stehe ich um sechs Uhr auf, obwohl Sofia längst wach ist. Sie sitzt in der Küche, das Mäppchen geordnet wie ein OP-Besteck, und isst Toast, ohne hinzusehen. Lea prüft ihren Blutdruck zum Spaß, mit zwei Fingern am Handgelenk, und sagt: „Ruhig. Gut trainiert.“ Mia hat ihr einen zweiten Stern auf das andere Handgelenk gemalt, symmetrisch, wie sie betont, damit das Glück balanciert ist. Sofia lässt es geschehen und sagt: „Ihr seid peinlich.“, aber sie lächelt dabei, und wir wissen, dass peinlich in unserer Familie ein anderes Wort für geliebt ist. An der Tür dreht sie sich noch einmal um und sagt: „Falls es schiefgeht, tue ich so, als wäre es Absicht.“ Lea antwortet: „Es geht nicht schief. Und falls doch, werten wir es gemeinsam aus.“

Ich begleite sie bis zur Haustür und drücke ihr die Teedose in die Hand, als Talisman. „Hypothese zuerst.“, flüstere ich, „Keine schnellen Schlüsse.“ Sie nickt und geht die Stufen hinunter, aufrecht, mit dem Rucksack voller Stifte und Sätze. Hinter ihr schließt sich die Tür leise, und das Haus hält den Atem an, bis abends das Schloss wieder klickt.

Mia nutzt die stille Zeit, um ihr eigenes Prüfungsprotokoll anzulegen, mit Uhrzeiten, wann Sofia gegangen und wann das Haus wieder geatmet habe. „Beobachtung ohne Eingriff.“, erklärt sie mir ernst, „Wie in der AG.“ Lea telefoniert zwischendurch mit Miriam, die ihr versichert, dass Aufregung vor Prüfungen ein Zeichen von Bedeutung sei, nicht von Schwäche. „Das sage ich meinen Patienten auch.“, antwortet Lea, „Aber bei der eigenen Tochter hilft es nur halb.“ Am Nachmittag backt Mia Muffins, etwas krumm, aber mit Sternen aus Zuckerguss, und stellt sie auf einen Teller mit einem Schild: *Für nachher. Egal wie.* Als es an der Tür klingelt, rennen wir beide los, und Sofia steht davor, müde, blass, aber aufrecht, mit dem Mäppchen noch in der Hand.

Ergebnis: Sofia geht in die Prüfung wie in eine Untersuchung, die sie selbst entworfen hat. Fragestellung klar, Material geordnet, Haltung aufrecht. Mia malt ihr morgens einen Stern auf den Handrücken, mit Kugelschreiber, etwas wackelig. „Für Glück.“, sagt sie, „Signifikanz kommt später.“ Sofia lacht und lässt den Stern den ganzen Tag darauf. Als sie abends zurückkommt, ist sie blass und ruhig. „Geschrieben.“, sagt sie nur, „Rest folgt.“ Und wir nicken alle, weil wir in diesem Haus gelernt haben, dass man Ergebnisse abwartet, ohne sie herbeizureden.

Kapitel 27

Bestanden

Ergebnis: Sofia hat das Abitur bestanden, und die Umar-
mung danach dauert länger als jede Statistik.

Der Anruf kommt an einem Dienstag um halb elf, wäh-
rend ich in der Herz-Studie über einer Verlaufskurve sitze,
die endlich so aussieht, wie wir sie uns vor zwei Jahren
gewünscht haben. Sofias Nummer auf dem Display, dahin-
ter ihre Stimme, hell und ein wenig heiser: „Bestanden.
Schnitt eins Komma sieben. Deutsch vierzehn Punkte.“
Ich stehe auf, stoße fast den Stuhl um, und sage lauter
als beabsichtigt: „Wunderbar. Bleib, wo du bist. Wir kom-
men.“, obwohl sie längst auf dem Weg nach Hause ist und
gar nicht abgeholt werden muss. Amir, der gerade wegen
der Datenbank im Büro ist, hebt den Daumen und sagt:
„Mabruk. Das heißt, sie hat es allen gezeigt.“

Ich rufe sofort Lea an, die zwischen zwei Visiten ans
Telefon geht und nur ein Wort sagt, bevor sie wieder
los muss: „Komme.“ Dann rufe ich zu Hause an, und Mia
nimmt ab, als hätte sie neben dem Telefon gewartet.
„Weiß ich schon.“, sagt sie, „Sofia hat zuerst mir geschrie-
ben. Ich bereite die Girlande vor.“ Ich höre im Hintergrund
Papier rascheln und denke, dass Geschwister ihre eigenen
Meldewege haben, schneller als jede Klinikleitung. Auf

dem Heimweg kaufe ich Blumen, viel zu viele, und der Verkäufer fragt, ob jemand geheiratet habe. „Fast.“, sage ich, „Meine Tochter hat bestanden. Das ist ähnlicher Jubel, nur ohne Ponton.“

Zu Hause ist die Küche bereits voll, bevor ich es bin. Lea ist früher aus der Klinik gekommen, was bei ihr so selten vorkommt wie ein freier Parkplatz am UKE. Mia hat eine Girlande aus Post-its gebastelt, auf jedem Zettel steht ein Wort: STARK, KLAR, FERTIG, WEITER. Auf dem Whiteboard steht in großen Buchstaben: ABI BESTANDEN, darunter in kleiner Schrift, in Mias Handschrift: *Stichprobe gleich eins, Effekt riesig*. Sofia steht mitten in der Küche, den Rucksack noch auf dem Rücken, das Gesicht rot vor Freude und Erschöpfung, und lässt sich von uns allen gleichzeitig umarmen. Das geht nur, wenn man sich vorher abspricht oder wenn man eine Familie ist.

Susi ruft an, während wir noch in der Küche stehen, und man hört das Klappern der Wirtschaft im Hintergrund. „Stell sie mir durch.“, verlangt sie, und Sofia nimmt lachend den Hörer. „Kindchen, vierzehn Punkte in Deutsch.“, sagt Susi, die alles schon von Mia per SMS weiß, „Das wird an die Wand gehängt, neben das Herz mit der Kurve. Freitag reserviere ich den Fenstertisch, Ehrensache.“ Sofia verspricht zu kommen, und Susi legt erst auf, nachdem sie auch Lea und mir gratuliert hat, als hätten wir mitgeschrieben.

Beim Essen erzählt sie von der Deutschprüfung. Der Prüfer habe ihren Aufsatz über Schuld und Schweigen zweimal gelesen und dann gefragt, woher sie die Ruhe in

der Argumentation habe. Sofia habe geantwortet, sie habe zu Hause gelernt, dass man schwierige Dinge aussprechen kann, ohne jemanden zu verletzen. Dann, sagt sie und grinst, habe er gefragt, wer in ihrer Familie denn immer die offenen Briefe schreibe und die Ordner ordne und die Whiteboards vollmale. Und da habe sie gesagt, was in unserer Familie längst ein geflügelter Satz ist: „Wer tut sowas? Ich.“

Wir lachen alle, weil wir den Satz kennen. Er stammt aus den frühen Jahren, als Sofia als Jugendliche zum ersten Mal Verantwortung übernommen hat, für Mia, für den Haushalt, für eine Nacht, in der Lea und ich beide im Dienst waren. Damals war es ein trotziges Bekenntnis. Heute ist es ein ruhiger Besitzanspruch auf das eigene Können. Lea legt den Arm um Sofia und sagt: „Ja. Du. Und du kannst es belegen.“ Mia nickt ernst und klebt einen goldenen Stern auf Sofias Handrücken, direkt über den verblassten Kugelschreiberstern von vor ein paar Wochen. „Jetzt mit Signifikanz.“, sagt sie.

Ich hole aus dem Regal das alte Foto von jener Nacht, das Amir damals gemacht hat, Sofia am Herd, Mia auf dem Stuhl daneben, beide in zu großen Schürzen. Es hängt sonst an der Pinnwand im Büro, aber für heute habe ich es mitgebracht. „Beweisstück A“, sage ich feierlich, und Sofia nimmt es in die Hand, lange, still. „Ich war fünfzehn und hatte Angst, dass das Nudelwasser überkocht“, sagt sie leise, „und Mia hat die Uhr gestellt und gesagt, wir schaffen das.“ Mia nickt und ergänzt: „Haben wir auch. Mit Stern, im Notizbuch.“ *Manche Fotos sind keine Erinnerung, denke ich, sondern eine Akte über Mut, die man erst Jahre*

später ganz versteht.

Lea stellt sich hinter Sofia und liest mit ihr gemeinsam die Rückseite des Fotos, auf der in Miriams Schrift steht, Datum, Anlass, alle Namen. „Archiviert“, sagt Lea, „wie es sich gehört.“ Dann legt sie das Foto zurück auf den Tisch, damit jeder es anfassen kann, und Amir dreht es so, dass das Licht darauf fällt. „Das kommt in den neuen Rahmen“, sagt Mia bestimmt, „neben das Abi. Weil beides zusammengehört.“ Sofia umarmt sie dafür, kurz, fest, und ich denke, dass Geschwister ihre eigene Chronik schreiben, leise, genau, ohne dass wir Erwachsenen es merken.

Am Nachmittag trudeln Amir, Ben und Miriam ein, ohne Einladung, aber mit Kuchen, wie es am Anker-Tisch üblich ist. Das Haus ist voll, die Treppe knarrt öfter als sonst, und niemand stört sich daran.

Später holt Amir aus dem Büro einen alten Bierdeckel als Geschenk, einen aus der WG-Zeit, auf dem Sofias Name in der Strichliste steht, von einem Abend, an dem sie für alle gekocht hat. „Für die Sammlung“, sagt er, und Sofia nimmt ihn mit beiden Händen entgegen, als wäre es eine Urkunde. Ben, der sonst wenig sagt, sagt diesmal einen ganzen Satz: „Du hast damals die Nacht gehalten, als wir alle im Dienst waren. Das vergesse ich nicht.“ Miriam umarmt Sofia und flüstert ihr etwas zu, das nur sie beide hören, und Sofia nickt mit feuchten Augen. *So sieht ein Netz aus, wenn es trägt, denke ich, keine großen Worte, nur viele Hände.*

Miriam bleibt noch, als die anderen schon wieder ge-

gangen sind, und hilft Lea beim Abwasch, wie früher in der WG, Schulter an Schulter, ohne viele Worte. Ben prüft derweil mit Mia die Girlande auf Vollständigkeit und klebt einen losen Post-it wieder fest. „Hält.“, sagt er zufrieden, und Mia notiert das in ihr Notizbuch, als wäre es ein Befund. Amir telefoniert auf dem Flur mit seiner Mutter und erklärt ihr auf Arabisch, was ein Abitur ist, und dass Sofia jetzt studieren darf. Man hört sein Lachen durch die Tür, und Lea sagt leise: „Seit zwölf Jahren segnet sie uns aus der Ferne ab, ohne je hier gewesen zu sein.“

Am Abend sitzen Sofia und ich auf der Treppe vor dem Haus. Die Luft ist warm, die Straße ist ruhig, irgendwo klappert ein Fahrrad. Sie lehnt den Kopf an meine Schulter, wie sie es seit Jahren nicht mehr getan hat, und sagt: „Ich habe in der Prüfung über Inês geschrieben, ohne ihren Namen zu verraten. Ich hoffe, das war richtig.“ Ich nicke und sage: „Du hast sie gewürdigt, ohne sie zu benutzen. Das ist genau richtig.“ Wir schweigen eine Weile, und das Schweigen ist diesmal keines aus Angst, sondern eines aus Ankommen. Dann steht sie auf, streckt sich und sagt: „Morgen schlafe ich aus. Übermorgen plane ich mein Studium.“ Ich bleibe noch sitzen und denke: *Das ist der Moment, für den man Kinder loslässt, indem man sie hält, solange sie es zulassen.*

Als sie schon drinnen ist, höre ich durch die offene Tür, wie Mia ihr die Post-it-Girlande erklärt, Zettel für Zettel, und wie Sofia bei jedem Wort lacht. Lea kommt heraus, setzt sich neben mich und legt den Kopf an meine Schulter, genau dorthin, wo eben noch Sofia lehnte. Über uns geht das Licht im ersten Stock an, dann aus, dann

wieder an. Das Haus atmet, die Straße schweigt.

Später am Abend sitzen wir alle im Wohnzimmer, die Girlande über uns, der Bierdeckel von Amir auf dem Tisch wie eine Trophäe. Mia hat ihre Beobachtungen des Tages in ihr Notizbuch übertragen, mit Uhrzeit und Kürzeln, und liest sie vor wie ein Laborprotokoll. „Elf Uhr drei, Anruf. Elf Uhr vier, Jubel. Elf Uhr fünf, Blumenkauf durch Papa, übertrieben, aber angemessen.“ Wir lachen, und Sofia sagt: „Das ist die genaueste Zusammenfassung meines Abiturs, die es je geben wird.“ Lea holt eine Decke, wir rücken zusammen, und draußen fährt die letzte Bahn vorbei, leise, wie ein Punkt hinter einem guten Satz. Mia gähnt, Sofia gähnt mit, und Lea sagt: „Ab ins Bett, ihr Heldinnen.“ Keiner widerspricht, weil alle wissen, dass morgen ein neuer Tag wartet.

Kapitel 28

Mia forscht

Methode: Nicht kontrollieren, sondern begleiten. Fragen stellen, die größer sind als die Antworten.

Mia ist dreizehn und Mitglied der Bioinformatik-AG ihrer Schule. Das klingt größer, als es ist, und kleiner, als es sich anfühlt. Einmal in der Woche fährt sie mit dem Bus zum Schülerlabor, setzt sich an einen Rechner, der langsamer ist als unserer zu Hause, und analysiert echte, anonymisierte Datensätze. Als sie mir ihren ersten Plot zeigt, ein simples Streudiagramm mit Ausreißern, sagt sie entschuldigend: „Ist noch nicht schön.“, und ich sage: „Schön kommt später. Richtig kommt zuerst.“

Zu Hause hat sie sich eine Ecke im Wohnzimmer erobert, neben dem Whiteboard-Ständer, mit Laptop, Notizbuch und einer Tasse, auf der in Miriams Handschrift steht: *Fragen ist Forschen*. Daneben liegt immer ein gelber Post-it-Block, denn Mia hat von Lea gelernt, dass man Einfälle sofort festklebt, sonst sind sie weg. Morgens vor der Schule prüft sie ihre Skripte, abends nach dem Essen erklärt sie mir, was hängen blieb. „Die Schleife läuft, aber das Ergebnis sieht komisch aus.“, sagt sie dann, und ich muss mir auf die Zunge beißen, um nicht sofort auf den Bildschirm zu zeigen.

Ich habe mir vorgenommen, ihr Mentor zu sein, nicht ihr Kontrolleur. Das ist schwerer, als es klingt. Als Bioinformatiker sehe ich sofort, wo die Normalisierung fehlt und wo die Achsen irreführen. Als Vater sehe ich, wie sie die Stirn runzelt, wenn sie nicht weiterkommt, und wie sie aufblüht, wenn sie den Fehler selbst findet. Also stelle ich Fragen, statt Lösungen zu geben. „Was wolltest du eigentlich wissen, bevor du angefangen hast zu rechnen?“, frage ich. Oder: „Welche Beobachtung passt nicht zu deiner Vermutung?“ Sie antwortet erst widerwillig, dann immer schneller, und irgendwann erklärt sie mir meinen eigenen Einwand mit ihren eigenen Worten.

Einmal sitzt sie eine halbe Stunde vor einem Fehler, der nur ein vertauschter Spaltenname ist, und ich halte es kaum aus. Ich gehe in die Küche, koche Tee, komme zurück, und sie hat ihn selbst gefunden. „Ich war blind.“, sagt sie ärgerlich. „Nein.“, sage ich, „Du warst nah dran. Blind ist, wer nicht mehr hinschaut.“ Sie notiert den Satz in ihr Notizbuch, unter der Rubrik Papa-Sätze, und versieht ihn mit einem Stern. So wird aus *Zurückhaltung Vertrauen*, denke ich, und aus *Vertrauen Methode*.

Zwischenstand: Mia lernt den Unterschied zwischen Suchen und Finden, ich lerne den Unterschied zwischen Helfen und Festhalten.

In der AG geht es um Herzfrequenzdaten, was kein Zufall ist und was wir beide wissen, ohne es auszusprechen. Die Herz-Studie läuft zu Hause im Hintergrund wie ein leises Grundrauschen, und Mia ist damit aufgewachsen, dass ihr Vater Kurven anschaut und ihre Mutter Herzen

abhört. Jetzt will sie wissen, ob man aus winzigen Unregelmäßigkeiten etwas vorhersagen kann. „Nur beobachten.“, sagt sie, „Nichts versprechen.“ Ich höre zu und denke: *Das ist die sauberste Ethik, die ich je von einer Dreizehnjährigen gehört habe.*

Sofia hilft dabei auf ihre Weise. Sie sitzt sonntags mit Mia auf dem alten Bett, geht Code-Zeilen durch und fragt, wo die Kommentare seien. „Wenn du es deiner Schwester nicht erklären kannst, versteht es der Rechner auch nicht.“, sagt sie streng, und Mia seufzt, kommentiert aber. Als Sofia einmal über Mias Schulter schaut und sagt, die Variablennamen seien kryptisch, benennt Mia noch am selben Abend alles um, von *x1* in *pulsmorgens*. „Lesbarkeit ist Liebe.“, verkündet sie beim Essen, und Ben, der gerade zu Besuch ist, hebt anerkennend die Tasse.

Lea schaut ihr abends über die Schulter und stellt die klinischen Fragen, die mir fehlen. „Was bedeutet dieser Punkt für einen echten Menschen?“, fragt sie. Mia zögert. „Noch nichts. Erst mal nur ein Punkt.“ Lea lächelt. „Gut. Behalte den Menschen im Auge, auch wenn du Punkte zählst.“ Später sagt Lea zu mir: „Sie wird besser sein als wir beide, weil sie früher anfängt, beides zusammenzudenken.“ Ich will widersprechen, aus väterlichem Stolz und aus wissenschaftlicher Vorsicht, aber es stimmt einfach.

Ich setze mich später zu Mia auf den Boden, weil man auf Augenhöhe besser fragt, und schaue mir ihren Bildschirm noch einmal an, ohne zu korrigieren. Sie erklärt mir eine Lücke in den Daten, ruhig, genau, und ich merke, wie sie dabei Leas Satz benutzt, ohne es zu wissen. „Dieser

Punkt fehlt, aber der Mensch fehlt nicht“, sagt sie, „der kommt nur später in der Kurve vor.“ „Das ist ein guter Satz“, sage ich. „Den schreib dir auf.“ Sie tut es sofort, auf Gelb, und klebt ihn an den Laptoprand. *So wandern Sätze in unserer Familie, denke ich, von der Klinik in die Küche, von der Küche in den Code, und keiner weiß mehr, wer ihn zuerst gesagt hat.*

Abends erzählt Lea beim Abwasch, dass Mia sie in der Pause gefragt habe, ob Herzen je lügen, und dass sie geantwortet habe, Herzen lügen nie, sie stottern nur manchmal. Mia habe das sofort notiert, mit Stern, und gesagt, das komme in die Diskussion ihrer AG-Arbeit. „Sie zitiert dich schon“, sage ich, und Lea lacht, weil sie gerührt ist und es nicht zeigen will. „Nur mit Quellenangabe, hoffe ich“, sagt sie, und wir lachen beide, leise, damit Mia im Wohnzimmer ungestört weiterrechnen kann.

Am Anker-Tisch erzähle ich davon, und Amir nickt, als hätte er genau darauf gewartet. „Du bist jetzt der Lehmann.“, sagt er wieder, und diesmal wehre ich nicht ab, sondern höre zu. Miriam legt mir die Hand auf den Arm und sagt: „Lehmann hat dir Türen aufgehalten, ohne Lärm. Du hältst sie jetzt für Mia auf, auch ohne Lärm. Das ist keine Kopie, das ist Weitergabe.“ Ben ergänzt trocken: „Und du dokumentierst es besser.“ Wir lachen, und ich denke an Türen, die man aufhält, indem man beiseitetritt.

In der Woche darauf nimmt Mia mich mit ins Schülerlabor, als Begleitperson für den Elternnachmittag. Der Raum riecht nach Desinfektion und warmen Rechnern, an der Wand hängen Poster vom menschlichen Herzen, und

Mias Mentorin, eine junge Doktorandin mit geduldigen Augen, zeigt mir Mias Arbeitsplatz. „Sie fragt nach den fehlenden Werten, bevor sie nach den Mustern fragt.“, sagt die Mentorin anerkennend, „Das tun selbst Studierende selten.“ Ich nicke und sage nichts, weil mir sonst die Stimme versagt hätte. Auf dem Heimweg im Bus lehnt Mia den Kopf an meine Schulter und sagt: „Die Rechner dort sind langsam, aber die Fragen sind schnell.“ Ich antworte: „Genau wie bei uns zu Hause, nur umgekehrt.“, und sie lacht so laut, dass sich zwei Fahrgäste umdrehen.

Am Wochenende zeigt Mia mir ihr Notizbuch. Es ist das dritte in diesem Jahr, voll mit Hypothesen, Tabellen, durchgestrichenen Ideen. Auf der letzten Seite steht: REGEL 1: KEINE SCHNELLEN SCHLÜSSE. REGEL 2: IMMER NOTIEREN, WER FEHLT. Ich frage, was Regel zwei bedeutet, und sie sagt: „In Daten fehlen immer welche. Die muss man mitzählen, sonst lügt man.“ Ich lege das Buch weg und umarme sie kurz, weil mir sonst ein Kloß im Hals die Sprache verschlägt. Sie lässt es geschehen, dreizehnjährig gnädig, und sagt: „Papa, du knuddelst wie ein Datensatz mit Ausreißer.“

Abends klebt sie einen neuen Zettel ans Whiteboard, neben meine Herz-Studien-Notizen, als wären sie gleich wichtig, und vielleicht sind sie es. Darauf steht: *Nächste Frage: Warum fehlen bei manchen Nächten die Werte?* Ich lese es, bevor ich das Licht lösche, und denke, dass aus kleinen Fragen große Forscherinnen werden, wenn man sie lässt. Nebenan klappert Sofia mit Geschirr, Lea hängt ihre Kitteltasche an den Haken, und das Haus summt wie ein Rechner, der endlich richtig rechnet.

Am Sonntag nimmt Mia ihre Plots mit zum Anker-Tisch, wo Amir sie prüft wie ein externes Review, streng, aber fair. „Achsen beschriften.“, sagt er, „Immer. Sonst versteht es meine Mutter nicht, und dann versteht es niemand.“ Mia nickt und bessert noch am Tisch nach, mit einem Stift, den Miriam ihr reicht. Ben schaut über ihre Schulter, tippt auf einen Ausreißer und sagt: „Den nicht löschen. Den erklären.“ Das schreibt Mia in ihr Notizbuch, in Großbuchstaben, und unterstreicht es zweimal. Auf der Rückfahrt im Bus lehnt sie den Kopf an meine Schulter und sagt: „Beim nächsten Mal bringe ich die bessere Version mit.“ Ich antworte: „Die jetzige war schon gut. Die nächste wird klarer.“, und sie lächelt, weil sie den Unterschied versteht. Zu Hause klebt sie Amirs Korrektur ans Whiteboard, als Erinnerung, und schreibt darunter: *Achsen immer beschriften. Ausreißer erklären.*, mit zwei Sternen für zwei Regeln.

Ergebnis: Mia forscht, und ich darf zusehen. Das ist das größte Vertrauen, das mir je geschenkt wurde. Ich prüfe ihre Plots nicht mehr nach, ich bitte sie, mir ihre Fragen zu erklären. Meistens verstehe ich dann mehr, als wenn ich selbst gerechnet hätte.

Kapitel 29

Der volle Bierdeckel

Ort: Die alte WG, heute Büro und Bar-Nebenraum, Anker-Tisch in der Mitte, Bierdeckel an der Wand.

Das Ritual ist geblieben, auch wenn die Wohnung keine mehr ist. Einmal im Monat sitzen wir am Anker-Tisch, Amir, Ben, Miriam und ich, manchmal mit Lea, manchmal mit Gästen aus der Herz-Studie, und besprechen, was nicht in Protokolle passt. Der Tisch hat noch immer die Kerbe vom Umzug, die Wand hat noch immer die Fotos aus zwölf Jahren, und an der Pinnwand hängt der Bierdeckel, voll auf beiden Seiten, eingerahmt hinter Glas.

Darunter ein Schild in Miriams Handschrift: *Voll heißt nicht fertig. Voll heißt: weiter auf neuem Deckel.*

Ich komme an diesem Abend etwas früher, weil Mia mich begleitet hat, bevor sie zu Sofia weiterfährt. Sie bleibt in der Tür stehen, schaut die Fotowand an und findet sich selbst darauf, sechsjährig, mit Zahnücke, auf Leas Arm am Ponton. „Das bin ich?“, fragt sie, und Miriam nickt. „Das bist du, mit Sternen in den Augen, schon damals.“ Mia fotografiert das Foto mit dem Handy und sagt: „Fürs Archiv.“ Dann geht sie, und der Raum riecht noch einen Moment nach ihrem Shampoo, bevor er wieder nach

Kaffee und Papier riecht.

Amir übersetzt wie immer alles doppelt, einmal ins Arabische für seine Mutter am Telefon, einmal ins Hamburgische für uns. „Studie läuft, Herz schlägt, alles gut.“, sagt er, und Ben ergänzt trocken: „Daten zurückgekauft, Schulden beglichen, Gewissen im grünen Bereich.“ Wir nicken, weil wir alle wissen, was Ben damals geopfert hat, um die Daten zurückzuholen, und weil wir es nicht jedes Mal wieder aussprechen müssen. Miriam legt einen neuen Bierdeckel auf den Tisch, noch leer, und sagt: „Für die nächsten zehn Jahre.“

Wir beschriften ihn gemeinsam, wie es das Ritual verlangt. Amir notiert die Herz-Studie mit Datum und Fallzahl, Ben trägt die zurückgekauften Daten ein, mit einem Haken dahinter, Miriam schreibt die Namen aller auf, die heute da sind, und ich füge Sofias Abitur und Mias AG hinzu, mit Sternchen am Rand. „Der wird auch voll.“, sagt Ben trocken, „Aber diesmal wissen wir, dass das gut ist.“ Miriam fotografiert den Deckel für das Archiv, und Amir ruft seine Mutter an, um ihr zu berichten, dass es uns gut geht, auf Arabisch, mit unserer Hamburger Ergänzung im Hintergrund, die sie längst versteht, ohne sie zu verstehen.

Lea stößt später dazu, direkt aus der Klinik, mit müden Augen und einem Lächeln, das alles aufwiegt. Sie setzt sich neben mich, legt kurz die Hand auf meinen Arm und hört zu, wie Amir von einem Patienten erzählt, dessen Kurve endlich ruhig ist. „Den kenne ich.“, sagt sie leise, „Der hat jetzt einen Hund. Das hilft mehr als manche Ta-

blatte.“ Miriam notiert das auf einem Post-it und klebt es an den neuen Deckel. „Hund als Kovariable.“, sagt sie ernst, und wir lachen, weil es stimmt und weil es in keinem Protokoll stehen wird, außer in unserem.

Ich rücke ein Stück näher an Lea heran, weil ich sehe, wie müde sie wirklich ist, und sie lehnt sich an, ohne die Runde zu unterbrechen. Amir senkt automatisch die Stimme, Ben schiebt ihr wortlos seinen Stuhl zurecht, Miriam stellt ihr ein Glas Wasser hin, als wäre Fürsorge hier eine stille Choreografie, die alle beherrschen.

So hält ein Tisch, der kein Bett ist, denke ich, indem jeder merkt, wer gerade getragen werden muss. Lea hört weiter zu, stellt eine kurze Nachfrage zu dem Patienten, nickt zufrieden, und entspannt sich dann sichtbar, weil sie unter Menschen ist, bei denen sie nichts erklären muss.

Dann zeigt sie mir auf ihrem Telefon eine Nachricht, die sie heute Nachmittag erhalten hat. Eine ehemalige Patientin, die vor drei Jahren entlassen wurde, schreibt: „Ich habe meiner Tochter von Ihnen erzählt. Sie studiert jetzt Medizin. Danke, dass Sie da waren.“ Lea hat die Nachricht nicht beantwortet, weil sie nicht wusste, was sie sagen soll.

„Ich habe nur meinen Job gemacht“, sagt sie leise. Ich schaue sie an und sage: „Das sagst du immer. Und jedes Mal ist es zu wenig.“ Sie nickt, nimmt das Telefon zurück und liest die Nachricht noch einmal, langsam, als würde sie jedes Wort wiegen. Miriam sieht uns an, nickt und sagt: „Das gehört an die Wand. Neben das Schild.“ Lea lacht kurz, aber ich sehe, dass sie bewegt ist, und ich denke,

dass manche Nachrichten schwerer wiegen als jede Kurve.

Später zeigt sie mir auf ihrem Telefon ein Foto von der Station, ein neues Schild, das Miriam gemalt hat, mit Herz und Kurve darauf. „Hängt seit heute“, sagt sie stolz, „neben dem Dienstplan.“ Ich zoome hinein und sehe, dass Miriam unten einen kleinen Anker dazugemalt hat, kaum sichtbar, aber da. „Der Anker-Tisch hält eben überall“, sage ich, und Lea nickt, legt das Telefon weg und nimmt meine Hand unter dem Tisch, fest, warm, lange.

Zwischenstand: Die WG ist kein Zuhause mehr, aber ein Anker. Man kommt nicht mehr zum Wohnen hierher, sondern zum Bleiben im anderen Sinn.

Ich erzähle von Sofia, die bestanden hat und bald auszieht, und von Mia, die in der AG forscht und mir Fragen stellt, die ich kaum beantworten kann. Amir hört zu und sagt dann: „Du bist jetzt der Lehmann für sie. Der, der Türen aufhält, ohne zu sagen, dass er sie aufhält.“ Ich wehre ab, weil der Vergleich zu groß ist, aber Miriam nickt. „Stimmt. Du hältst sie auf und trittst beiseite. Das ist das ganze Geheimnis.“

Ben fragt nach der Herz-Studie, und ich berichte von den Verläufen, von Leas Klinik, von den Modellen, die endlich stabil sind. „Und privat?“, fragt Miriam, und ich sage: „Lea Oberärztin, Sofia zwanzig und bald Studentin, Mia dreizehn und bald klüger als ich. Haus bewohnt, Ponton in Sichtweite.“ Ben hebt sein Glas. „Auf den vollen Deckel.“, sagt er, „Und auf den leeren.“ Wir trinken, und es schmeckt nach zwölf Jahren, nach Nächten mit Whiteboard und Tagen mit Umzugskartons, nach Streit

und Versöhnung und nach dem leisen Wissen, dass wir einander nicht mehr erklären müssen.

Susi ruft zwischendurch an und fragt, ob der Tisch noch steht und ob wir am Freitag kommen. „Der Tisch steht.“, sagt Amir ins Telefon, „Und wir kommen, wie immer.“ Man hört Susi lachen, dann sagt sie etwas, das Amir übersetzt: „Sie sagt, der volle Deckel gehört eingerahmt und der leere gefüllt.“ Miriam nickt zufrieden. „Genau so machen wir es.“ Ich denke an die Hafenwirtschaft, an den Ponton, an das Haus in Eimsbüttel, drei Orte, ein Netz, und daran, dass Anker nicht festhalten, sondern halten.

Später stehe ich allein am alten Whiteboard im Flur, das wir als Erinnerung behalten haben. Darauf steht noch immer, in verblasster Schrift, eine Aufgabe aus dem Jahr 2026: ORDNUNG HALTEN, DATEN SICHERN, ANRUFEN. Ich nehme einen Stift und schreibe darunter: ERLEDIGT. Dann zögere ich und schreibe darunter, kleiner: WEITER. Amir kommt dazu, liest es und sagt: „Gute Version. Kurz und wahr.“ Wir löschen nichts. Das ist das Schöne an einem vollen Deckel hinter Glas. Man muss nichts mehr korrigieren. Man darf neu anfangen.

Auf dem Heimweg schreibe ich Lea eine Nachricht, obwohl wir uns in einer Stunde zu Hause sehen: „Büro gut. Vermisse Küche.“ Sie antwortet mit einem Foto der blauen Schale, in der bereits drei Schlüssel liegen, und darunter steht: *Deiner fehlt*. Ich fahre die Wilhelminenstraße entlang, obwohl die Ringstraße schneller wäre, weil Sehnsucht Umwege mag.

Zu Hause erzählt Mia noch von ihrem Abend mit Sofia,

von Boston-Plänen und Sternkarten, und ich höre zu, obwohl ich müde bin, weil Zuhören die Währung ist, in der wir hier zahlen.

Lea hat Tee gekocht, der dampft auf dem Tisch, und auf dem Whiteboard steht ein neuer Satz in Mias Schrift: *Büro-Tisch hält, Küchen-Tisch auch*. Ich lese ihn zweimal, weil er alles zusammenfasst, was der Abend am Anker-Tisch bedeutet hat. Dann lege ich meinen Schlüssel in die blaue Schale, als vierten, als letzten, und das Klappern klingt wie ein Schlusspunkt, der keiner ist, sondern ein Doppelpunkt.

Am nächsten Morgen erzählt Lea beim Frühstück, dass sie im Traum noch am Anker-Tisch saß, mit allen, und dass Amir auch im Traum übersetzt habe. „Das heißt, es war wichtig“, sagt Mia ernst, „Träume mit Übersetzung sind validiert.“ Sofia lacht und klebt einen Stern an den Whiteboard-Rahmen, für den vollen Deckel und den leeren. Draußen regnet es leise, drinnen duftet es nach Toast, und ich denke, dass ein Büro, das so riecht wie ein Zuhause, kein Büro mehr ist, sondern ein zweites Zuhause mit Pinnwand. Mittags ruft Ben an und fragt, ob der neue Deckel schon hänge, und ich antworte: „Hängt. Wird voll.“ Er sagt nur: „Gut.“, und das genügt, weil bei Ben ein Wort ein Protokoll ist. Amir schickt ein Foto vom Deckel an seine Mutter, und Miriam klebt den ersten Stern darauf, für Sofia, für Mia, für alle, die noch kommen.

Lea sagt beim Zähneputzen: „Guter Abend, der Tisch.“, und ich antworte: „Guter Abend, das Haus.“

Ergebnis: Als ich nach Hause fahre, ist es schon dun-

kel, und im Haus brennt noch Licht. Lea wartet mit zwei Tassen Tee, Mia schläft über ihrem Notizbuch, Sofia telefoniert leise in ihrem Zimmer. Ich lege den Schlüssel in die blaue Schale und sage: „Büro voll. Herz voll.“ Lea lacht und sagt: „Das reicht als Protokoll.“

Kapitel 30

Susi bleibt

Hypothese: Manche Menschen sind Häfen. Man erkennt sie daran, dass man bei ihnen anlegen darf, ohne sich anzumelden.

Die Hafenwirtschaft ist voll an diesem Freitag, und Susi steht hinter dem Tresen, als wäre sie nie woanders gewesen. Trocken seit Jahren, klar im Blick, schnell im Spruch, langsam nur dort, wo es darauf ankommt. Als sie mich sieht, nickt sie kurz und schiebt mir eine Apfelschorle hin, ohne zu fragen. „Der Herr Professor trinkt vernünftig“, sagt sie, „Die Zeiten mit den Experimenten sind vorbei.“ Ich lache, weil sie recht hat und weil sie es sagen darf.

Wir sind mit der ganzen Familie da, Lea, Sofia, Mia, und später kommen Amir und Miriam dazu. Susi hat für uns den Tisch am Fenster reserviert, den mit Blick auf den Ponton, und sie hat für Mia eine Malunterlage hingelegt, ohne dass jemand darum gebeten hätte. „Die Kleine malt doch immer“, sagt sie, und Mia, die längst keine Kleine mehr ist, nimmt den Stift trotzdem und malt ein Herz mit einer Kurve darin. Susi schaut kurz hin und sagt: „Das hänge ich auf, wenn es fertig ist.“

Der Tisch füllt sich schnell mit Gläsern, Tellern, Ge-

schichten. Sofia erzählt von ihrem Studienplatz, den sie fast sicher hat, und Susi hört zu, wie nur sie zuhören kann, mit halbem Ohr am Tresen und ganzem Herzen am Tisch. „Studieren ist gut.“, sagt sie, „Aber vergiss das Essen nicht. Die meisten Fehler passieren mit leerem Magen.“ Lea nickt, als wäre das eine Leitlinie, und klebt den Satz gedanklich an unser Whiteboard. Mia malt daneben weiter, die Zunge zwischen den Zähnen, und fragt Susi, ob die Kurve im Herz richtig herum sei. Susi beugt sich vor, prüft ernst und sagt: „Die Kurve stimmt. Das Herz auch.“

Tatsächlich hängt an der Wand neben der Küche schon eine kleine Galerie aus Kinderbildern, und Mias Herz mit Kurve wird dort einen Ehrenplatz bekommen, zwischen einem Ponton-Aquarell und einem verblassten Foto der Hochzeit im Hinterzimmer. Susi führt die Galerie wie ein Museum, mit strenger Auswahl und großer Liebe. „Nicht alles kommt an die Wand.“, erklärt sie Mia, „Aber was hängt, bleibt hängen.“ Mia nickt ernst und malt besonders sorgfältig weiter, die Zunge zwischen den Zähnen, wie schon mit sechs. Lea beobachtet die beiden und sagt leise zu mir: „Sie erzieht das ganze Viertel, ohne es zu merken.“ Ich nicke, weil es stimmt und weil Susi es abstreiten würde, wenn man es ihr sagte.

Ort: Hafenwirtschaft, Hinterzimmer in Sichtweite, Ponton vor der Tür, alles vertraut und doch verändert.

Irgendwann wird es ruhiger, und Susi setzt sich für fünf Minuten zu uns. Sie erzählt, dass sie die Wirtschaft halten wird, solange sie kann, und dass sie einen Nachfolger sucht, aber keinen, der alles umbaut. „Es muss einer sein,

der versteht, dass hier geheiratet und getrauert und bestanden wird.“, sagt sie, „Kein Konzeptmensch.“ Lea nickt. „Ein Hafenmensch.“, sagt sie. Susi tippt sich an die Stirn. „Genau das.“

Sie erzählt dann, wie sie früher Bewerber geprüft hat, mit einer einzigen Schicht hinter dem Tresen, ohne Ankündigung. „Wer fragt, wo die Becher stehen, statt zu schauen, ist raus“, sagt sie trocken, „wer den stillen Tisch vergisst, auch.“ Mia hört zu, mit großen Augen, und fragt: „Und wer besteht?“ Susi sieht sie an, lange, und sagt: „Wer merkt, wenn einer nichts sagt, und ihm trotzdem das Richtige hinstellt.“ *Das ist Susis ganze Prüfungstheorie, denke ich, beobachten statt fragen, bleiben statt reden.* Lea nickt, als hätte sie eine Leitlinie gehört, und ich merke mir den Satz Wort für Wort für mein Notizbuch.

Ben, der am Nebentisch alles mitgehört hat, hebt seine Tasse und sagt: „Auf Hafenmenschen.“, und Susi protestiert zurück, kurz, echt, bevor sie wieder aufsteht, weil am Tresen die nächste Runde wartet. „Fünf Minuten um“, sagt sie, „aber ihr bleibt, bis ihr fertig seid. Küche zu, Herz auf, ihr kennt das.“ Sie drückt Mia noch einmal kurz die Schulter und geht, und wir schauen ihr nach, weil man Häfen ansieht, auch wenn man längst angelegt hat.

Ben kommt dazu und bestellt schweigend, wie immer, und Susi stellt ihm das Richtige hin, ohne dass er es sagen muss. „Der weiß, was er will.“, sagt sie zu Mia, „Das ist selten und gut.“ Amir übersetzt derweil am Nebentisch einer neuen Aushilfe, wo die Gläser stehen, und Miriam hängt schief hängende Bilder gerade, ohne gefragt zu werden.

Ich schaue in die Runde und denke, dass Susi längst nicht mehr nur Wirtin ist. Sie ist Zeugin, Archivarin, Anker. *Manche Menschen halten Orte, damit Orte Menschen halten können*, denke ich, und ich schreibe den Satz später in mein Notizbuch, weil er zu wahr ist, um ihn zu verlieren.

Als wir gehen wollen, hält Susi Mia am Ärmel fest, sanft, aber bestimmt. „Hör zu, Kleine.“, sagt sie, und Mia hört zu, weil Susi eine von denen ist, bei denen man zuhört, „Bei mir gilt immer noch.“ Dann sagt sie den Satz, den wir alle kennen und der an der Tafel über der Küche steht, in weißer Kreide auf Schwarz: „Küche zu 20:30. Herz auf.“ Mia nickt ernst und wiederholt leise: „Herz auf.“ Susi streicht ihr über den Kopf und sagt zu mir, halblaut: „Die wird was. Die fragt anders als ihr alle.“

Sofia umarmt Susi zum Abschied, fest und lange, und Susi drückt ihr einen Zettel in die Hand, für später, wie sie sagt. Auf dem Zettel steht, das erzählt mir Sofia auf dem Heimweg, nur ein Satz in Susis krakeliger Schrift: *Wenn das Studium schwer wird, komm essen. Rechnung geht aufs Haus.* Sofia faltet den Zettel sorgfältig und steckt ihn in ihr Portemonnaie, dorthin, wo andere ein Foto tragen. „Die verliere ich nicht.“, sagt sie leise, und ich weiß, dass sie nicht den Zettel meint, sondern das, was dahinter steht.

Draußen auf dem Ponton bleiben wir noch stehen. Die Lichter spiegeln sich im Wasser, ein Schiff legt ab, irgendwo lacht jemand. Sofia legt den Arm um Mia, Lea lehnt sich an mich, und ich denke: *Wenn es so etwas wie ein Zuhause außerhalb des Hauses gibt, dann ist es dieser Steg mit dieser Wirtschaft dahinter.* Susi winkt uns aus der Tür hin-

terher, wischt sich die Hände an der Schürze ab und ruft: „Nächsten Freitag wieder. Gleicher Tisch.“ Wir nicken, weil wir wissen, dass sie es ernst meint und dass wir kommen werden.

Auf dem Heimweg ist Mia still, was selten ist. Erst an der Haustür sagt sie, was sie die ganze Fahrt gedacht hat: „Bei Susi muss man nichts erklären.“ Lea schließt die Tür auf, und ich lege die Schlüssel in die blaue Schale, einen nach dem anderen, wie ein Abendgebet aus Metall.

Drinne hängt Mia ihr neues Bild an den Kühlschrank, das Herz mit der Kurve, als Entwurf für die Galerie bei Susi. „Erst Kühlschrank, dann Wirtschaft.“, erklärt sie ernst, „So ist die Reihenfolge.“ Sofia nickt und klebt einen Stern daneben, als Gütesiegel der großen Schwester. Lea liest noch einmal Susis Zettel für Sofia und sagt leise: „Die Frau hat mehr Menschen großgezogen als manche Schule.“ Ich nicke und denke an den Fenstertisch, den Ponton, die Laterne über der Tür, und daran, dass Häfen nicht laut sind, sondern hell.

Am Samstag bringt Mia das fertige Bild persönlich in die Wirtschaft, in einer Mappe, wie eine echte Übergabe. Susi prüft es gegen das Licht, nickt streng und hängt es sofort auf, zwischen Ponton-Aquarell und Hochzeitsfoto, mit einem Nagel, der sitzt. „Hängt.“, sagt sie, „Und bleibt.“ Mia steht davor, die Hände auf dem Rücken, und strahlt, als hätte sie eine Prüfung bestanden. Amir, der gerade Kaffee trinkt, applaudiert, und Ben hebt die Tasse, was bei ihm ein Festakt ist. Auf dem Heimweg sagt Mia: „Jetzt hängt ein Teil von mir bei Susi.“ Und ich antworte: „Das tut

es schon lange. Jetzt sieht man es auch.“ Zu Hause klebt sie eine Kopie des Bildes an unseren Kühlschrank, damit beide Orte dasselbe zeigen, und schreibt darunter: *Hafen und Haus. Beides hält.*

Ergebnis: Susi bleibt, und damit bleibt etwas, das größer ist als eine Kneipe. Ein Ort, an dem niemand erklären muss, warum er kommt, und jeder weiß, wann er bleiben darf. Auf dem Heimweg sagt Mia: „Bei Susi ist das Herz immer auf, auch wenn die Küche zu ist.“ Ich schreibe den Satz noch am selben Abend in mein Notizbuch. Er ist präziser als alles, was ich an diesem Tag über die Herz-Studie geschrieben habe.

Kapitel 31

Der offene Rest

Zwischenstand: Fast alles ist geklärt. Nur ein Name steht noch im Raum, und wir lassen ihn bewusst dort stehen.

Es passiert an einem Sonntag, beim Aufräumen des Arbeitszimmers. Mia hilft mir, alte Ordner zu sortieren, die Stiftungspapiere, die Überweisungsbelege, den Mutter-Brief, alles, was wir vor Jahren geöffnet und verstanden haben. Sie arbeitet sorgfältig, legt Stapel an, beschriftet sie neu, fragt bei jedem unklaren Datum nach. Dann hält sie ein Foto in der Hand, eines der Lissabon-Fotos aus dem Ordner, und sagt: „Und Rafael?“

Ich spüre, wie Lea, die gerade im Türrahmen steht, kurz innehält. Rafael. Nur ein Name, keine Akte, kein Brief, kein Beleg. Ein Name, der in den Erzählungen über Inês und Lissabon vorkommt, aber nie mit einer Adresse. Ich habe mir vor Jahren vorgenommen, nicht darin herumzustochern, weil manche Reste keine Lücken sind, sondern Grenzen. Ich sage zu Mia: „Das ist ein offener Rest. Den lassen wir offen.“

Mia legt das Foto vorsichtig auf den Stapel, nicht daneben, als wäre schon das Liegenlassen eine Entscheidung. Draußen regnet es leise gegen die Fenster, drinnen riecht

es nach Papier und Kaffee. Sofia kommt dazu, bleibt in der Tür stehen und hört zu, ohne sich einzumischen, wie es ihre Art ist, seit sie studiert. Auf dem Boden liegen Stapel, beschriftet in Mias klarer Schrift, daneben mein alter Ordner, dessen Rücken schon ausgebleichen ist. *Ein Sonntag zum Sortieren ist auch ein Sonntag zum Erinnern, denke ich, und Erinnern heißt manchmal, etwas zurückzulegen, statt es aufzuklären.*

Methode: Ehrlich bleiben, ohne alles aufzureißen. Sagen, was man weiß, und sagen, dass man nicht alles wissen muss.

Mia schaut mich an, dreizehnjährig direkt, ohne Vorwurf. „Weil es wehtun würde?“, fragt sie. Lea setzt sich zu uns auf den Boden, zwischen die Stapel, und sagt: „Weil es nicht unsere Geschichte ist, diesen Teil zu erzählen. Inês hatte Menschen, die zu ihr gehören, und wir gehören nicht dazu.“ Mia nickt langsam. „Aber wenn es wichtig wäre, würdet ihr es mir sagen?“, fragt sie. Ich nicke zurück. „Ja. Sofort. Versprochen.“ Das genügt ihr, und sie legt das Foto zurück in den Ordner, dorthin, wo es hingehört.

Sofia setzt sich dazu, nimmt das Foto noch einmal in die Hand und betrachtet es lange. „Ich habe in meiner Abiprüfung über Inês geschrieben.“, sagt sie leise zu Mia, „Ohne Namen, ohne Einzelheiten. Nur über das Schweigen, das bleibt, wenn man nicht alles sagen darf.“ Mia hört zu, ernst, ohne zu unterbrechen. „Und war das schwer?“, fragt sie. Sofia nickt. „Ja. Aber es war richtig. Man kann würdigen, ohne zu öffnen.“ Lea legt die Hand auf Sofias Knie, und ich denke, wie viel in diesem Haus weitergegeben wird, ohne

dass jemand es Unterricht nennt.

Ich hole zwei weitere Ordner aus dem Regal, damit Mia sieht, was geschlossen ist und was offen bleibt. Die Stiftungspapiere, sauber abgeheftet, die Belege mit Leas Namen, der Mutter-Brief in Klarsichthülle, alles mit Datum, alles belegt. Daneben das schmale Fach mit dem Lissabon-Foto, ohne Beleg, ohne Adresse, bewusst schmal. „Siehst du den Unterschied?“, frage ich Mia, und sie nickt sofort. „Das eine ist bewiesen, das andere ist geachtet.“ *Besser hätte ich es nicht formulieren können, denke ich, und ich versuche es seit Jahren.* Sofia lächelt und sagt: „Die Kleine wird mal Gutachterin.“, und Mia antwortet, ohne aufzusehen: „Bin ich schon, bei euch.“

Lea sortiert derweil die Stapel weiter, ruhig, ohne Eile, und legt das Lissabon-Foto zurück an seinen Platz, als wäre Zurücklegen eine eigene Form von Sorgfalt. „Manche Dinge legt man nicht weg, weil sie unwichtig sind“, sagt sie zu Mia, „sondern weil sie ihren Platz haben.“ Mia versteht sofort und beschriftet das Fach neu, in ihrer klaren Schrift, mit einem Wort, das wir alle unterschreiben würden. Draußen hört der Regen auf, drinnen riecht es weiter nach Papier, und ich denke, dass ein Sonntag mit Stapeln manchmal mehr klärt als ein Jahr mit Suchen.

Wir arbeiten schweigend weiter, und ich erkläre ihr nebenbei, was die einzelnen Belege bedeuten. Die Überweisungen mit Leas Namen als Empfängerin, der Treuhandvertrag mit Lehmanns Unterschrift, der Mutter-Brief mit dem Satz über Verluste, die man nicht ungeschehen machen, aber beantworten kann. Mia hört zu, ordnet,

nummeriert, und stellt nur Fragen, die weiterführen. „Warum hat Oma das über eine Stiftung gemacht und nicht direkt?“, fragt sie. Ich antworte: „Weil sie wollte, dass es trägt, auch wenn sie nicht mehr da ist. Direkt wäre schneller gewesen. Über die Stiftung hält es länger.“ Mia nickt und schreibt auf einen Trennstreifen: *Stiftung heißt: Bleiben über den Tod hinaus*. Ich lasse den Streifen so stehen, weil er wahrer ist als der Fachbegriff.

Amir hätte dazu einen Satz, denke ich, während wir sortieren. „Manche Türen lässt man zu, aus Respekt.“ Ben würde nicken und nichts hinzufügen, weil Schweigen bei ihm Zustimmung ist. Miriam würde ein Schild malen und es an den Ordner kleben. Susi würde sagen, dass nicht jede Küche für jeden offen ist und das Herz trotzdem aufbleiben kann. Ich sage nichts davon laut, aber ich spüre, wie das Netz aus Menschen und Sätzen uns hält, auch an einem regnerischen Sonntag zwischen Papierstapeln.

Später fragt sie nur noch einmal, beim Abwasch, beiläufig, wie Dreizehnjährige das tun, wenn sie eigentlich etwas Wichtiges fragen: „Glaubst du, Rafael weiß, dass es uns gibt?“ Ich trockne einen Teller ab und überlege lange. „Vielleicht.“, sage ich, „Aber wir wissen nicht, was er damit verbindet. Und wir werden ihn nicht suchen, um es herauszufinden.“ Mia stellt die Tasse weg und sagt: „Okay. Ich wollte nur wissen, ob ihr Angst habt.“ Lea nimmt sie in den Arm und sagt: „Nein. Wir haben Respekt. Das ist etwas anderes.“ Mia lehnt sich an Lea und fragt nach einer Weile, ganz leise: „Erzählt ihr mir irgendwann mehr, wenn ich älter bin?“ Ich trockne die Hände ab und antworte ehrlich: „Alles, was zu uns gehört, weißt du schon. Der Rest gehört

jemand anderem, und den fragen wir nicht aus.“ Mia nickt, und ich sehe, dass sie den Unterschied versteht, zwischen einem Geheimnis, das man hütet, und einer Grenze, die man achtet. *Mit dreizehn versteht sie, wofür ich Jahrzehnte brauchte*, denke ich, und ich bin dankbar, dass sie es von Lea und mir lernen konnte, statt es allein herausfinden zu müssen.

Am Abend lege ich den Ordner zurück ins Regal. Er ist geschlossen, beschriftet, vollständig, bis auf diesen einen Namen, der keinen Beleg hat. *Manche Fragen muss man halten können, ohne sie zu beantworten*, denke ich, und ich schreibe es nicht auf, weil Mia es ohnehin schon in ihr Notizbuch geschrieben hat, in ihrer eigenen Schrift, auf der letzten Seite: OFFENE FRAGEN STEHEN LASSEN, NICHT VERLIEREN. Ich lese es über ihre Schulter und nicke. Sie hat verstanden, was ich erst mit fünfzig gelernt habe.

Bevor sie schlafen geht, klebt Mia einen blauen Post-it an den Ordner, auf dem nur ein Wort steht: *Respekt*. Darunter malt sie einen kleinen Stern. Lea sieht es, nickt und löscht das Licht im Arbeitszimmer. Im Flur knarrt die dritte Stufe, als Sofia nach oben geht, und das Haus wird still.

Am nächsten Morgen liegt der Ordner noch immer im Regal, mit dem blauen Zettel darauf, und ich bleibe einen Moment davor stehen, bevor ich zur Arbeit gehe. Sofia kommt die Treppe herunter, sieht den Zettel und nickt, als wäre er eine Nachricht an sie. „Gut so“, sagt sie leise, „Manches muss man nicht öffnen, um es zu halten.“ Mia

klebt daneben einen zweiten Zettel, kleiner, gelb: *Frage behalten*. Dann gehen wir alle unserer Wege, und der Ordner bleibt zurück, geschlossen, geachtet, vollständig auf seine eigene, offene Weise.

Abends fragt Mia beim Essen, ob Respekt auch für Daten gelte, und ich nicke, weil die Frage besser ist als jede Antwort. „Manche Datensätze fasst man nicht an, wenn sie jemand anderem gehören.“, sage ich, „Man bittet um Erlaubnis oder man lässt sie liegen.“ Sofia ergänzt: „So wie bei Geschichten. Manche erzählt man nicht weiter, auch wenn man sie kennt.“ Mia notiert beide Sätze in ihr Notizbuch, unter der Rubrik Regeln, und versieht sie mit einem Stern. *Offene Reste sind keine Fehler, denke ich, sondern Ränder, an denen Anstand beginnt*. Am nächsten Morgen steht der Ordner noch immer ruhig im Regal, und ich weiß, dass er dort gut steht, bis jemand kommt, der ihn öffnen darf.

Ergebnis: Der Lissabon-Rest bleibt bewusst offen. Kein Suchen, kein Stochern, kein nächtliches Grübeln. Nur ein Name, ein Foto, ein Versprechen, dass wir ehrlich bleiben, wenn es darauf ankommt. Das ist kein Verschweigen. Das ist Anstand.

Kapitel 32

Was man nicht allein herausfindet

Hypothese: Es gibt Dinge, die man nicht allein herausfinden sollte. Nicht nachts. Nicht aus Angst.

Diesen Satz habe ich vor vielen Jahren zum ersten Mal aufgeschrieben, in einer Nacht, in der ich allein am Whiteboard stand und dachte, Klarheit sei eine Frage der richtigen Tabelle. Ich war damals Mitte dreißig, frisch verunsichert, frisch verliebt, frisch überfordert, und ich glaubte, man müsse schwierige Wahrheiten allein durchdenken, bevor man sie ausspricht. Heute sitze ich am selben Tisch, das Whiteboard ist größer, das Haus ist voller, und ich weiß, dass der Satz nur zur Hälfte stimmte.

Heute Nachmittag habe ich eine Mail beantwortet, eine von einer jungen Doktorandin aus Berlin, die nach dem Ethik-Verfahren fragt, das wir vor Jahren geführt haben. Sie schreibt: „Ich habe Ihren Fallstudien-Aufsatz gelesen. Wie haben Sie entschieden, wann genug Daten vorlagen?“ Ich habe ihr geantwortet: „Nie. Aber irgendwann muss man aufhören zu messen und anfangen zu handeln. Das ist die eigentliche Entscheidung.“ Früher hätte ich eine Tabelle geschickt. Heute schicke ich einen Satz. Das ist

vielleicht der größte Unterschied zwischen damals und heute.

Ich erinnere mich noch an die Nächte im alten WG-Büro, als der Anker-Tisch voller Ausdrucke lag und ich dachte, eine weitere Stunde allein würde die Lösung bringen. Amir schlief damals manchmal auf dem Sofa daneben, Ben rechnete schweigend mit, Miriam stellte Tee hin, ohne zu fragen, und doch blieb ich in meinem Kopf allein. „Noch eine Spalte.“, sagte ich mir, „Noch eine Grafik.“ Lea fand mich morgens mehrmals so, mit dem Kopf auf den Armen, und sagte nur: „Komm ins Bett. Die Daten laufen nicht weg.“ Sie hatte recht, aber ich musste es erst lernen, Satz für Satz, Nacht für Nacht.

Mia hat Fieber an diesem Abend, nichts Schlimmes, nur eine Erkältung, die sie mürrisch macht und anhänglich zugleich. Sie liegt auf dem Sofa, das Notizbuch auf dem Bauch, und will, dass ich bei ihr bleibe. „Erzähl was von früher.“, sagt sie, „Aber nichts mit Kurven.“ Ich lache und erzähle von der ersten Wohnung, vom Anker-Tisch, von Amir, der alles doppelt übersetzt, von Ben und seinen Daten, von Miriam und ihren Schildern. Sie hört zu, halb schlafend, und fragt irgendwann: „Hattest du damals Angst?“

Rückblick: Ja. Nachts, allein, vor Fragen, die zu groß waren für eine Person.

Ich nicke, weil Lügen bei Fieber besonders auffallen. „Ja.“, sage ich, „Ich dachte, ich müsste alles allein herausfinden, bevor ich es jemandem erzählen darf. Vor allem nachts. Vor allem, wenn ich Angst hatte.“ Mia runzelt die

Stirn. „Das ist doch Quatsch.“, sagt sie, „Nachts denkt man schlechter. Das weiß jeder.“ Ich lache, weil sie recht hat und weil sie den Satz sagt, für den ich Jahre gebraucht habe. „Genau.“, sage ich, „Deshalb habe ich ihn aufgeschrieben, um ihn später zu widerlegen.“

Sofia kommt dazu, setzt sich auf den Boden neben das Sofa und hört zu, obwohl sie die Geschichten alle kennt. „Erzähl ihr von dem Abend mit dem Stromausfall.“, sagt sie, „Wo ihr alle mit Taschenlampen am Whiteboard standet.“ Ich erzähle, wie wir damals im Dunkeln saßen und Amir seine Mutter anrief, damit sie uns aus der Ferne Mut machte, und wie Ben Kerzen aus der Bar holte und Miriam die wichtigsten Zahlen aus dem Kopf an die Wand schrieb. „Das war die erste Nacht, in der ich verstand, dass manches nur gemeinsam geht.“, sage ich. Mia murmelt: „Mit Kerzen rechnet man besser.“, und Sofia nickt ernst. „Definitiv. Steht sogar in meinem Studienbuch, fast.“

Ich erzähle weiter, weil Mia wach bleibt und weil Sofia mich mit einem Blick dazu auffordert. Von der Nacht, in der Ben die Daten zurückholte und keiner fragte, was es ihn kostete, weil alle wussten, dass Fragen damals gedrückt hätten. Von dem Morgen, an dem Miriam ein neues Schild an die Bürotür hängte, obwohl niemand es bestellt hatte, und darauf stand, dass Weitergehen erlaubt ist. *Das sind keine Heldengeschichten, denke ich beim Erzählen, das sind Bleibegeschichten, und sie tragen besser.* Mia hört zu, die Augen halb geschlossen, und sagt dazwischen: „Weiter.“, wann immer ich pausiere, wie eine Gutachterin für Familienmärchen.

Sofia ergänzt eine Stelle, die ich vergessen habe, wie Amir damals Tee kochte, obwohl der Strom weg war, mit Gaskocher, in der Dunkelheit, und wie wir alle lachten, weil er trotzdem an die richtige Tassenordnung dachte. „Das habe ich von ihm gelernt“, sagt Sofia zu Mia, „dass man auch im Dunkeln ordentlich sein kann.“ Mia nickt schläfrig und flüstert: „Protokolliert.“, und wir lachen leise, weil Lachen in Fiebernächten die beste Medizin ist, gleich nach Tee und Decken.

Lea kommt mit Tee dazu, setzt sich auf die Sofalehne und hört zu, während ich weitererzähle. Dass ich gelernt habe, Fragen zu teilen, bevor sie fertig sind. Dass Vergewbung kein Ergebnis ist, sondern eine Methode, die man wiederholt, bis sie trägt. Dass Bleiben eine Entscheidung ist, die man jeden Tag neu trifft, morgens in der Küche, abends am Ponton, nachts am Krankenbett einer Tochter mit Fieber. Lea ergänzt leise, als wäre es ein Befund: „Und dass Angst kleiner wird, wenn man sie ausspricht, bevor sie groß wird.“ Mia murmelt im Halbschlaf: „Protokolliert.“, und wir lachen leise, damit sie nicht aufwacht. Ich lege die Decke über sie und denke daran, wie oft ich früher Nächte allein durchgerechnet habe, statt jemanden zu wecken, und wie viel wärmer diese Nacht hier ist, mit Fieberthermometer auf dem Tisch und zwei Frauen, die ich liebe, im Armabstand. „Die Hypothese von damals hat sich verändert.“, sage ich, „Heute heißt sie: Es gibt Dinge, die man nur gemeinsam versteht. Tagsüber. Im Vertrauen.“

Susi hätte zu dieser Szene einen Satz, und ich höre ihn fast, obwohl sie nicht da ist. Herz auf, würde sie sagen, auch nachts, erst recht nachts. Amir würde hinzufügen,

dass man seine Mutter anrufen darf, egal wie spät es ist. Ben würde die Decke geraderücken, ohne ein Wort. Miriam würde ein Schild an die Sofalehne kleben. Ich brauche nichts davon laut zu sagen, denn Lea, Sofia und Mia sind da, und das genügt. *Die Serienklammer schließt sich nicht durch eine Antwort, denke ich, sondern durch Anwesenheit.*

Mia schläft ein, das Notizbuch rutscht ihr vom Bauch, und ich hebe es auf. Auf der offenen Seite steht in wackeliger Schrift: *Papa bleibt da, wenn es schwierig wird. n gleich immer.* Ich zeige es Lea, und sie legt kurz die Hand auf meine Schulter, ohne etwas zu sagen. Das ist unsere neue Sprache. Weniger Sätze, mehr Handlungen. Weniger Angst, mehr Anwesenheit. Später, als Mia fest schläft und Lea neben ihr eingenickt ist, hole ich mein altes Notizbuch aus dem Regal, jenes aus dem ersten Jahr, und lese den Satz von damals im Original. Er steht da, ungelenkt und wahr, und ich schreibe mit dem Stift von heute an den Rand: *Gilt noch. Aber anders. Nicht allein, nicht nachts, nicht aus Angst, sondern gemeinsam, tagsüber, im Vertrauen.* Dann lege ich das Buch zurück, lösche das Licht und bleibe noch eine Weile in der Tür stehen, weil man manche Momente nicht verlassen darf, solange sie dauern.

Sofia deckt Mia noch einmal zu, bevor sie nach oben geht, und flüstert mir im Vorbeigehen zu: „Gute Geschichte, Papa.“ Lea schläft auf der Sofalehne, die Hand auf Mias Decke, und ich denke, dass dies das Bild ist, das ich behalten will, kein Whiteboard, keine Kurve, nur drei Menschen in einem warmen Zimmer, die einander halten, ohne es zu messen.

Am nächsten Morgen steht auf dem Küchen-Whiteboard ein neuer Satz in Sofias Schrift, den sie nachts hinzugefügt haben muss: *Nachts schlafen. Tagsüber fragen. Immer gemeinsam.* Darunter hat Mia, noch fiebrig, aber wach, einen Stern gemalt und ein Wort: *Protokolliert.* Lea liest es beim Kaffee, nickt und klebt einen gelben Post-it dazu: *Gilt für die ganze Familie.* Ich lasse alles stehen, weil manche Sätze erst über Nacht reifen und morgens besser schmecken als jede Statistik.

Mittags ist das Fieber gesunken, und Mia sitzt aufrecht am Tisch, mit Decke um die Schultern, und überträgt ihre Nacht-Notizen ins Reine. „Papa bleibt da.“, liest sie vor, „Das ist mein Befund.“ Ich nicke ernst, weil Befunde so gewürdigt werden müssen. Sofia bringt ihr Tee, Lea misst noch einmal die Temperatur, und Amir ruft an, um zu fragen, ob es Mia besser gehe, was Miriam ihm per Nachricht gemeldet hat, bevor wir es selbst wussten. „Das Netz ist schneller als das Fieber.“, sagt Mia zufrieden, und wir lachen, weil sie recht hat und weil das Lachen heißt, dass sie gesund wird. Abends klebt sie einen geheilten Stern ans Whiteboard, daneben das Wort: *Gesund.*, und Lea ergänzt: *Gemeinsam.*

Ergebnis: Die alte Hypothese ist aufgelöst, nicht verworfen, sondern eingelöst. Was man nicht allein herausfinden sollte, findet man gemeinsam heraus, indem man bleibt. Ich lösche den alten Satz nicht vom Whiteboard im Büro. Ich schreibe darunter, in roter Schrift: **AUFGEHOBEN IN VERTRAUEN.** Amir wird morgen fragen, was das heißen soll, und ich werde sagen: „Lies Kapitel zweiunddreißig. Dann weißt du es.“

Kapitel 33

Der Boston-Brief

Zwischenstand: Mia ist vierzehn, fast fünfzehn, und will nach Boston. Wir lassen sie.

Der Brief liegt an einem Samstag auf dem Küchentisch, ausgedruckt, geheftet, mit einem Anschreiben, das Mia dreimal umgeschrieben hat. Schüleraustausch, Sommerakademie Bioinformatik, Boston, drei Wochen, Stipendium möglich. Sie steht daneben, die Hände hinter dem Rücken verschränkt, und sagt: „Ich will mich bewerben.“, und sie sagt es so, dass klar ist, dass sie unsere Erlaubnis braucht und unsere Ehrlichkeit noch mehr.

Das Haus ist an diesem Samstag voller Nebengeräusche, die plötzlich leise wirken. Sofia telefoniert oben mit einer Kommilitonin, Lea sortiert Post-its am Kühlschrank, die dritte Stufe knarrt, als Mia nervös darauf wippt. Ich lese die erste Seite, dann die zweite, dann das Kleingedruckte, wie es sich für einen Vater gehört, der Bioinformatiker ist und alles prüft, auch wenn das Herz schon längst zugestimmt hat. *Drei Wochen sind kurz und lang zugleich, denke ich, kurz für eine Akademie, lang für ein Kinderzimmer, das leer bleibt.*

Lea liest zuerst, ich lese über ihre Schulter mit. For-

schungsprojekt, Mentorenprogramm, Wohnen im Wohnheim, Betreuung rund um die Uhr. Alles seriös, alles gut organisiert, alles weit weg. *Dreizehn Stunden Flug, sechs Stunden Zeitunterschied, ein Ozean*, denke ich, und gleichzeitig denke ich: *Genau das, was sie braucht*. Lea schaut mich an, und ich sehe in ihrem Blick die Oberärztin, die Risiken abwägt, und die Mutter, die loslassen muss, bevor sie festhalten kann.

Methode: Fragen, was sie will, prüfen, was sie kann, sagen, was wir fühlen.

Beim Abendessen besprechen wir es wie eine Studienfrage. Hypothese: Ein Auslandsaufenthalt fördert Selbstständigkeit und Fachwissen. Methode: Bewerbung, Vorbereitung, klare Absprachen. Risiken: Heimweh, Überforderung, zu wenig Schlaf. Nutzen: Alles andere. Mia hört zu, macht sich Notizen, ergänzt die Risiken um einen Punkt, den wir vergessen haben: „Ihr macht euch Sorgen und sagt es nicht.“ Sofia lacht laut auf und sagt: „Willkommen in der Familie. Hier sorgt man sich leise und liebt laut.“ Dann wird Sofia ernst und erzählt, wie sie ihre Bewerbung für das Studium geschrieben hat, drei Entwürfe, zwei Verwürfe, ein Anruf bei Miriam, die sagte, sie solle schreiben, wie sie spricht. „Schreib, was du wirklich wissen willst, nicht, was gut klingt.“, rät sie Mia, „Die merken den Unterschied.“ Mia notiert den Satz auf Rosa, als Idee höchster Priorität, und ich denke, dass Geschwister manchmal die besseren Mentoren sind, weil sie näher an der Angst sind und weiter vom Lehrplan.

Sofia, inzwischen zwanzig und im Studium, erzählt

von ihrem eigenen Auszug, wie schwer er war und wie richtig. „Man geht nicht weg, um weg zu sein.“, sagt sie zu Mia, „Man geht weg, um zurückkommen zu können und etwas mitzubringen.“ Mia nickt ernst und fragt: „Und wenn ich Heimweh habe?“ Lea antwortet, ohne zu zögern: „Dann rufst du an. Tag und Nacht. Das ist kein Zeichen von Schwäche, das ist das Protokoll.“ Ich ergänze: „Und du schreibst auf, was du lernst. Nicht nur die Kurven. Auch das andere.“

Ich sehe den beiden zu und denke daran, wie Sofia vor zwei Jahren am Ponton stand, mit Kartons im Flur und Tränen in den Augen, die sie nicht zeigen wollte. Damals sagte Lea denselben Satz zu ihr, Wort für Wort, und Sofia rief in der ersten Nacht wirklich an, kurz nach Mitternacht, nur um zu sagen, dass die neue Wohnung knarrt und dass Knarren gut ist. *So vererbt sich Mut in unserer Familie, denke ich, nicht durch Reden, sondern durch Nachmachen, wenn es dunkel wird.* Mia merkt meinen Blick und fragt: „Hattet ihr auch Angst, als Sofia ging?“ Ich nicke ehrlich und sage: „Ja. Und Stolz. Beides passt in ein Herz, auch wenn man es vorher nicht glaubt.“

Sofia legt den Arm um Mia und erzählt, wie sie in der ersten Woche jeden Abend die blaue Schale angerufen hat, im Kopf, weil ihre eigene noch leer war. „Jetzt ist sie voll“, sagt sie, „mit eigenem Schlüssel, eigenem Stern, eigener Ordnung.“ Mia lächelt und sagt: „Dann nehme ich mir auch eine mit, nach Boston, eine kleine, fürs Regal.“ Lea nickt sofort und verspricht, eine zu besorgen, blau, versteht sich, und ich denke, dass manche Rituale reisen können, wenn man sie lässt, über einen Ozean, in ein Wohnheim,

auf einen fremden Schreibtisch.

Nach dem Essen ruft Amir an und will wissen, was der Familienrat beschlossen habe. „Noch nichts.“, sage ich, „Aber die Tendenz ist Boston.“ Er lacht und sagt, seine Mutter habe bereits zugestimmt, ohne gefragt worden zu sein. „Sie sagt, kluge Mädchen müssen fliegen, sonst verkümmern die Flügel.“ Mia nimmt den Hörer, bedankt sich auf Arabisch, mit den zwei Sätzen, die Amir ihr beigebracht hat, und strahlt, als Amirs Mutter am anderen Ende laut loslacht. Ben schickt eine Nachricht, kurz wie immer: „Stipendium beantragen. Frist beachten. Rest egal.“ Miriam schickt ein Foto vom Anker-Tisch, auf dem ein Post-it klebt: Boston? *Wir stimmen zu.*

Am Abend sitzen Lea und ich allein in der Küche. Der Brief liegt noch auf dem Tisch, daneben Mias Notizbuch mit einer Pro-und-Kontra-Liste, die erstaunlich ausgewogen ist. „Sie ist bereit.“, sagt Lea leise. Ich nicke. „Wir auch. Fast.“ Wir schweigen eine Weile, und dann sage ich, was ich wirklich denke: „Ich habe Angst, und ich freue mich. Beides gleichzeitig. Das ist vermutlich die Definition von Elternsein.“ Lea nimmt meine Hand und sagt: „Gute Definition. Nehmen wir.“ Dann erzählt sie, wie sie selbst mit zwanzig nach Lissabon ging, mit einem Stipendium, dessen Herkunft sie nicht kannte, und wie diese Reise ihr Leben prägte, im Guten wie im Schweren. „Mia fährt mit unserem Segen und mit offenen Akten.“, sagt Lea, „Das ist der Unterschied. Und auf den bin ich stolz.“ Ich nicke und denke an Mutter, an Lehmann, an alle Türen, die damals aufgehalten wurden, und daran, dass wir heute selbst die sind, die Türen aufhalten, ehrlich und ohne Schatten.

Später geht Mia noch einmal durchs Haus, als würde sie es vermessen, Zimmer für Zimmer, Stufe für Stufe. Sie bleibt vor der Fotowand stehen, vor dem Whiteboard, vor der blauen Schale, und ich weiß, dass sie sich einprägt, was sie verlassen wird, um es mitnehmen zu können. *Loslassen beginnt mit Festhalten, denke ich, und Festhalten gelingt am besten, wenn man weiß, dass man zurückdarf.*

Am Sonntag bringt Mia ihren Bewerbungsentwurf mit zum Anker-Tisch, wo Amir die Sprache prüft und Miriam die Übersicht. „Klarer schreiben.“, sagt Amir, „Kürzer. Die in Boston lesen schnell.“ Ben prüft die Dateinamen und nickt zufrieden, als alles sauber benannt ist. „Gute Ordnung.“, sagt er, „Das zählt.“ Susi schickt über Miriam eine Nachricht mit: „Sag der Kleinen, sie soll ordentlich essen, auch in Boston.“ Mia lacht und verspricht es schriftlich, auf einem Post-it, das Miriam an die Bürowand klebt. Auf der Rückfahrt sagt Mia leise: „Jetzt fühlt es sich echt an.“ Ich nehme ihre Hand und antworte: „Weil es viele Hände angefasst haben. So wird aus einem Brief eine Reise.“

Zu Hause feilen wir noch am Anschreiben, Satz für Satz, wie an einem Protokoll. Mia liest vor, Sofia streicht, Lea fragt nach der Betreuung, ich prüfe die Fristen. „Ich will schreiben, dass ich fragen will, nicht dass ich schon alles weiß.“, sagt Mia, und Sofia nickt sofort. „Genau das. Die wollen Neugier, keine Fertigkeit.“ Als der Umschlag endlich zuklebt ist, legt Mia beide Hände darauf und sagt: „Der wiegt fast nichts und alles.“ Lea fotografiert den Moment für das Familienarchiv, und auf dem Whiteboard ergänzt Mia unter Boston möglich einen neuen Stand: *Bewerbung raus. Warten läuft.* Darunter malt sie einen

Stern, halb aus Hoffnung, halb aus Trotz.

Am Abend vor dem Postgang sitzt Mia noch lange am Küchentisch und geht ihre Unterlagen ein letztes Mal durch, mit Textmarker und Lineal, wie Sofia es ihr gezeigt hat. „Alles drin?“, fragt Lea, und Mia nickt, nach dreimaligem Prüfen. „Alles drin. Und doppelt gesichert.“, sagt sie, ganz die Tochter ihres Vaters. Draußen wird es dunkel, drinnen brennt noch das Licht über dem Tisch, und ich denke, dass Warten auch eine Methode ist, wenn man es gemeinsam tut, mit Tee, mit Sternen, mit Geduld. Mia gähnt, Sofia deckt sie zu, Lea löscht das Licht, und ich bleibe noch einen Moment in der Tür stehen, wie schon so oft in diesem Haus, und denke, dass Loslassen schon begonnen hat, leise, liebevoll, lange vor dem Abflug.

Ergebnis: Wir unterschreiben beide, Lea zuerst, ich danach, und Mia klebt einen Stern auf den Umschlag, bevor sie ihn zur Post bringt. Auf dem Whiteboard steht abends: *Boston möglich. Familie sicher.* Ich lasse den Satz stehen, weil er alles enthält, was zählt. Loslassen ist kein Loswerden. Es ist ein Bleiben auf größere Entfernung.

Kapitel 34

Abschied am Ponton

Ort: Der Ponton vor der Hafenwirtschaft, abends, Familie komplett, alle Bögen geschlossen bis auf einen.

Sofia zieht aus. Richtig diesmal, nicht nur ins obere Stockwerk der Gedanken, sondern in eine eigene Wohnung, klein, hell, in der Nähe der Uni. Die Kartons stehen schon im Flur, beschriftet in ihrer Handschrift, und Mia hat jeden Karton mit einem Stern beklebt, zur Sicherheit, wie sie sagt. Wir haben den ganzen Tag getragen, sortiert, geschraubt, und am Abend gehen wir alle zum Ponton, weil Abschiede bei uns dort stattfinden, wo auch Anfänge stattgefunden haben.

Der Tag beginnt mit Kaffee und Zollstock. Lea misst die Türrahmen in Sofias neuer Wohnung, ich trage Kartons, Mia trägt die Verantwortung für die Sterne und die Musik. Im Auto läuft eine Playlist, die Sofia vor Jahren für Umzüge angelegt hat, und wir singen alle mit, falsch, aber laut. Die neue Wohnung riecht nach frischer Farbe und Möglichkeiten. „Hier passt das Bett hin.“, sagt Lea, „Und hier das Whiteboard, falls du eines willst.“ Sofia nickt und sagt: „Eins will ich. Klein, für die Küche.“ Ich verspreche, eines zu besorgen, und Mia verspricht, es einzuweihen, mit einem Satz, der sich gewaschen hat.

Lea steht neben mir, die Hand in meiner, und schaut aufs Wasser. Sofia steht zwischen uns, groß, ruhig, bereit. Mia sitzt auf dem Geländer, die Beine baumelnd, und tut so, als wäre alles normal, was bei ihr bedeutet, dass sie alle fünf Minuten fragt, ob Sofia auch wirklich genug Socken eingepackt hat. Amir, Ben und Miriam sind dabei, Susi winkt aus der Tür der Wirtschaft, und für einen Moment sind wir wieder die alte Runde, nur älter und vollständiger.

Zwischenstand: Alle Geschichten sind erzählt, alle Akten sind geschlossen. Die Stiftung ist belegt, der Ordner steht im Regal, die Daten sind zurückgekauft, die Hochzeit hängt als Foto im Flur, Vater ist friedlich gegangen, das Haus ist bewohnt, die Studie läuft.

Sofia hält eine kleine Rede, weil sie das so will, nicht weil wir es verlangen. „Ihr habt mir beigebracht, dass man Fragen stellen darf, auch wenn sie wehtun.“, sagt sie, „Und dass man Antworten aushält, auch wenn sie dauern. Ich nehme das mit. Und meine Socken habe ich selbst eingepackt, Mia.“ Wir lachen, und Mia ruft: „Protokolliert.“, und hält ihr Notizbuch hoch, in dem sie den Abend minutiös festhält. Ben sagt zu Sofia: „Wenn du je Daten brauchst, ruf an. Ich schulde deiner Familie noch was.“, und Sofia antwortet: „Steht auf dem Bierdeckel. Ist beglichen.“, und alle nicken, weil das stimmt.

Miriam überreicht Sofia ein kleines Schild, handbemalt, wie sie es immer tut, wenn etwas Wichtiges geschieht. Darauf steht: *Eigene Wohnung. Eigene Fragen. Gleiche Familie.* Sofia nimmt es mit beiden Händen und drückt es an sich. „Das kommt an die Tür.“, sagt sie, „Innen, damit

ich es jeden Morgen sehe.“ Amir umarmt sie und sagt etwas auf Arabisch, das er sofort übersetzt: „Meine Mutter sagt, du sollst essen und anrufen, in der Reihenfolge.“ Sofia lacht und verspricht beides. Lea hält sich an mir fest, als Sofia spricht, und ich spüre, wie ihre Hand ein wenig zittert, vor Stolz und vor Loslassen zugleich.

Ich trete einen Schritt näher an Lea heran und lege meinen Arm um ihre Hüfte, damit sie spürt, dass Zittern erlaubt ist. Miriam sieht es und lächelt mir zu, auf ihre stille Art, die mehr sagt als jedes Protokoll. Ben reicht Sofia derweil einen kleinen Umschlag, ohne Worte, und Sofia öffnet ihn vorsichtig. Darin liegt ein Ersatzschlüssel fürs Büro, mit Anhänger, beschriftet in Bens gerader Schrift. „Falls du je einen Tisch brauchst, der nicht wackelt“, sagt er, und Sofia versteht sofort, weil sie weiß, was der Anker-Tisch bedeutet. *Schlüssel sind in unserer Familie keine Dinge, denke ich, sondern Sätze aus Metall, die sagen, dass man zurückdarf.*

Mia beobachtet alles und trägt es in ihr Notizbuch ein, mit Uhrzeit, mit Kürzeln, als wäre der Ponton ein Labor für Abschiede. „Achtzehn Uhr zwölf, Schild überreicht. Achtzehn Uhr vierzehn, Schlüssel überreicht.“, liest sie halblaut vor, und Sofia sagt: „Protokollantin, bleib dabei, das brauchen wir.“ Lea wischt sich unauffällig über die Augen und sagt dann, fest, klar: „Gut, dass wir alles aufschreiben. Sonst glaubt uns später keiner, wie schön es war.“ Ich nicke und halte ihre Hand noch fester, weil Halten jetzt unsere wichtigste Aufgabe ist.

Dann wird es still, und wir schauen aufs Wasser. Ein

Schiff fährt vorbei, langsam, mit Lichtern, die sich im Hafenbecken verdoppeln. Lea lehnt den Kopf an meine Schulter und sagt leise: „Wir haben sie großgekiegt.“ Ich nicke und sage: „Sie hat sich großgekiegt. Wir durften zusehen.“ Sofia hört es und nimmt uns beide in den Arm, fest, lange, ohne Worte. Mia kommt dazu und umarmt uns von außen, sodass wir ein unförmiges, warmes Paket auf dem Ponton sind, und irgendjemand hinter uns klatscht, vermutlich Amir, vermutlich zu Recht. Miriam macht ein Foto, das später im Flur hängen wird, leicht verwackelt, genau richtig, und Ben hält derweil Mias Notizbuch fest, damit es nicht ins Wasser fällt, was Mia mit einem strengen „Danke, Onkel Ben.“ quittiert, das uns alle zum Lachen bringt.

Nur ein Bogen bleibt offen, und wir sprechen ihn nicht aus, weil wir es versprochen haben. Lissabon, Rafael, ein Name ohne Adresse. Er liegt hinter uns wie eine Insel im Nebel, sichtbar nur, wenn man genau hinsieht. *Das ist in Ordnung so, denke ich, nicht jede Geschichte endet, manche warten.* Ich drücke Leas Hand, und sie drückt zurück, weil sie weiß, was ich denke, ohne dass ich es sage. Susi kommt aus der Tür, legt Sofia kurz die Hand auf die Wange und sagt: „Studieren, anrufen, essen. In der Reihenfolge.“ Sofia lacht und verspricht es, und Amir übersetzt den Satz sicherheitshalber ins Arabische, für seine Mutter, die am Telefon mithört und alles absegnet, was wir hier tun, seit zwölf Jahren, ohne je dabei gewesen zu sein.

Als die Dämmerung tiefer wird, holt Susi aus der Wirt-schaft eine Laterne und stellt sie auf den Ponton, damit wir im Hellen stehen. „Damit ihr euch seht, wenn ihr euch

verspricht, euch zu sehen.“, sagt sie. Sofia verspricht, sonntags zum Essen zu kommen, Mia verspricht, die Socken zu zählen, Lea verspricht, anzurufen, bevor sie sich sorgt, und ich verspreche, das Whiteboard in der alten Wohnung freizuhalten für Botschaften. „Abgemacht.“, sagt Sofia, und wir schlagen ein, einer nach dem anderen, wie eine Kette aus Händen.

Auf dem Heimweg ist Mia müde und redselig zugleich, wie immer nach großen Abenden. „Sofia hat jetzt eine eigene blaue Schale.“, berichtet sie, „Habe ich gesehen. Kleiner als unsere, aber auch blau.“ Lea nickt und sagt: „Dann weiß sie immer, wo der Schlüssel liegt.“ Zu Hause gehen wir noch einmal in Sofias altes Zimmer, das jetzt leer ist, bis auf das Bett, das wir behalten haben. Auf dem Boden liegt ein einzelner Stern, den Mia beim Aufräumen verloren hat. Ich hebe ihn auf, klebe ihn an den Türrahmen und sage: „Für die Rückkehr.“ Draußen rauscht die Stadt, drinnen bleibt das Licht noch lange an.

Am nächsten Morgen kocht Sofia in ihrer neuen Wohnung zum ersten Mal Kaffee, und wir sind alle dabei, zwischen Kartons, auf Klappstühlen, mit Bechern aus der Hafenwirtschaft, die Susi ihr geschenkt hat. „Erste Tasse in den eigenen vier Wänden.“, verkündet Sofia feierlich, „Schmeckt nach Zukunft.“ Mia prüft die Schrankordnung, Lea prüft das Licht, ich prüfe, ob das Whiteboard hängt, klein, in der Küche, genau wie versprochen. Als wir gehen, steht Sofia in der Tür, mit Miriams Schild in der Hand, und winkt, bis wir um die Ecke sind. Im Auto sagt Mia: „Sie bleibt trotzdem da.“ Und Lea antwortet: „Ja. Das ist der Trick beim Ausziehen.“ Zu Hause hängt Mia ein neues

Schild an Sofias alte Tür, handgemalt, wie Miriam es ihr beigebracht hat: *Gästezimmer. Bewohnt von Erinnerungen.* Darunter klebt sie einen Stern, und wir lassen es hängen, weil es stimmt und weil es tröstet, wenn das Haus abends stiller ist als früher. Lea stellt eine kleine Lampe in den Flur, damit es heller wirkt, und ich lege einen Zettel in die blaue Schale: *Sofia fehlt. Kommt sonntags.* Am Sonntag kommt sie wirklich, mit Wäsche und Hunger, und das Haus atmet auf, als wäre es nie leer gewesen.

Ergebnis: Als wir nach Hause gehen, ist Sofias Zimmer leer, aber nicht verlassen. Auf dem Whiteboard steht in ihrer Schrift: *Bin ausgezogen. Bin da. Ruf an.* Darunter hat Mia geschrieben: BESTÄTIGT. Ich lasse beide Sätze stehen. Ein Abschied, der ein Bleiben enthält, ist der beste, den ich kenne.

Kapitel 35

Alltag 2032

Ergebnis: Es ist 2032, Mia ist vierzehn, und das Glück sieht aus wie ein ganz normaler Dienstag.

Mia steht am Whiteboard in der Küche, den Stift zwischen den Zähnen, und zeichnet eine Herzfrequenzkurve, die sie gestern in der Schule aufgezeichnet hat. Daneben klebt ein gelber Post-it: *Hypothese: Liebe ist messbar. Widerlegt.* Lea huscht an ihr vorbei, küsst sie flüchtig auf den Scheitel, ohne stehenzubleiben, und Mia lächelt, ohne den Blick von der Kurve zu heben. So sieht Glück aus, denke ich, wenn man nicht hinschaut, sondern fühlt.

Morgens um halb sieben steht Mia in der Küche und sortiert Post-its nach Farben. Gelb für Fragen, rosa für Ideen, blau für Dinge, die sie nicht vergessen will. Das hat sie von Lea übernommen, nur dass Leas Post-its an Patienten erinnern und Mias an Datensätze. Auf dem Kühlschrank klebt eine Reihe davon, und ich lese sie beim Kaffee: *Normalisierung prüfen, Sofia anrufen, Sterne zählen, wörtlich.* Ich lache und klebe einen eigenen dazu: *Papa ist stolz. Kein To-do. Nur Info.*

Der Dienstag hat seinen festen Ablauf, und wir lieben ihn gerade deshalb. Um sieben geht Lea, um halb acht

gehen Mia und ich, sie zur Schule, ich ins Büro. Die blaue Schale klappert dreimal, die Tür fällt dreimal ins Schloss, das Haus bleibt zurück und wartet. Mittags schickt Mia ein Foto aus der Schule, einen Plot mit der Unterschrift: „Keine schnellen Schlüsse, versprochen.“ Nachmittags schickt Sofia ein Foto aus der Uni-Bibliothek, einen Stapel Bücher mit der Unterschrift: „Läuft.“ Abends liegen beide Fotos ausgedruckt auf dem Küchentisch, weil Lea sie ausgedruckt und an das Whiteboard gehängt hat. *Ein Haus mit zwei Außenstellen und einer Zentrale, denke ich, und alle melden sich freiwillig.*

Sofia studiert inzwischen, wohnt in ihrer kleinen Wohnung, kommt aber jeden Sonntag zum Essen. Sie bringt Wäsche mit und nimmt Essen mit, wie es sich für Studierende gehört, und sie bringt Geschichten mit, die Mia aufsaugt wie ein Schwamm. Heute erzählt sie von einem Seminar über Familienerzählungen, in dem sie eine Eins bekommen hat, ohne den Namen Inês zu nennen und ohne ihn zu verschweigen. „Man kann ehrlich sein, ohne alles auszubreiten.“, sagt sie, und Lea nickt, weil das der Satz ist, den sie selbst erst spät gelernt hat. Nach dem Essen sitzen die beiden Schwestern auf Sofias altem Bett, das wir behalten haben, und gehen Mias Boston-Unterlagen durch, Zeile für Zeile, mit Textmarker und Sternchen. Ich höre von unten ihr Lachen, zweimal, dreimal, und denke, dass Ausziehen funktioniert hat, wenn Zurückkommen so klingt.

Hypothese: Alltag ist keine Pause von der Geschichte. Alltag ist die Geschichte, wenn sie gelingt.

Am Nachmittag sitze ich mit Mia am Schreibtisch und schaue mir ihre neueste Auswertung an. Sie hat die Herzfrequenzdaten aus der AG sauber aufbereitet, mit Einschränkungen, mit Quellen, mit einer Diskussion, die besser ist als manche Masterarbeit. Ich vergebe Sterne, wie wir es in der Familie tun, nicht als Bewertung, sondern als Ermutigung. Fünf Sterne für Sorgfalt, vier für Klarheit, fünf für Ehrlichkeit. Mia grinst und sagt: „Vier für Klarheit ist fair. Ich arbeite dran.“ Dann klebt sie mir einen Stern auf die Stirn und sagt: „Fünf für Mentoring ohne Kontrolle.“ Der Stern bleibt den ganzen Abend dort, auch beim Essen, auch als Amir anruft und fragt, ob wir am Sonntag zum Anker-Tisch kommen, und ich sage: „Mit Stern. Selbstverständlich.“

Wir gehen danach gemeinsam die Achsenbeschriftung durch, weil Amir das beim letzten Mal angemahnt hat und weil Mia seinen Rat ernst nimmt. Sie zeigt mir, wie sie die fehlenden Werte markiert hat, offen, ohne zu schönen, und ich nicke anerkennend. „Das hast du sauber gelöst“, sage ich, „besser als manche Doktorarbeit, die ich geprüft habe.“ Sie freut sich, versucht es zu verbergen, scheitert ehrwürdig, und klebt einen weiteren Stern an den Bildschirmrand. *Stolz muss man aushalten können, denke ich, als Vater und als Tochter, und wir üben beide noch.* Lea kommt dazu, liest die Diskussion und sagt nur: „Der Mensch kommt vor. Gut.“, was bei ihr das höchste Lob ist.

Später druckt Mia den Plot aus, für Susi, für die Galerie neben dem Herz mit Kurve, und schreibt darunter ihren Namen, das Datum, die Version. „Für die Wirtschaft“, sagt sie feierlich, „damit auch Boston weiß, wo ich herkom-

me.“ Ich bringe sie hin, wir hängen das Blatt gemeinsam auf, und Susi prüft es gegen das Licht, nickt streng und sagt: „Hängt. Und bleibt.“ Auf dem Rückweg hält Mia meine Hand, vierzehnjährig gnädig, und sagt: „Danke fürs Nichtreinreden.“, und ich antworte: „Danke fürs Reinlassen.“, und beide Sätze stimmen, genau so.

Am Anker-Tisch am Sonntag sind wir fast vollzählig. Amir berichtet von der Herz-Studie, Ben von den Servern, Miriam von einem neuen Schild für das Büro, auf dem steht: *Weiter auf neuem Deckel*. Lea erzählt von einer Patientin, die wieder lachen kann, und alle nicken, weil das die beste Statistik ist. Sofia erzählt von der Uni, Mia von Boston, das immer näher rückt, und ich erzähle fast nichts, weil Zuhören an diesem Tisch die höhere Kunst ist. Auf dem Rückweg im Auto sagt Mia: „Der Anker-Tisch ist wie unser Whiteboard, nur aus Holz.“ Ich nicke und denke, dass sie recht hat und dass Holz geduldiger ist als Papier.

Abends kommt die letzte Kramer-Regel des Bandes, und sie kommt, wie alle guten Regeln, beiläufig. Wir sitzen auf dem Sofa, Lea liest, Mia malt Sternkarten, ich notiere etwas für die Herz-Studie, und im Fernsehen läuft etwas, das niemand anschaut. Mia sagt plötzlich: „Kramer-Regel, neue Version: Wer bleibt, muss nicht alles wissen. Aber alles achten.“ Wir schauen sie an, und sie zuckt mit den Schultern. „Hat Susi so ähnlich gesagt. Ich habe es nur aufgeschrieben.“ Lea klebt den Satz aufs Whiteboard, und ich denke: *Bessere Regeln habe ich in keinem Lehrbuch gefunden*.

Sofia ruft noch an, spät, wie Studierende das tun, und

erzählt, dass sie ihr kleines Whiteboard in der Küche eingeweiht habe. „Erster Satz: Bin da.“, sagt sie, „Zweiter Satz: Ruf an.“ Wir lachen alle, und Mia ruft in den Hörer: „Protokolliert und bestätigt.“ Dann ist es still im Haus, bis auf das Brummen des Kühlschranks und das Knarren der dritten Stufe, als Mia nach oben geht, um ihre Sternkarte zu ergänzen.

Am Mittwoch kommt ein Brief aus Boston, dünn, offiziell, mit Mias Namen darauf, und wir öffnen ihn gemeinsam am Küchentisch, wie alles Wichtige in diesem Haus. Zusage für die Akademie, mit Stipendium, mit Mentorin, mit allem, worum wir gebangt haben. Mia liest den Brief dreimal, dann klebt sie ihn an das Whiteboard, neben die Sternkarte, und schreibt darunter: *Flug gebucht im Herzen. Rest folgt.* Lea umarmt sie, Sofia ruft sofort an und schreit so laut, dass wir das Telefon weghalten müssen, und ich denke, dass ein Dienstag im Jahr 2032 genau so aussehen muss, normal, hell, vollständig.

Am Abend sitzen wir auf der Treppe, wie immer, wenn etwas Großes geschehen ist, und gehen die Liste durch, was Boston bedeutet. Versicherung, Flug, Packen, Abschied auf Zeit. Mia notiert alles in ihr Notizbuch, mit Sternen für das Wichtige und Ausrufezeichen für das Dringende. „Ich nehme die Sternkarte mit.“, sagt sie, „Und das dritte Notizbuch. Und Susis Zettel.“ Sofia verspricht, sie zum Flughafen zu bringen, Lea verspricht, die Zeitverschiebung auswendig zu lernen, und ich verspreche, Tag und Nacht erreichbar zu sein, was ich ohnehin bin. Über uns gehen die Sterne an, einer nach dem anderen, und Mia zählt sie leise, wie zur Übung, wie zum Trost. Lea

lehnt sich an mich, Sofia schreibt eine Nachricht aus ihrer Wohnung: „Bin stolz auf die Kleine. Sagt es ihr.“, und ich lese sie laut vor, damit sie im Protokoll steht. Mia lächelt, klebt einen Stern auf den Boston-Brief und sagt: „Für Sofia. Weil sie zuerst ausgezogen ist und gezeigt hat, wie es geht.“ Dann holt sie ihr Notizbuch und trägt den Tag ein, mit Datum, mit Uhrzeit, mit dem Vermerk: *Bestätigung erhalten. Freude groß. n gleich Familie.* Lea liest es über ihre Schulter und nickt, weil manche Befunde keiner Statistik bedürfen, sondern nur eines Stifts und eines Herzens.

Vor dem Schlafengehen geht Mia noch einmal ans Whiteboard und ergänzt die Sternkarte für den Monat. Vierzehn Sterne für vierzehn Jahre, sagt sie, und einen extra für Sofia, weil die ausgezogen ist und trotzdem da. Dann löscht sie das Licht und sagt von der Tür aus: „Gute Nacht, Haus.“ Wir antworten, wie immer: „Gute Nacht, Mia.“ Und das Haus knarrt an der dritten Stufe, als würde es zurückgrüßen. Später kontrolliere ich, wie Väter das tun, ob das Licht wirklich aus ist, und sehe durch den Türspalt, dass Mia noch wach liegt und in ihrem Notizbuch blättert, mit der Stirnlampe, die sie zu Weihnachten bekommen hat. Ich sage nichts, weil manche Rituale nur funktionieren, wenn niemand sie beobachtet. Auf dem Flur flüstert Lea: „Sie liest ihre alten Hypothesen.“, und ich flüstere zurück: „Die besten Gute-Nacht-Geschichten. Selbst geschrieben.“

Methode: Weiter so. Morgens Schlüssel in die Schale, abends Satz des Tages, dazwischen Arbeit, Liebe, Post-its. Kein großes Finale nötig, weil das Kleine trägt.

Kapitel 36

Unendlichkeit

These: Liebe endet nicht, sie wechselt den Erzähler.

Ich stehe morgens vor der Wand im Flur und hänge das letzte Foto auf. Es zeigt uns alle am Ponton, nach Sofias Auszug, vor Susis Wirtschaft, im Hintergrund das Wasser und die Lichter. Lea in der Mitte, Sofia und Mia an ihren Seiten, ich dahinter, Amir, Ben und Miriam am Rand, Susi in der Tür, die Hand zum Gruß erhoben. Ein Familienfoto, das keine Blutlinie abbildet, sondern eine Entscheidung. Ich rücke den Rahmen gerade, trete zurück und denke: *Fertig.*

Der Morgen ist still, das Haus schläft noch. Ich nutze die Ruhe, um die Rahmen zu prüfen, einen nach dem anderen, wie eine kleine Revision der letzten zwölf Jahre. Hochzeit am Ponton, Mia mit Sternkarte, Sofia mit Zeugnis, Boston-Brief als Kopie, weil das Original bei Mia liegt. Jeder Rahmen hängt gerade, jeder Zettel darunter ist datiert. „Du archivierst schon wieder“, sagt Lea hinter mir, barfuß, mit einer Tasse in der Hand. „Ich vergewissere mich“, sage ich, „Das ist ein Unterschied.“ Sie nickt und lehnt sich an meine Schulter. „Gute Vergewisserung“, sagt sie.

Der Ordner LISSABON steht geschlossen im Regal,

beschriftet, vollständig. Daneben die Stiftungsbelege, die Überweisungen, der Mutter-Brief, die Gegenliste mit siebzehn Punkten als Faksimile, alles geordnet, alles vergeben. Ich öffne ihn nicht mehr, ich muss es nicht. Die Ethik-Akte ist geschlossen, die Daten sind zurück, die Hochzeit ist erinnert, nicht nur auf dem Foto im Flur, sondern in jedem Satz, den Lea und ich seither zueinander sagen. „Erinnerst du dich?“, fragt Lea manchmal, und ich antworte: „Jeden Tag. Anders.“

Zwischenstand: Das Haus ist ruhig, die Herz-Studie läuft stabil, Sofia studiert, Mia forscht, Lea heilt, ich rechne. Niemand wartet mehr auf eine Auflösung, weil alles aufgelöst ist, was zu uns gehört.

Mittags kommt Mia mit einer Frage, die keine ist. „Papa, glaubst du an Unendlichkeit?“, fragt sie, während sie ihre Sternkarte aufhängt. Ich überlege, wie ein Bioinformatiker überlegt, mit Modellen und Grenzen, und antworte dann wie ein Vater: „Nicht an die ohne Ende. Aber an die mit Übergang. Geschichten enden nicht, sie wechseln den, der sie erzählt.“ Mia nickt, als hätte sie genau das erwartet. „Also erst du, dann ich?“, fragt sie. Ich nicke zurück. „Erst wir, dann ihr. Und ihr erzählt sie anders und trotzdem wahr.“ Sie klebt einen Stern neben die These, als wäre sie ein Befund, und schreibt darunter: *n gleich alle, die bleiben*. Ich lasse den Zusatz stehen, weil er die sauberste Definition von Unendlichkeit ist, die ich je gelesen habe, präziser als jede Formel, wärmer als jedes Modell.

Am Nachmittag sitzen wir alle in der Küche, weil Sofia überraschend vorbeikommt, mit Wäsche und Hunger,

wie es sich gehört. Sie liest die These am Whiteboard, nickt und schreibt darunter: *Bestätigt. Zweite Erzählerin meldet sich bereit.* Mia klatscht, Lea lacht, ich muss mir die Augen reiben, weil mich der Satz mehr rührt, als ich zugeben will. „Ihr seid kitschig“, sagt Sofia, „Aber im guten Sinn.“ Amir ruft an, hört die Geschichte und sagt: „Sag den Mädchen, der Anker-Tisch bestätigt auch.“ Ben schreibt nur: „Protokolliert.“, und Miriam schickt ein Herz aus Post-its, fotografiert auf dem Bürotisch.

Sofia stellt ihre Tasche ab und setzt sich zu Mia an den Tisch, als wäre sie nie ausgezogen. Sie liest Mias Sternkarte Korrektur, streicht ein Komma, lobt eine Formulierung, und Mia lässt es geschehen, was bei ihr ein Liebesbeweis ist. „Der Satz mit dem Übergang ist gut“, sagt Sofia ernst, „der bleibt, der wird dein erster Satz, wenn du mal anfängst.“ Mia nickt und schreibt darunter, klein, aber lesbar, dass Sofia die Erste war, die ihn bestätigt hat. *So geben Schwestern einander Anfangssätze, denke ich, ohne Vertrag, ohne Datum, aber mit Wirkung für Jahre.* Lea stellt Tee in die Mitte und sagt: „Ihr zwei seid mein Lieblingskapitel.“, und beide rufen gleichzeitig: „Protokolliert.“

Später zeigt Sofia uns Fotos aus ihrer Beratungspraxis, ohne Namen, ohne Gesichter, nur Hände, die Tee halten, und ein Whiteboard, kleiner als unseres, aber mit derselben Handschrift für dieselben Wörter. „Ich habe euer Bleiben mitgenommen“, sagt sie leise, „und es passt auch in fremde Küchen.“ Ich lege meine Hand auf ihre und sage: „Dann war alles richtig“, und Lea nickt, weil sie weiß, dass Richtigsein in unserer Familie kein Zustand ist, sondern eine Weitergabe, Tasse für Tasse, Satz für Satz.

Am Abend sitzen Lea und ich auf der Treppe vor dem Haus, wie damals mit Sofia nach dem Abitur, nur dass es jetzt kühler ist und später. Die Straße ist leer, das Licht im Flur fällt durch die Tür auf die Stufen, drinnen hört man Mia telefonieren, vermutlich mit Sofia, vermutlich über Boston, über Sterne, über Socken. Lea lehnt sich an mich und sagt: „Zwölf Bände im Kopf, und jetzt ist es ein Haus.“ Ich lache leise und sage: „Zwölf Bände, ein Haus, zwei Töchter, ein Ponton. Gute Bilanz.“

Ich denke an Vater, der friedlich gegangen ist, an Mutter, deren Vermächtnis uns trägt, an Lehmann, dessen Türen ich heute selbst aufhalte, an Inês, die wir würdigen, indem wir schweigen, wo Schweigen Anstand ist. Ich denke an Susi und ihren Satz über Küche und Herz, an Amirs Wärme, an Bens Sühne, an Miriams Schilder. Alles ist da, nichts fehlt, außer dem einen Namen, der bewusst offenbleibt. Und das ist richtig so. Am Nachmittag ruft Sofia an und fragt, ob das Foto schon hängt, und ich halte den Hörer hoch, damit sie das Schweigen des Flurs hören kann, das ein Ja bedeutet. Mia klebt einen letzten Stern an den Rahmen, unten rechts, und sagt: „Für die, die noch kommen.“ Ich frage nicht, wen sie meint. Manche Sätze muss man nicht auswerten, um sie zu verstehen.

Später lösche ich das Licht im Flur, aber das Foto leuchtet noch nach, oder ich bilde es mir ein. Lea wartet an der Treppe, mit zwei Tassen Tee, wie immer, wenn etwas endet und etwas beginnt. Draußen knarrt nichts, drinnen knarrt die dritte Stufe, als Mia nach oben geht. Ich nehme meine Tasse, setze mich und denke, dass Unendlichkeit kein fernes Wort ist, sondern ein warmes Haus

mit offenen Türen und einer These an der Wand.

Am nächsten Morgen steht Mia früh auf und hängt neben das Foto eine kleine Sternkarte, vierzehn Sterne, ein extra Stern für die, die noch kommen. „So bleibt es vollständig“, sagt sie ernst, „Auch wenn es weitergeht.“ Sofia kommt zum Frühstück, sieht die Karte und nickt, als wäre es ein Vertrag. „Unterschrieben.“, sagt sie und klebt ihren eigenen Stern dazu. Lea stellt die Teekanne in die Mitte, wie einen Siegelstempel, und ich denke, dass Erzähler wechseln, aber Tische bleiben, und dass Bleiben das schönste Wort ist, das ich kenne.

Mittags gehen wir alle zum Ponton, ein letztes Mal in dieser Reihe, mit Susi, Amir, Ben und Miriam, wie es sich gehört. Susi stellt eine Kanne Tee auf den Steg, Amir telefoniert mit seiner Mutter, damit sie dabei ist, Ben hält Mias Notizbuch fest, damit es nicht ins Wasser fällt, Miriam macht das letzte Foto. Sofia lehnt an Lea, Mia lehnt an mir, und das Wasser trägt unsere Spiegelbilder, ruhig, vollständig, offen. „Gute Bilanz.“, sagt Lea leise, und ich nicke, weil es nichts hinzuzufügen gibt, außer einem Blick, der bleibt. Susi wischt sich die Hände an der Schürze ab und sagt: „Ihr kommt wieder. Gleicher Tisch.“, und wir versprechen es, einer nach dem anderen, weil manche Versprechen keine Bürde sind, sondern ein Geschenk. Mia nimmt mein Notizbuch und schreibt auf die letzte Seite, in ihrer klaren Schrift: *Heute Ponton. Alle da. These bestätigt.* Darunter malt sie einen Stern, groß, golden, und schreibt daneben: *n gleich alle, die bleiben.* Ich lese es, nicke und denke, dass es keinen besseren Schlusspunkt gibt als den Stift meiner Tochter. Abends lösche ich das Licht,

höre das Haus atmen und weiß, dass morgen ein neuer Erzähler beginnt, mit neuem Notizbuch, neuer Sternkarte, gleichem Herzen. Lea flüstert: „Bleiben.“, und ich flüstere zurück: „Bleiben.“ Das Haus knarrt zustimmend an der dritten Stufe, leise und warm.

Ergebnis: Ich schließe den Ordner im Regal, ich rücke das Foto an der Wand gerade, ich lege den Schlüssel in die blaue Schale. Liebe endet nicht, sie wechselt den Erzähler. Morgen wird Mia weitererzählen, auf ihre Weise, mit ihrem Notizbuch, mit ihren Sternen. Heute erzähle ich noch einmal, zum letzten Mal in dieser Reihe, und ich ende auf einem Bild, nicht auf einer Deutung. Das Licht im Flur, die Stimmen im Haus, das Wasser in der Ferne. Bleiben.

Kapitel 37

Epilog

Rückblick: Ich bin sechsundvierzig, das Haus ist noch immer bewohnt, und die Geschichte gehört längst nicht mehr nur mir.

Wenn ich heute am Whiteboard im Flur vorbeigehe, steht dort Mias Handschrift neben meiner, und oft weiß ich nicht mehr, wer welchen Satz zuerst geschrieben hat. Das ist gut so. Lea ist noch immer Oberärztin, nur mit mehr Grau und mehr Ruhe, Sofia hat ihr Studium abgeschlossen und arbeitet mit Familien, die so sind wie wir früher, und ich halte Türen auf, wie Lehmann sie für mich aufgehalten hat. Die Herz-Studie läuft in der zweiten Generation. Manchmal ruft mich ein junger Kollege an und fragt nach Normalisierung, und ich antworte: „Frag Mia. Die erklärt es besser.“

Morgens brauche ich länger als früher, aber das stört mich nicht. Ich gehe durchs Haus, prüfe die blaue Schale, lese das Whiteboard, rücke einen Rahmen gerade. Die dritte Stufe knarrt noch immer, der Kühlschrank brummt noch immer, nur die Post-its sind weniger geworden, weil Mia in Boston klebt und Sofia in ihrer Wohnung. Auf dem Kühlschrank steht in Leas Schrift: *Bitte Milch mitbringen*. Darunter in meiner: *Erledigt*. Darunter in Sofias Besuchs-

schrift: *Kontrolliert*. Das ist unsere Form von Ewigkeit, klein, praktisch, liebevoll.

Mia ist neunzehn. Erstsemester Bioinformatik in Boston, Stipendium, Wohnheim, alles, wofür wir damals unterschrieben haben. Sie schreibt uns lange Mails mit kurzen Betreffs, sie schickt Fotos von Laboren, die größer sind als unser Haus, und sie stellt Fragen, die mich stolz machen und ein wenig wehmütig. Die Anreise liegt hinter ihr, der Jetlag ist überstanden, das Zimmer ist eingerichtet, mit Sternkarte an der Wand und Notizbuch auf dem Schreibtisch, und auf dem Whiteboard der WG-Küche, die sie mit drei Kommilitoninnen teilt, steht bereits ihre Handschrift. Vor einer Woche schrieb sie: „Papa, darf ich eine eigene Untersuchung anfangen? Richtig, mit Protokoll?“ Ich antwortete: „Ja. Hypothese zuerst. Keine schnellen Schlüsse. Ruf an, Tag und Nacht.“ Sie antwortete: „Protokolliert.“ Lea legte einen Zettel dazu, auf dem nur stand: *Menschen zuerst, Punkte danach. Mama.*, und Mia klebte ihn über ihren Schreibtisch, wie früher die Post-its an unseren Kühlschrank.

Sofia wohnt noch immer in ihrer kleinen Wohnung, aber sie ist längst keine Studentin mehr, die Wäsche mitbringt, sondern eine Frau, die Familien berät und dabei Sätze sagt, die ich aus unserem Haus kenne. „Man darf Fragen stellen, auch wenn sie wehtun.“, sagt sie zu ihren Klienten, und ich weiß, wo sie das gelernt hat. Sonntags kommt sie zum Essen, mit leerer Tasche und vollen Geschichten, und Mia ist per Video dabei, aus Boston, mit sechs Stunden Unterschied und null Unterschied im Herzen. Der Anker-Tisch steht noch immer im Büro, der volle Deckel hängt

hinter Glas, der neue Deckel ist halb voll. Amir übersetzt noch immer doppelt, Ben nickt noch immer schweigend, Miriam malt noch immer Schilder. Susi hält noch immer die Wirtschaft, mit graueren Haaren und gleichem Blick, und auf der Tafel über der Küche steht noch immer, in weißer Kreide: Herz auf. Manchmal denke ich, dass sich nichts verändert hat. Dann schaue ich genauer hin und sehe, dass sich alles verändert hat und alles geblieben ist, gleichzeitig.

Ich besuche Sofia manchmal in ihrer Beratungspraxis, unangemeldet, mit Kuchen von Susi, und sitze im War-tezimmer, bis sie Zeit hat. An ihrer Wand hängt Miriams Schild als Kopie, daneben ein Foto vom Ponton, klein, aber gerade gerückt, und auf ihrem Schreibtisch steht die blaue Schale, kleiner als unsere, aber auch blau. „Für Schlüssel und für Sätze“, sagt sie, wenn Klienten fragen, und ich bin jedes Mal gerührt, weil sie unsere Rituale übersetzt hat, ohne sie zu kopieren. *Weitergabe gelingt, wenn man nicht bewahrt, sondern anpasst, denke ich dann, und Sofia passt an, wie Lea heilt und wie Mia rechnet, genau und warm zugleich.*

Auch Mia ruft sonntags an, immer zur gleichen Zeit, Boston rechnet sie selbst um, ohne App, aus Prinzip, wie sie sagt. Sie erzählt von Laboren, von Kommilitoninnen, von einer Mentorin, die sie an Lea erinnert, streng und freundlich zugleich. „Ich habe ihr von der blauen Schale erzählt“, sagt sie einmal, „und jetzt will die ganze WG eine.“ Lea lacht und verspricht, vier Schalen zu schicken, blau, versteht sich, und Amir legt einen Zettel dazu, auf dem steht, dass Schalen nur wirken, wenn man Sätze dazulegt.

Ben schickt ein Foto vom Anker-Tisch mit, Miriam ein neues Schild, Susi eine Dose Kuchen, und ich lege einen Stern dazu, golden, für Mias neue Seite.

Wenn ich danach durchs Haus gehe, prüfe ich die Rahmen im Flur, rücke das Ponton-Foto gerade, lege die Schlüssel in die Schale und denke, dass sechsendvierzig Jahre keine Last sind, wenn man sie teilen darf. Lea kommt dazu, lehnt sich an mich, wie seit zwölf Bänden, und sagt: „Gut besucht, der Alte.“, und ich antworte: „Gut gehalten, die Familie.“, und beide Sätze stimmen, leise, wahr, vollständig.

Ich erzähle das alles aus der Entfernung von Jahren, als Alt-Felix, der gelernt hat, dass Vaterschaft im Loslassen besteht und im Dableiben trotzdem. Wenn ich die zwölf Jahre überblicke, vom ersten Whiteboard bis zum Ponton, von der Ordner-Öffnung bis zur Hochzeit, vom Vater-Abschied bis zum Alltag 2032, dann sehe ich Muster, wo früher nur Punkte waren. Die Stiftung, die Mutter über Lehmann errichtete, trägt bis heute. Die Daten, die Ben zurückkaufte, schützen bis heute. Die Wirtschaft, die Susi hielt, versammelt bis heute. Nichts davon war allein möglich, alles davon war nur gemeinsam wahr. Und ich sehe, dass jedes Muster erst vollständig wurde, als wir aufhörten, es allein verstehen zu wollen. Lea und ich sitzen abends auf der Treppe, wie immer, und sagen es unseren Töchtern, wo immer sie gerade sind, in Hamburg oder Boston, laut oder leise: „Kids, das war unsere Geschichte. Eure fängt jetzt an.“

Ich habe diesen Satz oft geübt, bevor ich ihn aufschrieb.

Er sollte nicht schwer klingen, sondern leicht, nicht wie ein Abschied, sondern wie eine Übergabe. Lea hörte mir zu, korrigierte ein Wort, dann noch eines, bis er saß. „So stimmt er.“, sagte sie, „Nicht feierlich, sondern wahr.“ Wir sagten ihn zuerst Sofia, am Ponton, dann Mia, in der Küche, dann beiden zusammen, am Telefon nach Boston. Jedes Mal antworteten sie anders, aber jedes Mal antworteten sie mit demselben Vertrauen, mit dem wir sie großgezogen haben. *Weitergeben heißt nicht weggeben, denke ich heute, mit sechsundvierzig, es heißt dazugeben.*

In Boston ist es Nacht, als Mias eigene Geschichte beginnt. Das Wohnheim ist ruhig, der Laptop brummt, draußen rauscht die Stadt, die sie noch nicht kennt. Sie geht ihre Daten durch, Herzfrequenzen, sauber aufbereitet, mit Einschränkungen und Quellen, ganz meine Tochter, ganz sie selbst. Dann ploppt eine neue Mail auf, ohne Absender, ohne Betreff, nur zwei Sätze. Sie liest sie zweimal, weil sie denkt, sie habe sich verlesen. *Dein Vater hat dir nie die ganze Wahrheit über Lissabon erzählt. Frag Rafael. – R.*

Mia starrt auf den Bildschirm. Lissabon, das Wort aus ihrer Kindheit, das Foto im Ordner, der Name ohne Adresse, die Frage, die sie einmal gestellt hat und auf die wir ehrlich geantwortet haben, soweit wir konnten. Sie denkt an den Ponton, an Susi, an den Satz über Küche und Herz, an Vaters Regel, offene Fragen stehen zu lassen, ohne sie zu verlieren. Dann öffnet sie ein neues Fenster und schreibt an die einzige Adresse, die sie mit diesem Namen verbindet, kurz, direkt, furchtlos: „Wer ist das?“

Die Antwort kommt schnell, zu schnell für Boston um

diese Uhrzeit, als hätte jemand gewartet. Wieder nur zwei Sätze, wieder ohne Namen, nur mit einem Buchstaben. *Triff mich. Allein. Morgen.* – R.

Mia schließt den Laptop, öffnet ihn wieder, steht auf, setzt sich, nimmt ihr Notizbuch und schreibt eine neue Hypothese auf die erste leere Seite. Draußen wird es hell über der Stadt, drinnen schlägt ihr Herz schneller, als jede Kurve es je gezeigt hat. Sie denkt an Papas Satz über Dinge, die man nicht allein herausfinden sollte, und an Mamas Satz über Respekt, und sie weiß, dass sie morgen gehen wird, allein, weil manche Untersuchungen so beginnen. Sie schreibt unter die Hypothese ihre Methode, in der Handschrift, die sie mit zwölf auf dem Whiteboard geübt hat. *Erstens: zuhören. Zweitens: aufschreiben. Drittens: keine schnellen Schlüsse.* Dann legt sie den Stift weg, ruft Sofia an, die in Hamburg gerade aufwacht, und sagt nur: „Ich brauche dich als Backup. Protokoll läuft.“ Sofia antwortet schlaftrunken, aber sofort: „Bin da. Immer.“ Und Mia lächelt zum ersten Mal seit der Nacht-Mail, weil sie weiß, dass Alleingehen und Alleinsein zwei verschiedene Dinge sind.

Sie steht auf, geht zum Fenster und schaut über die fremde Stadt, die jetzt ihre Stadt werden soll. Auf dem Schreibtisch liegt das Notizbuch offen, daneben Leas Zettel, daneben das Foto vom Ponton, das sie aus dem Flur abfotografiert hat. Sie nimmt einen Stern aus ihrem alten Vorrat, einen goldenen, den sie seit Jahren aufhebt, und klebt ihn auf die neue Seite, neben die Hypothese. Dann schreibt sie darunter, leise, aber fest, wie sie es zu Hause gelernt hat: *Offene Fragen stehen lassen, nicht ver-*

lieren. Aber hingehen, wenn sie rufen. Draußen dämmt es über Boston, drinnen brennt noch das Licht über ihrem Schreibtisch, und irgendwo, sechs Stunden weiter östlich, knarrt in einem Haus in Eimsbüttel die dritte Stufe, als würde sie zurückgrüßen.

In Hamburg ist es Morgen, und ich stehe vor dem Whiteboard, ohne zu wissen, dass in Boston gerade eine Mail alles verändert. Lea kocht Kaffee, Sofia schläft noch auf dem alten Bett, weil sie zu Besuch da ist, und das Haus atmet ruhig, wie es das seit Jahren tut. Ich rücke das Ponton-Foto gerade, lege einen Schlüssel in die blaue Schale und denke, dass Geschichten nie enden, sondern nur den Erzähler wechseln, leise, fast unbemerkt, wie ein Licht, das in einer anderen Zeitzone angeht. Auf das Whiteboard schreibe ich, ohne besonderen Anlass, einen Satz für den Tag: *Heute bleibt alles offen, und alles hält.* Dann klingelt das Telefon, und Boston meldet sich, mit einer Stimme, die Mut braucht und Mut hat.

Sofia nimmt zuerst ab, weil sie näher am Telefon steht, und hört zu, ohne zu unterbrechen, wie sie es in ihrem Beruf gelernt hat. Dann reicht sie mir den Hörer, mit einem Blick, der alles sagt und nichts vorwegnimmt. „Papa.“, sagt Mia, und ihre Stimme klingt hell und fest zugleich, „Ich habe eine Mail bekommen. Ich erzähle euch alles, aber ich gehe hin. Mit Protokoll und Backup.“ Lea nimmt meine Hand, ich nicke, obwohl Mia es nicht sehen kann, und sage: „Gut. Hypothese zuerst. Keine schnellen Schlüsse. Und ruf an, Tag und Nacht.“ Mia antwortet: „Protokolliert. Ich liebe euch.“, und legt auf, bevor wir mehr sagen können, weil manches nur gelingt, wenn man es nicht

zerredet. Wir bleiben zurück, mit dem Freizeichen in der Hand und dem Herzen in Boston, und wissen, dass unsere Geschichte jetzt ihre ist.

Schwarzblende.

**Ende der 1. Serie. Weiter in MIA HARTMANN, Band 1:
Das Lissabon-Protokoll.**

Zwölf Bände – was bleibt

Ich bin sechsundvierzig, und ich schreibe diesen Rückblick an dem Tisch, an dem alles angefangen hat. Lea sagt, ein Rückblick sei kein Protokoll, sondern ein Dankesbrief mit Fehlerquote. Sie hat recht, wie so oft, nur anders als ich. Wenn du diese Reihe bis hierher gelesen hast, kennst du mein Whiteboard, meine Listen, meine Sternebewertungen für alles von Suppe bis Schlafmangel. Was du vielleicht noch nicht weißt, ist, was bleibt, wenn man die Listen wegwischt. Hypothese: Es bleibt das, was sich nie berechnen ließ. Methode: Zwölf Bände noch einmal durchgehen, langsam, mit Herz. Ergebnis: siehe unten. *Du musst nichts beweisen, du musst nur bleiben*, denke ich heute, und ich wünschte, ich hätte es früher so klar sagen können. Lea sitzt neben mir, korrigiert meine Kommas, lässt meine Wahrheit stehen, und Susi aus der Hafenwirtschaft hat uns für heute einen Zettel mitgegeben, auf dem steht „Herz auf“, wie immer in weißer Kreide gedacht.

Band 01 – Die Kennenlern-Liste

Band eins fragte: Kann man Liebe berechnen? Ich war fünfunddreißig, Bioinformatiker am UKE, lärmempfindlich, ehrlich bis zur Peinlichkeit, und überzeugt, dass man das größte Chaos der Welt mit einem Fragebogen zähmen kann. Ich erstellte die Kennenlern-Liste mit Punkten,

Ausschlusskriterien, Excel und der festen Überzeugung, dass Gefühle nur schlecht normalisierte Daten sind. Dann kam Lea Sommer in die Notaufnahme meines Lebens, laut, schnell, auf dem Fahrrad, mit Post-its am Kittel und Spitznamen für alle, die es nicht verdient hatten und trotzdem behielten. Sie gab mir einen Spitznamen am ersten Abend, sie klebte einen Zettel an mein Whiteboard, sie aß meine Suppe und bewertete sie mit „geht so, aber mit Potenzial“, und ich notierte „Potenzial 63 Prozent“, weil ich noch nicht wusste, wie man Danke sagt, wenn einen jemand auslacht und trotzdem bleibt. Mein Herz-Moment in diesem Band war kein Kuss, sondern ein Satz in der Hafenwirtschaft am Anker-Tisch, als Amir übersetzte, was ich meinte, und Ben lachte, und Susi nur sagte „Noch einer“, und Lea mich ansah und sagte „Du bist anstrengend, Hartmann“, und es klang wie „Bleib“. Ich hatte Dates zuvor mit Sternen bewertet, zwei Sterne für Pünktlichkeit ohne Lachen, vier Sterne für Lachen ohne Pünktlichkeit, und erst Lea sprengte die Skala, weil sie zu spät kam und zu früh mein Herz traf. Prof. Lehmann nannte mich damals „Hartmann mit Tabelle“, Miriam stellte ihre Schwester-Diagnose in drei Sekunden und sagte „Der ist verloren, im guten Sinn“, und Ben erfand seine erste Kramer-Regel über Liebe als Pitch ohne Folien. Die Kernfrage wurde widerlegt in der schönsten Art: Liebe lässt sich nicht berechnen, aber man kann sie üben, Abend für Abend, Bierdeckel für Bierdeckel. Und ja, am Ende lag dieser Ultraschallausdruck in Leas Jacke, ohne Namen, ohne Datum, mit dem Satz „Frag nicht. Noch nicht“ auf der Rückseite. Ich referenziere ihn hier nur, wie man eine offene Frage stehen lässt. Damals verstand ich ihn nicht. Heute weiß ich: Manche Wahrhei-

ten brauchen Zeit, bis man sie halten kann. Notiz an mich Nr. 1: Wer alles misst, misst am Wunder vorbei. Im Tivoli sahen wir damals die Heiße Ecke, und ich verstand zum ersten Mal, dass ein Abend mit Lachen mehr erklärt als tausend Zeilen Code.

Band 02 – Das Zusammenwohn-Experiment

Band zwei fragte: Kann Chaos planbar sein? Nach der Liste kam der Alltag, und der Alltag wohnte in Altona, in einer WG mit Amir Haddad, der kochen kann und verzeihen und übersetzen, was ich meine, wenn ich es falsch sage. Wir teilten uns Whiteboard, Regeln, Kühlschränke und die Überzeugung, dass man Zusammenwohnen wie ein Experiment aufsetzen kann: Hypothese, Methode, Ergebnis, Fehlerquote. Lea zog mit halbem Herzen und ganzen Kisten ein und aus und wieder ein, sie stellte ihr Fahrrad in den Flur, obwohl es verboten war, sie klebte Post-its an den Spiegel, sie sang unter der Dusche, und ich lernte, dass Lärm auch Wärme sein kann, wenn er Lea heißt. Mein Herz-Moment war morgens um halb sieben, als ich leise die Suppe vom Vortag aufwärmte, weil Lea Nachtschicht hatte, und sie barfuß in die Küche kam, sich an meine Schulter lehnte und sagte „Du hast gewartet“, und ich sagte „Ja“, und es war das ehrlichste Ja meines Lebens, ohne Prozent, ohne Sterne. Die S-Bahn zog über den Hof im Takt, den man in Altona kaum noch hört, weil er dazugehört, und auf dem Whiteboard stand der Einkauf in Leas Schrift und darunter mein Putzplan in Blockschrift. Die WG-Regeln wurden täglich gebrochen und täglich

neu verhandelt, und Bens Kramer-Regel Nr. 5 über Külschrankdiplomatie hing bald neben meinem Putzplan. Susi führte am Anker-Tisch Strichliste für unsere Versöhnungen, Miriam brachte einen Topf vorbei und sagte „Für Anfänger mit Herz“, Jonas trug Leas Kisten ohne Kommentar, und Lehmann schrieb aufs Labor-Whiteboard „Ordnung ist die halbe Liebe, die andere Hälfte ist Lea“. Die Kernfrage scheiterte produktiv: Chaos lässt sich nicht planen, aber man kann ihm einen Stuhl hinstellen und eine Suppe anbieten. Am Ende kam Bens Anruf mit den zwölf Millionen und dem Satz über den verkauften Algorithmus mit allen DNA-Profilen. Ich nenne ihn hier nur als das, was er war: der Moment, in dem aus einer Liebesliste eine Verantwortung wurde. *Planen heißt nicht kontrollieren, planen heißt vorbereitet lieben*, denke ich heute. Damals dachte ich nur: Bitte lass uns das zusammen hinkriegen. Wir kriegten es hin, mit Fegen vor Reden und Essen vor Streiten.

Band 03 – Das Trauzeugen-Theorem

Band drei fragte: Was ist Freundschaft wert? Ben Kramer, mein bester Freund seit Studentagen, Marketing-Genie, Großsprecher mit loyalem Kern, heiratete, und ich sollte Trauzeuge sein. Ich bereitete eine Rede mit drei Hypothesen und einer Tabelle vor, weil ich dachte, Freundschaft lasse sich beweisen wie ein Theorem. Ben wollte keine Tabelle, er wollte, dass ich da bin, nüchtern, pünktlich, ehrlich. Lea übte mit mir das Zuhören, Miriam übte mit mir das Weglassen, Amir übte mit mir das Atmen

vor dem Reden, und Prof. Lehmann sagte nur „Hartmann“, und meinte damit „Reiß dich zusammen, aber bleib weich“. Mein Herz-Moment war nicht die Rede, die ging schief und dann gut, sondern der Abend vorher auf dem Ponton an den Landungsbrücken, als Ben leise wurde, was selten vorkommt, und sagte „Ich habe Angst“, und ich nichts Kluges antwortete, sondern nur „Ich auch“, und wir schwiegen und sahen auf die Elbe, und das war mehr Freundschaft als alle Pitch-Vergleiche. Am Junggesellenabschied im Tivoli sang Ben schief und laut, Amir filmte diskret, Jonas hielt die Jacken, Miriam hielt die Reden kurz, und Susi hielt den Anker-Tisch frei mit dem Schild „Reserviert für Helden mit Lampenfieber“. Im Tivoli wurde getanzt, in der Hafenwirtschaft wurde angestoßen, Susi führte Strichliste, und Lea klebte mir ein Post-it aufs Revers mit dem Wort „Stolz“. Ich bewertete den Abend mit fünf Sternen und dem Kommentar „Unlogisch gut“, was bei mir die höchste Auszeichnung ist. Die Kernfrage beantwortete sich selbst: Freundschaft ist unbezahlbar, gerade weil sie nichts einbringt außer Anwesenheit. Und dann, im Taxi nach der Hochzeit, sagte Lea den Satz über Boston, den Job ab Januar, ohne mich gefragt zu haben. Ich zitiere ihn nicht, um zu verletzen, sondern um zu erinnern: Liebe und Freundschaft wachsen nicht im Gleichschritt, aber sie können einander halten, wenn man ehrlich bleibt. Notiz an mich Nr. 214: Ein Theorem braucht einen Beweis, ein Freund braucht einen Stuhl neben sich. *Anwesenheit schlägt Argument*, denke ich heute, und ich übe das noch immer, Abend für Abend. Ben rief mich Jahre später an und sagte „Deine Rede war schief und ehrlich“, und das war das schönste Lob, weil es stimmte und blieb und uns

bis heute trägt.

Band 04 – Das Baby-Paradoxon

Band vier fragte: Sind wir bereit für ein Kind? Die Antwort war Nein, und dann Ja, und dann wieder Nein, und dann ein positiver Test, der alles zugleich war. Miriam, meine Schwester, Gynäkologin, sarkastisch und weich im Kern, stellte in drei Sekunden ihre Schwester-Diagnose und behielt sie für sich, bis wir bereit waren. Jonas, ihr Mann, Lehrer, ruhiger Treuer, brachte uns einen Stuhl vorbei, wörtlich, für die Küche, damit einer mehr Platz hat zum Sitzen und Nachdenken. Lea war stark und ängstlich zugleich, unabhängig und bindungsscheu mit Grund, und ich war ein Mann mit einer Liste für Babynamen und einer Angsttabelle mit sieben Spalten. Mein Herz-Moment war im Ultraschallzimmer, als das Gerät rauschte und Miriam nichts sagte und Lea meine Hand drückte, zu fest, zu lange, und ich flüsterte „Da“, und Lea flüsterte „Ja“, und wir beide weinten, ohne es zu protokollieren. Danach saßen wir in der Hafenwirtschaft, bestellten Limo statt Bier, und Susi stellte kommentarlos zwei Gläser hin und sagte „Für drei“, und Ben schwieg zum ersten Mal eine gefühlte Ewigkeit und sagte dann „Willkommen im Club der meltenden Herzen“. Wir kauften nichts, wir planten alles, wir stritten über alles, wir liebten uns dazwischen, wie man atmet zwischen zwei Sätzen. Amir kochte Fenchelsuppe für Leas Magen, Lehmann schickte ein Buch über Vaterschaft mit der Widmung „Hartmann, lesen Sie das nicht, leben Sie es“, und Lea klebte die erste Ultraschallkopie an unseren

Kühlschrank neben den Einkauf. Die Kernfrage löste sich auf: Bereit ist man nie, man wird es, indem man bleibt. Gleichzeitig lag ein handschriftlicher Brief im Briefkasten von meinem totegeglaubten Vater, mit der Bitte um ein Gespräch. Ich erwähne ihn hier nur als Tür, die sich öffnete, als eine andere sich schloss. *Ein Kind ist keine Lösung, ein Kind ist eine Einladung*, denke ich heute. Damals dachte ich: Hoffentlich bin ich genug. Lea klebte ein Post-it an den Teststreifen, den wir aufhoben, mit den Worten „Wir üben“. Das tun wir bis heute, mit mehr Ruhe und gleich viel Liebe. Jonas rahmte uns später eine Kopie mit dem Satz „Anfang in klein“, und sie hängt im Flur neben dem Ponton-Foto als Erinnerung an unseren mutigsten Anfang.

Band 05 – Das Schlafmangel-Protokoll

Band fünf fragte: Wie überlebt man als Eltern? Die Antwort: kaum, und dann doch, und dann mit Humor. Mia war da, klein, laut, wunderschön, und stellte unsere Nächte auf den Kopf und unsere Herzen richtig herum. Wir führten das Schlafmangel-Protokoll mit Uhrzeiten, Stillmengen, Windelzahlen und Sternebewertungen für Schlafphasen, die es nicht gab. Lea war müde und brilliant, ich war müde und pedantisch, und Amir kochte für uns im Akkord und übersetzte unser Gestammel in Sätze wie „Wir lieben euch, wir schlafen nur gerade nicht“. Mein Herz-Moment war um vier Uhr morgens, als Mia schrie und ich alles falsch machte und Lea mir das Bündel abnahm und sagte „Gib her, du Riese“, und dann zusammenbrach und lachte und weinte zugleich, und ich mich dazusetzte auf den

kalten Küchenboden und sagte „Wir sind ein Team“, und sie sagte „Das schlechteste und beste der Welt“, und Mia schlief ein auf dem Linoleumgeräusch unserer Herzen. Tagsüber schoben wir den Kinderwagen an der Elbe entlang bis zum Ponton, Susi winkte von oben vom Biergarten und rief „Schläft sie“, und wir nickten stolz wie nach einer Publikation. Ben brachte Windeln im Großformat und nannte es Sponsoring, Miriam kam mit Suppe und klaren Ansagen, Lehmann schickte eine Karte mit dem Satz „Hartmann, Schlaf ist überbewertet, Verantwortung nicht“. Jonas brachte Ohrstöpsel und ein Buch mit, blieb eine Stunde und spülte nebenbei die Flaschen, was mehr half als jeder Ratgeber. Die Kernfrage wurde zur Praxis: Man überlebt, indem man einander ablöst und nicht nachzählt. Am Ende lag mein Vater nach Infarkt im Bett und bat mich, seine Herz-Studie fortzuführen, und daheim stand ein gepackter Koffer. Ich nenne beides nur, weil beides wahr war: das Bleiben und das Gehenwollen. *Müde Liebe ist immer noch Liebe, nur ehrlicher*, denke ich heute. Damals dachte ich: Bitte nur eine Stunde am Stück. Lea klebte damals ein Post-it an die Wiege mit den Worten „Wir schaffen das“, und sie hatte recht, wie so oft, nur müder als ich. Mia schlief irgendwann durch, eine ganze Nacht, und wir standen um fünf Uhr morgens staunend vor der Wiege und flüsterten „Danke“, weil Wunder leise sind und Protokolle laut.

Band 06 – Das Ex-Prinzip

Band sechs fragte: Kann man der Vergangenheit trauen? Leas Lissabon-Jahr holte uns ein, mit Licht, Tram, zwei Kaffees, einem Roller und einem Namen, den ich lange nicht aussprechen konnte. Rafael, der Ex, tauchte auf einem Foto auf, lachend neben Lea, und mein Kopf erstellte Hypothesen im Minutentakt, während mein Herz nur einen Satz kannte. Lea wurde still, wo sie sonst laut ist, und ich wurde laut, wo ich sonst still bin, und dazwischen stand unsere kleine Familie und hielt die Luft an. Mein Herz-Moment war nicht das Foto, sondern der Abend in der Hafenwirtschaft, als Susi uns ohne Bestellung zwei Getränke hinstellte und sagte „Aufs Haus, ihr seht aus wie Arbeit“, und Lea endlich sagte „Ich habe Fehler gemacht, aber ich habe dich nicht betrogen“, und ich sagte „Ich glaube dir“, und es stimmte nur zu achtzig Prozent, und ich sagte das auch, und sie lachte durch Tränen und sagte „Du Idiot, sag hundert“, und ich sagte „Hundert“, und meinte Übung. Zuvor hatte ich Listen über Lissabon angelegt, Ankunft und Abreise, Kurse und Adressen, als könnte man Vertrauen aus Daten bauen. Ben schwieg ausnahmsweise ohne Pitch, Miriam sagte „Hör ihr zu, nicht deinem Magen“, Jonas lud uns zum Spaziergang ohne Ziel ein, und Lehmann brummte „Hartmann, Eifersucht ist schlechte Statistik“. Wir gingen ins Tivoli, sahen die Heiße Ecke, hielten uns fest, als wäre das Stück über uns. Die Kernfrage blieb offen, wie sie bleiben muss: Vergangenheit lässt sich nicht trauen, aber Menschen können es lernen, Schritt für Schritt. Am Ende rief ich an und hörte nur die Mailbox mit dem Satz über den vorübergehend nicht erreichbaren Teil-

nehmer. Ich zitiere das hier nur als Stille, die wir aushalten mussten. *Eifersucht ist Angst mit schlechten Manieren*, denke ich heute. Damals lernte ich: Fragen ist besser als Deuten. Lea klebte mir ein Post-it auf den Laptop mit den Worten „Frag mich, nicht dein Kopfkino“. Es klebt noch immer in meinem Herzen, neben dem Satz „Hundert als Übung“.

Band 07 – Das Best-Friends-Dilemma

Band sieben fragte: Was, wenn Freunde lügen? Amir, mein Mitbewohner, mein Vermittler, mein Koch für alle Fälle, gestand nachts im Labor, dass er meine Daten manipuliert hatte, damals, zum Schutz, und dass nun die Ethikkommission alles prüft. Ich stand da mit Pipette in der Hand und verstand die Welt nicht mehr, weil gerade er, der Ehrliche, der Gläubige, der Liberale, der Übersetzer, einen Satz gesagt hatte, der nicht in mein Bild passte. Ben stellte sich sofort auf meine Seite, zu schnell, zu laut, Miriam stellte Fragen, zu scharf, zu schnell, Lea hielt meine Hand, zu fest, zu lange, und Lehmann sagte „Hartmann, hören Sie zu, bevor Sie urteilen“, was mich wütend machte und rettete. Mein Herz-Moment war in der WG-Küche, als Amir kochte, obwohl niemand Hunger hatte, und sagte „Ich habe falsch gehandelt aus richtigem Grund, und es war trotzdem falsch“, und ich sagte „Warum hast du nichts gesagt“, und er sagte „Aus Scham“, und ich verstand, weil Scham auch meine Muttersprache ist. Wir aßen schweigend, und das Schweigen war kein Bruch, sondern eine Naht. Danach gingen wir zum Anker-Tisch, Susi

stellte Brot hin ohne Bestellung, Ben legte seine Hand auf Amirs Schulter und sagte „Du bleibst, wir klären das“, Miriam brachte die Laborprotokolle in Ordnung mit kühlem Kopf, Jonas fuhr Amir zum Anhörungstermin und wartete draußen mit Kaffee, und Lea schrieb mir ein Post-it mit den Worten „Erst Mensch, dann Akte“. Die Kernfrage bekam eine Antwort, die weh tut und heilt: Freunde lügen manchmal, und Freundschaft besteht darin, die Wahrheit trotzdem auf den Tisch zu legen und gemeinsam aufzuräumen. Am Ende stand die Prüfung durch die Kommission im Raum, und ich stand neben Amir, nicht gegen ihn. *Schutz ohne Ehrlichkeit ist nur ein schönerer Fehler*, denke ich heute. Damals lernte ich: Verstehen heißt nicht entschuldigen, sondern einordnen und weitergehen. Am Anker-Tisch sagte Susi „Ihr bleibt, oder“, und wir blieben, und das Bleiben war das Protokoll, das wirklich zählte. Monate später legte Amir sein überarbeitetes Verfahren offen vor, die Kommission nickte, und Ben sagte „Fehler zugegeben ist Vertrauen verdoppelt“, was sogar Lehmann mit einem Brummen bestätigte.

Band 08 – Das Vater-Syndrom

Band acht fragte: Kann man vergeben? Mein Vater, abwesend, krank, stur, und Prof. Lehmann, brilliant, spöttisch, herzkrank, bildeten ein ungleiches Gespann um die Herz-Studie, die weiterleben sollte. Ich trug die Wunde meiner Mutter, früh gestorben, und den Kontrollzwang als Trauerarbeit vor mir her wie einen Aktenkoffer. Lea sah das und sagte nichts, bis sie es sagte, direkt, liebevoll, unerbittlich.

Mein Herz-Moment war am Krankenbett, als mein Vater leise sagte „Ich war kein Vater, ich war eine Abwesenheit mit Unterschrift“, und ich nichts Erwiderndes hatte, keine Liste, keine Prozentzahl, nur Tränen, und er meine Hand nahm mit einer Kraft, die ich ihm nicht zugetraut hatte, und sagte „Verzeih mir in Raten“, und ich sagte „Ja, in Raten“, und es war das wahrste Ja seit Band zwei. Lehmann stand in der Tür, sagte „Hartmann“, und ging hinaus, weil auch Mentoren weinen müssen, aber allein. Später saßen wir zu dritt im Labor, mein Vater im Rollstuhl mit Decke, Lehmann mit Stock und Spott, ich mit Laptop und Herzklopfen, und wir sprachen über Endpunkte und Nebenwirkungen und über das, was keine Studie misst. Miriam kam dazu mit Befunden und mit Kuchen, Jonas mit Geduld und mit Stuhlkreisruhe, Amir mit Suppe für alle, Ben mit einer Kramer-Regel über Vergebung als langfristiges Investment, Susi mit einem Schnaps aufs Haus und dem Satz „Für Väter, die spät kommen, aber kommen“. Wir führten die Studie fort, nicht aus Pflicht, sondern aus Versöhnung, und Miriam half mit kühlem Kopf und warmem Herzen. Die Kernfrage bekam keine Endnote, sondern eine Praxis: Vergeben heißt nicht vergessen, sondern neu anfangen mit Gedächtnis. Am Ende öffnete ich den versiegelten Brief meiner toten Mutter mit dem Satz über Vergebung und Lissabon. Ich deute ihn hier nicht, ich lege ihn nur auf den Tisch unseres Rückblicks. *Eltern sind auch nur Menschen mit Vorsprung*, denke ich heute. Damals dachte ich: Danke, dass ihr mir Zeit gelassen habt. Ben schwieg einmal eine ganze Stunde am Anker-Tisch, das war seine Form von Respekt, und ich vergaß es nie. Später legte mein Vater seine Hand auf die Studie und sagte „Mach sie

menschlich“, und Lehmann ergänzte „Hartmann, genau das können Sie“, was mich bis heute trägt und verpflichtet.

Band 09 – Das Karriere-Experiment

Band neun fragte: Boston oder Hamburg? Die Berufung lockte, das Labor in Boston, groß, hell, mit Mitteln und Möglichkeiten, und gleichzeitig rief Hamburg mit Elbe, WG, Hafenwirtschaft, UKE, Familie. Prof. Lehmann drängte und warnte zugleich, Miriam rechnete Karrieren gegen Kinderbetreuung auf, Jonas brachte Ruhe in jede Aufregung, und Lea und ich standen vor einer Entscheidung, die keine Tabelle vertrug, obwohl ich drei anlegte. Mein Herz-Moment war auf dem Ponton an Brücke 9, als Lea und ich schweigend auf die Lichter sahen und sie sagte „Ich will nicht gewinnen, ich will ankommen“, und ich sagte „Ich will nicht glänzen, ich will bleiben“, und wir beide lachten, weil Bleiben das schwerste Experiment ist. Wir rechneten Gehälter gegen Mieten, Flugstunden gegen Kita-Plätze, Renommee gegen Anker-Tisch, und jede Tabelle sagte etwas anderes, bis Lea alle drei vom Whiteboard wischte und sagte „Frag dein Herz, du Rechner“. Wir spielten Heiße Ecke im Tivoli noch einmal, wie früher, und Susi fragte „Ihr geht doch nicht“, und wir sagten „Wir überlegen“, und sie sagte „Überlegt richtig“, was alles hieß. Ben erstellte eine Pro-und-Kontra-Präsentation mit vierzig Folien und löschte sie selbst mit den Worten „Gefühl schlägt Folie“, Amir kochte an dem Abend doppelt, als könnte man Zukunft sättigen. Mia malte uns damals zwei Häuser mit einem Pfeil dazwischen und sagte „Ihr bleibt ihr“, was

mehr Klarheit brachte als alle Tabellen zusammen. Die Kernfrage entschied sich nicht für einen Ort, sondern für ein Prinzip: Berufung gegen Zugehörigkeit ist keine Entweder-oder-Frage, sondern eine Wann-und-wie-Frage. Am Ende sagte ich Boston ab, für uns, und Lea hatte für uns zugesagt, unwiderruflich ab Montag, für zwei Jahre. Ich referenziere das hier nur als den Moment, in dem zwei gute Entscheidungen sich widersprachen. *Karriere ist ein Weg, Zuhause ist eine Richtung*, denke ich heute. Damals dachte ich: Bitte lass uns nicht verlieren, was wir gefunden haben. Wir verloren uns nicht, wir dehnten uns, und Dehnung tut weh und hält, wie Band zehn zeigt. Miriam schrieb uns damals eine Karte mit den Worten „Entfernung misst keine Liebe“, Jonas legte Fahrpläne für Besuche dazu, und Susi reservierte unseren Anker-Platz mit dem Schild „Besetzt mit Fernweh“, bis wir wieder vollzählig waren.

Band 10 – Das Vertrauens-Versprechen

Band zehn fragte: Trennung oder Neuanfang? Zwei Jahre Boston gegen zwei Herzen in Hamburg, Fernbeziehung per Video, Jetlag als dritter Partner, Post-its per Post, weil Lea sagte, ein Foto von einem Zettel sei kein Zettel. Wir übten Vertrauen wie ein Instrument, täglich, falsch, wieder, besser. Ich lernte, dass „Ich vermisse dich zu 87 Prozent“ kein Witz ist, sondern ein Geständnis mit Humor als Schutzhülle. Lea lernte, dass Ankommen dürfen auch heißt, weggehen zu dürfen und zurückkehren zu können. Mein Herz-Moment war ein Videoanruf um drei

Uhr nachts Hamburger Zeit, als Lea im Wohnheimflur saß, müde, im Kittel, und sagte „Erzähl mir was Normales“, und ich erzählte ihr von Susis neuer Kreidetafel mit dem Satz „Herz auf“ und von Bens neuer Kramer-Regel über Treue per Zeitzone, und sie schlief lächelnd ein, und ich blieb wach und hielt das Bild, bis der Akku leer war. Tagsüber hielt mich die Routine, Whiteboard mit zwei Zeitzonen, blaue Schale mit zwei Schlüsseln, dritte Stufe, die auch ohne Lea knarrte. Miriam schickte Pakete mit Tee und klaren Sätzen, Jonas schickte Bücher mit Widmungen, Lehmann schickte Mails mit einem Wort und meinte einen Roman, Ben schickte Memes und meinte Trost, Susi hob unseren Anker-Platz frei auf und sagte zu jedem, der fragen wollte „Besetzt, aber mit Liebe“. Das war Bewährung, leise, ohne Zeugen, ohne Sterne. Die Kernfrage wurde zum Versprechen: Wir trennen uns nicht, wir dehnen uns, und Dehnung tut weh und hält. Am Ende stand Lea im Regen vor der Tür und sagte den Satz über das Zurücksein, und hinter ihr stand ein müdes Mädchen mit meinen Augen. Ich löse das hier nicht auf, weil Band elf es tut, mit Wärme und Überraschung. Nur so viel: Manchmal klopft die Zukunft an, durchnässt, schüchtern, und man muss erst einmal Handtücher holen, bevor man Fragen stellt. *Vertrauen ist kein Zustand, Vertrauen ist eine Wiederholung*, denke ich heute. Damals dachte ich nur: Komm rein, du gehörst dazu, wer immer du bist. Lea klebte damals ein nasses Post-it an unsere Tür mit dem Wort „Da“, und es hielt, wie wir.

Band 11 – Das Familien-Chaos-Prinzip

Band elf fragte: Was ist Familie wirklich? Die Antwort saß an unserem Küchentisch, aß Linsensuppe, fegte doppelt und nannte mich Papa, obwohl sie es nicht musste. Sofia, sechzehn, verschlossen seit März, kam über Umwege zu uns, über Lissabon, über Lea, über ein Versprechen, das älter war als unser Streit. Dass sie meine Augen hat, ist Zufall und Schicksal zugleich, die Auflösung führt über eine Patenschaft, über Verantwortung, über ein Mädchen, das Schutz brauchte und Familie fand, nicht über Blut allein. Ich sage das hier bewusst nüchtern, weil das Buch es mit Herz erzählt. Mein Herz-Moment war, als Sofia zum ersten Mal von sich aus am Anker-Tisch Platz nahm, zwischen Ben und Amir, und Susi ihr ohne Worte eine Limo hinstellte und sagte „Gehört dazu“, und Sofia nickte und blieb sitzen, und Lea unter dem Tisch meine Hand drückte, so fest, dass es weh tat und gut. Mia, acht, Forscherin mit Notizbuch und Stift hinterm Ohr, adoptierte Sofia sofort als große Schwester und Testperson für alles, von Gummibärchenverteilung bis Whiteboard-Recht. Wir gingen als Großfamilie ins Tivoli, sechs Karten, eine Reihe, Popcorn für alle, und Sofia lachte zum ersten Mal laut im Dunkeln, was mehr wert war als jeder Applaus. Miriam erklärte geduldig, Jonas erklärte ruhig, Amir übersetzte doppelt, Ben erfand die Kramer-Regel über Familie als Team ohne Tabelle, Lehmann sagte zu Sofia „Na, Neue, halten Sie Hartmann auf Trab“, was bei ihm Zuneigung heißt. Wir waren Ensemble, WG, Familie, Hafenwirtschaft, Tivoli, Chaos mit Adresse. Die Kernfrage beantwortete sich täglich neu: Familie ist, wer bleibt, wenn es kompli-

ziert wird, und wer geht, um zurückzukommen. Am Ende öffnete Mia am alten Laptop den versteckten Ordner mit dem Namen Lissabon und der Aufschrift zum Nichtöffnen und fragte, warum sie das nicht sehen dürfe. Ich referenziere das hier nur als Schwelle zu diesem Band. *Familie ist kein Stammbaum, Familie ist ein Anker-Tisch*, denke ich heute. Damals sagte Lea „Morgen alle zusammen“, und wir hielten Wort, mit Suppe und mit Wahrheit in Raten. Sofia klebte später ihren ersten eigenen Zettel ans Whiteboard mit den Worten „Danke fürs Bleiben“, und Mia malte ein Herz dazu, schief und fest, wie alles Wichtige bei uns.

Band 12 – Die Unendlichkeits-Frage

Band zwölf fragt: Was bleibt, was kommt? Ich schreibe das als Mann, der Vater wurde und bleibt, als Kollege, der Mentor wurde wie Lehmann, als Freund, der endlich zuhören kann, ohne sofort zu lösen. Wir öffneten den Ordner zusammen, alle, die dazugehören, wir sprachen über Lissabon ehrlich, soweit wir konnten, wir heirateten noch einmal im Herzen, wir übergaben die Herz-Studie in die zweite Generation, wir sahen Sofia wachsen und Mia flügge werden. Mein Herz-Moment in diesem Band war unscheinbar und ewig: Lea und ich auf der Treppe, abends, wie immer, sie mit Grau und Ruhe, ich mit längeren Morgenroutinen, wir sagten zu unseren Töchtern, hier und in Boston, „Kids, das war unsere Geschichte, eure fängt jetzt an“, und Lea korrigierte ein Wort, bis es saß, und sagte „So stimmt er, nicht feierlich, sondern wahr“. Die Kernfrage bleibt offen, wie sie muss: Es bleibt das

Üben, das Dableiben, das Verzeihen in Raten, das Fragen statt Deuten, das Fegen vor dem Reden, das Suppekochen als Liebeserklärung. Am Ende steht Mias Nacht-Mail in Boston, ohne Absender, mit der Behauptung über Lissabon und der Aufforderung, Rafael zu fragen. Ich löse das hier nicht auf, weil es der Anfang ihrer Serie ist, nicht das Ende unserer. Nur so viel: Wir haben Mia ein Protokoll mitgegeben, kein Geheimnis als Bürde, sondern eine Methode als Geschenk. *Unendlich ist nicht lange, unendlich ist tief*, denke ich heute. Damals schrieb ich aufs Whiteboard „Heute bleibt alles offen, und alles hält“. Das gilt.

Was bleibt also nach zwölf Bänden. Es bleibt ein Whiteboard mit Handschriften übereinander. Es bleibt eine blaue Schale für Schlüssel und eine dritte Stufe, die knarrt. Es bleibt ein Anker-Tisch mit Strichliste und ein Ponton mit Wind. Es bleiben Post-its von Lea, Übersetzungen von Amir, Regeln von Ben, Diagnosen von Miriam, Ruhe von Jonas, Strenge von Lehmann, Trockenheit von Susi, Mut von Sofia, Neugier von Mia. Es bleibt meine Liste, die jetzt eine andere Überschrift trägt. Hypothese: Liebe ist übbar. Methode: Dableiben. Ergebnis: Familie. Fehlerquote: menschlich. *Man kann Liebe nicht optimieren, man kann nur üben, da zu bleiben, wenn sie unlogisch wird*, das war unsere These, das bleibt unser Dank. Danke, dass ihr mit uns am Tisch saßt. Der Deckel hinter Glas ist voll, der neue ist halb voll. Herz auf. Euer Felix.

Leseprobe: MIA HARTMANN

Band 1

Ich heie Mia Hartmann, ich bin neunzehn, ich studiere Bioinformatik in Boston im ersten Semester, und ich habe von meinem Vater zwei Dinge geerbt: die Neugier und das Protokoll. Von meiner Mutter habe ich das Feuer und den Blick, der sagt, jetzt reicht es mit Warten. In dieser Nacht prallen beide Erbschaften aufeinander, und ich schreibe das auf, weil Aufschreiben bei uns zu Hause fast ein Grundrecht ist. Das steht fast auf dem Whiteboard in Altona, in meiner Druckschrift von mit zwölf. *Beobachten ist Forschen*, hat Amir immer gesagt. *Menschen zuerst, Punkte danach*, hat Mama auf einen Zettel geschrieben, der jetzt über meinem Schreibtisch klebt. Ich versuche beides gleichzeitig, und es ist nachts um zwei in einem Wohnheim, das nach Farbe und fremden Shampoos riecht. Draußen rauscht die Stadt, drinnen brummt mein Laptop, und mein Herz macht Lärm, den keine Normalisierung glättet.

Nacht-Mail

Es beginnt mit einem Plopp, das ich längst abgestellt haben wollte. Ich sitze am Schreibtisch, Sternkarte an der Wand, Notizbuch offen, Laptop warm auf den Knien,

und gehe meine Daten durch für das Einführungsprojekt. Herzfrequenzen, sauber aufbereitet, mit Quellen und Einschränkungen, ganz Papa-Tochter, ganz ich selbst. Draußen rauscht Boston, das noch nicht meine Stadt ist, aber schon meine Adresse. Meine Mitbewohnerinnen schlafen, die Küche ist leer, das Whiteboard dort trägt bereits meine Handschrift, weil ich es nicht lassen konnte. Ich habe den Spruch von Amir darauf geschrieben und darunter meine Regel für das Semester. Ich habe Heimweh und Fernweh gleichzeitig, was laut Mama normal ist und laut Papa eine korrelierte Fehlmessung mit Herz. Ich vermisse die dritte Stufe, die knarrt, den Kühlschrank, der brummt, die blaue Schale für Schlüssel, und gleichzeitig liebe ich das Summen hier, das Neue, das Eigene.

Dann kommt die Mail. Kein Absendername, nur eine kryptische Adresse aus Buchstaben und Zahlen. Kein Betreff. Nur zwei Sätze. Ich lese sie zweimal, weil ich denke, ich habe mich verlesen vor Müdigkeit. *Dein Vater hat dir nie die ganze Wahrheit über Lissabon erzählt. Frag Rafael.*

Ich starre auf den Bildschirm. Lissabon. Das Wort aus meiner Kindheit. Das Foto im Flur mit Roller und zwei Kaffees und Tram-Licht. Der Ordner auf Papas altem Laptop mit der Aufschrift zum Nichtöffnen, den wir zusammen geöffnet haben, alle, die dazugehören, an einem Sonntag um zehn mit Suppe danach. Ich dachte, wir hätten alles besprochen. Papa hat gesagt „Weil wir Angst davor hatten“, Mama hat gesagt „Morgen alle zusammen“, Sofia hat gefegt, doppelt, wie man es macht, wenn etwas wichtig ist. Und jetzt das. *Ruhig, Mia, denke ich, erst benennen,*

dann bewerten. Aber mein Herz schlägt schneller als jede Kurve, die ich heute geplottet habe. Ich denke an Mamas Jahr dort, an den Namen ohne Adresse, an das Foto mit Lachen, das auch Weh tat, an Papas Satz „Keine schnellen Schlüsse“, der jetzt schwerer wiegt als je zuvor.

Hypothese, schreibe ich in mein Notizbuch, weil Schreiben mich beruhigt: Jemand will, dass ich frage. Methode: Noch keine. Ergebnis: Herzklopfen, Stufe sieben von zehn. Fehlerquote: Müdigkeit, Heimweh, Stolz. Ich lege den Stift weg, nehme ihn wieder auf, schreibe darunter: *Offene Fragen stehen lassen, nicht verlieren. Aber hingehen, wenn sie rufen.* Das ist Papas Satz in meiner Handschrift. Dann klappe ich den Laptop zu, mache ihn wieder auf, stehe auf, setze mich, lache kurz über mich selbst, weil Mama jetzt sagen würde „Typisch Hartmann, erst kreisen, dann landen“. Ich trinke Wasser, ich atme durch, ich zähle meine Sterne an der Wand, sieben Stück, einer davon golden für Mut.

Ich öffne ein neues Fenster und suche die einzige Adresse, die ich mit diesem Namen verbinde. Rafael. Der Name stand auf der Rückseite eines Fotos, in Mamas Schrift, kurz, mit einem Datum aus Lissabon. Ich habe ihn nie gegoogelt, aus Respekt, aus Abmachung, aus Liebe. Jetzt tippe ich ihn, lösche ihn, tippe ihn wieder. Meine Finger zittern ein wenig, was ich protokolliere, weil Ehrlichkeit dazu gehört. Dann schreibe ich nur drei Wörter, direkt, furchtlos, mit Lea-Feuer und Felix-Protokoll im Rücken: „Wer ist das“

Absenden. Plopp. Stille. Boston rauscht weiter. Ich halte

die Luft an, zähle bis zehn, zähle bis zwanzig, stehe auf und gehe zum Fenster. Unten fährt ein Bus vorbei, leer, hell, mutig. *Du hast es abgeschickt, gut*, denke ich, *jetzt musst du es auch aushalten*. Ich denke an Papa, der immer sagt „Keine schnellen Schlüsse“, und an Mama, die immer sagt „Frag, aber bleib freundlich zu dir selbst“. Ich versuche beides. Ich denke an Sofia, die immer sagt „Man darf Fragen stellen, auch wenn sie wehtun“, und das gibt mir den Rest Mut, den ich noch brauchte.

Antwort

Die Antwort kommt schnell, zu schnell für Boston um diese Uhrzeit, als hätte jemand gewartet. Wieder nur zwei Sätze, wieder ohne Namen, nur mit einem Buchstaben darunter. *Triff mich. Allein. Morgen.*

Ich lese den Satz viermal. Allein. Morgen. Mein Magen macht etwas, das ich nicht protokollieren will, aber doch tue: Übelkeit leicht, Aufregung stark, Neugier am stärksten. Ich schreibe zurück, bevor ich es mir anders überlege: „Wo und wann“, und erhalte eine Adresse mit Uhrzeit, ein Café, öffentlich, hell, mittags, was mich beruhigt und gleichzeitig enttäuscht, weil ich insgeheim mit etwas Geheimnisvollerem gerechnet hatte. Mama würde jetzt sagen „Gut so, öffentlich ist klug“, Papa würde sagen „Gut so, protokolliere alles“. Ich sage zu mir selbst „Okay“, laut, in mein leeres Zimmer, und meine Stimme klingt heller als ich mich fühle. Ich prüfe die Adresse auf der Karte, sie liegt hell und belebt, mit vielen Tischen und einer Theke, an der

man seinen Becher selbst entgegennimmt. Das notiere ich, weil Details Sicherheit sind.

Ich öffne mein Protokoll auf einer neuen Seite und schreibe oben: Das Lissabon-Protokoll, Fall 01. Darunter: Hypothese 01: Die Mail stammt aus dem Umfeld von Rafael. Hypothese 02: Es geht um Mamas Jahr in Lissabon, das wir als Familie bereits besprochen haben, aber vielleicht nicht vollständig. Hypothese 03: Jemand verwechselt mich mit jemandem, der mehr weiß. Hypothese 04: Jemand prüft, ob ich komme, bevor er mehr sagt. Methode: Zuhören, aufschreiben, keine schnellen Schlüsse. Regeln: Öffentlicher Ort, Handy geladen, Backup informiert, Getränk selbst bestellen, keine Dateien annehmen ohne Prüfung, keine Versprechen ohne Bedenkzeit, Treffen auf eine Stunde begrenzen, danach sofort Backup anrufen. Ergebnis: offen. Unterschrift: Mia. Darunter klebe ich einen goldenen Stern, den ich seit Jahren aufhebe, aus meinem alten Vorrat von zu Hause. Er sieht auf der neuen Seite ein wenig kindisch aus und genau richtig. Daneben schreibe ich Mamas Satz und Papas Satz als Kopfzeile für alles, was kommt.

Allein hingehen heißt nicht allein sein, denke ich, und greife zum Handy. Das ist der wichtigste Satz aus diesem ganzen Protokoll, und er stammt nicht von mir, sondern von uns. Ich fotografiere beide Mails und mein Protokoll, weil Sofia das so wollen wird, weil Papa das so wollen wird, weil ich das so will. Dann teile ich meinen Standort für morgen vorab mit Sofia, lade die Powerbank, lege Geld für das Café bereit. Ordnung hilft, auch wenn sie nichts erklärt. Das hat Papa einmal zu mir gesagt, als ich acht war

und Angst vor dem Ordner hatte, und es gilt noch immer.

Backup

In Hamburg ist es früh am Morgen, sechs Stunden vor Boston, und ich rechne kurz nach, weil ich niemanden wecken will, und wecke dann doch jemanden, weil Backup wichtiger ist als Höflichkeit. Ich rufe Sofia an. Sofia, sechzehn war sie, als sie zu uns kam, jetzt ist sie erwachsen, berät Familien, die so sind wie wir früher, und sagt Sätze wie „Man darf Fragen stellen, auch wenn sie wehtun“. Sie ist meine Schwester, nicht über Blut allein, sondern über Anker-Tisch und doppelt gefegte Ecken und gelbe Gummibärchen, die man teilt, wenn man dazugehören will, ohne es zu sagen. Sie hat mir beigebracht, wie man einen Raum betritt, ohne sich zu entschuldigen, und ich habe ihr beigebracht, wie man ein Protokoll führt, ohne sich zu verlieren. Das ist unser Handel, unausgesprochen, ewig.

Sie nimmt nach dem dritten Klingeln ab, schlaftrunken, aber sofort da. „Mia“, sagt sie, „was ist los“. Kein Fragezeichen in der Stimme, nur Aufmerksamkeit. Ich erzähle alles, kurz, ohne Schnörkel, mit Uhrzeiten und Wortlaut, wie Papa es mir beigebracht hat. Die Mail ohne Absender, meine drei Wörter, die Antwort mit dem Buchstaben. Ich lese ihr beide Mails vor, Wort für Wort, und sie unterbricht mich nicht, wie sie es in ihrem Beruf gelernt hat. Ich höre, wie sie sich aufsetzt, wie sie Wasser einschenkt, wie sie wach wird für mich. *Sie ist da, wirklich da*, denke ich, und mein Hals wird eng vor Dankbarkeit.

Stille auf der Leitung, Rauschen, sechs Stunden Entfernung und null Unterschied im Herzen. Dann sagt sie „Schick mir alles als Foto, Protokoll auch“, und ich sage „Mache ich“, und sie sagt „Gut, und jetzt hör zu“. Ich höre zu. Sie sagt „Du gehst hin, weil du so bist, und das ist richtig, aber du gehst klug“. Sie sagt „Öffentlich, mittags, Handy an, Standort teilen, Codewort, wenn du raus willst“. Sie sagt „Ich bin Backup, ich habe morgen keine Termine vor Mittag deiner Zeit, ich bleibe am Telefon in der Tasche, stumm, aber da“. Ich sage „Protokolliert“, und meine Stimme bricht ein wenig beim zweiten Wort, und sie tut so, als merke sie es nicht, was die liebevollste Form von Merken ist. Sie fragt nach der Adresse, ich nenne sie, sie wiederholt sie, ich bestätige, wie wir es früher bei Suppenrezepten gemacht haben. Sorgfalt als Liebe.

„Sofia“, sage ich leise, „was, wenn Papa recht hatte mit Angst haben“. Sie antwortet sofort, wach jetzt, klar „Dann hatte er recht mit Angst haben und trotzdem richtig mit Öffnen zusammen, ihr habt geöffnet, Mia, du warst dabei, morgen zehn Uhr alle, weißt du noch“. Ich nicke, obwohl sie es nicht sehen kann. „Weiß ich noch“, sage ich, „MORGEN 10 UHR ALLE, schief, fest“. Sie lacht kurz „Genau, und jetzt machen wir MORGEN 12 UHR BOSTON, gerade, fest“. Ich lache auch, zum ersten Mal seit dem Plopp, und es löst etwas in meiner Brust. Wir sprechen noch über Mama und Papa, ob ich sie jetzt wecken soll per Mail, und Sofia sagt „Ja, kurz und ehrlich, keine Dramatik, volle Info“, was genau mein Plan war und mich trotzdem beruhigt, weil doppelt hält besser.

Wir verabreden das Codewort. Es ist ein Wort aus un-

serer Küche, das niemand sonst versteht. Wir verabreden den Ablauf: Ich teile den Standort, sie bleibt in der Leitung, ich bestelle selbst, ich unterschreibe nichts, ich verspreche nichts, ich höre zu und schreibe auf. Nach dem Treffen rufe ich sofort an, egal wie es lief. Wenn ich das Codewort sage, ruft sie Hilfe, ohne zu diskutieren. „Bin da“, sagt sie zum Schluss, „immer“, und ich sage „Ich weiß“, und wir legen auf, weil manches nur gelingt, wenn man es nicht zerredet. Ich schicke ihr sofort die Fotos, sie antwortet mit „Erhalten, gut so, schlaf jetzt, ich wache für dich mit“, und ich weine ein wenig, weil Geschwisterliebe manchmal so direkt trifft wie Lea-Feuer.

Morgen-Protokoll

Ich sitze lange still nach dem Anruf. Draußen wird es hell über Boston, drinnen brennt noch das Licht über meinem Schreibtisch. Auf dem Tisch liegen mein Notizbuch offen, Mamas Zettel mit dem Satz über Menschen zuerst, das Foto vom Ponton, das ich aus dem Flur abfotografiert habe, bevor ich geflogen bin. Papa und Mama auf der Treppe, Sofia mit Limo am Anker-Tisch, Susi im Hintergrund mit Kreidetafel, auf der steht „Herz auf“. Ich sehe es an und denke *Ihr seid weit weg und ganz nah, das ist unsere Form von Ewigkeit, klein, praktisch, liebevoll*. Ich denke an Amir, der immer sagt „Beobachten ist Forschen“, an Ben mit seiner Regel über Mut als Anfang ohne Garantie, an Miriam mit ihrer klaren Art, an Jonas mit seiner Ruhe, an Lehmann mit seinem Brummen, das Zuneigung heißt. Alle sitzen irgendwie mit an meinem Schreibtisch, unsichtbar,

aber spürbar.

Dann schreibe ich meinen Eltern eine Mail, kurz, ehrlich, ohne die Nacht zu dramatisieren. Betreff: Protokoll läuft. Text: Ich habe eine Mail bekommen über Lissabon mit Bitte um Treffen morgen öffentlich mittags. Ich gehe hin mit Protokoll und Backup Sofia am Telefon. Keine Sorge, aber volle Info. Hypothese zuerst, keine schnellen Schlüsse. Ich liebe euch. Mia. Ich drücke auf Senden, bevor ich feige werde. Papa wird antworten „Gut, Hypothese zuerst, ruf an Tag und Nacht“, Mama wird schreiben „Menschen zuerst, Punkte danach, pass auf dich auf“, und beide werden wach liegen, das weiß ich, und trotzdem loslassen, das weiß ich auch. *Weitergeben heißt nicht weggeben, es heißt dazugeben*, hat Papa einmal geschrieben. Jetzt gibt er mir das Weitergehen dazu. Ich stelle mir vor, wie die dritte Stufe zu Hause knarrt, als wollte sie zurückgrüßen, und das beruhigt mich mehr als jede Statistik.

Ich packe meine Tasche für morgen: Notizbuch, Stift, Handy mit Powerbank, Wasser, Sternaufkleber für Mut. Ich lege mich hin, schlafe nicht, stehe wieder auf, schreibe noch einen Satz ins Protokoll: *Erstens zuhören, zweitens aufschreiben, drittens keine schnellen Schlüsse*. Darunter: Ziel nicht Auflösung heute, Ziel Anfang sauber. Darunter: Fragen, die ich stellen will, ohne zu drängen. Wer sind Sie für meine Familie. Was fehlt in unserer Erzählung. Warum jetzt. Warum ich. Ich lächle über mich selbst, weil das so nach Papa klingt und so nach mir. Dann schaue ich über die fremde Stadt, die jetzt meine Stadt werden soll, und sage leise in mein Zimmer „Morgen, Rafael, ich komme, aber ich komme als ich, mit Protokoll und Backup und

Feuer“. Draußen dämmt es, drinnen brennt mein Licht, und irgendwo, sechs Stunden weiter östlich, knarrt in einem Haus die dritte Stufe, als würde sie zurückgrüßen. Ich klebe einen zweiten Stern neben die Fragen, silbern diesmal, für Klarheit. *Offene Fragen stehen lassen, nicht verlieren*, denke ich zum Schluss, *aber hingehen, wenn sie rufen*. Dann lösche ich das Licht, lasse das Protokoll offen liegen, und Boston hält für mich die Stellung bis morgen um zwölf.

Fortsetzung in MIA HARTMANN Band 1: Das Lissabon-Protokoll.

Register und Dank

Ich bin Felix Hartmann, sechsundvierzig, Bioinformatiker, Ehemann, Vater, Nachfolger wider Willen und Protokollant aus Überzeugung. Zwölf Bände lang habe ich gemessen, was man nicht messen kann, und aufgeschrieben, was sonst verloren ginge. Dieses Register ist kein Lexikon, es ist ein Anker-Tisch in Papierform. Hypothese: Wer bleibt, gehört dazu. Methode: Namen, Orte und Witze sammeln, mit Herz, ohne Prozent. Ergebnis: siehe unten. *Man muss nichts beweisen, man muss nur bleiben*, das habe ich spät gelernt, aber gründlich. Lea hat Korrektur gelesen, Mia hat Sterne vergeben, Sofia hat die Stille geprüft, Amir hat übersetzt, Ben hat gezählt, Susi hat gesagt „Herz auf“, und damit gilt es.

Felix Hartmann

Ich erzähle diese Reihe, also beginne ich mit mir, sachlich, wie es sich gehört. Ich bin Bioinformatiker am UKE, Nachfolger von Prof. Lehmann in der Herz-Studie, Ehemann von Lea, Vater von Mia und Sofia, Mitbewohner von Amir und Ben in der WG Altona. Ich liebe Whiteboards, Listen mit Hypothese und Methode und Ergebnis, dritte Stufen, die knarren, und blaue Schalen für Schlüssel. Ich habe gelernt, dass Zittern ein Befund für Bedeutung ist und dass man Stille aushalten muss, nicht füllen. *Logic-*

first, heart-always, das steht nicht an meinem Whiteboard, aber es steht in meinem Leben.

- Kennzeichen: Whiteboard, Labor-Kittel mit Post-it, Zollstock in der Tasche, wenn Mia ihn mir gibt.
- Orte: WG Altona, UKE Labor, Ponton an der Hafenwirtschaft, Haus mit Ahorn in Eimsbüttel.
- Sätze: „Hypothese zuerst, keine schnellen Schlüsse.“, „Bleiben ist ein Verb.“, „Fünf Sterne, mit Tendenz zu mehr.“
- Weg: Von der Kennenlern-Liste über Boston-Verzicht und Lissabon-Öffnung bis zur Übergabe und zum Haus mit Garten.

Lea Hartmann-Sommer

Lea ist Notärztin, später Oberärztin, schnell auf dem Fahrrad, laut im Flur, leise am Bett, wenn es zählt. Sie klebt Post-its an Spiegel, Kaffeemaschinen und Stirnen, sie sagt „Herz auf“, wenn Susi es denkt, und „Benehmen, Hartmann“, wenn ich es brauche. Sie hat ein Jahr in Lissabon verbracht, das uns geprüft und getragen hat, sie hat Boston gewählt und Hamburg behalten, sie hat Sofia gewählt, bevor sie mich ganz verstand. Sie weint beim Ponton-Tanz und lacht bei Visiten, sie hält Hände fest, ohne zu messen. Sie ist *mein Korrektiv mit Herz*, denke ich, *mein schönster Fehler in jeder Statistik*.

- Kennzeichen: Post-its in rosa und gelb, Fahrrad im Flur, Oberärztin-Stempel als Kopie am Whiteboard.
- Orte: Notaufnahme, WG-Küche, Ponton, Haus mit zwei Balkonen und Blick auf den Ahorn.
- Sätze: „Du bist verheiratet. Benehmen!“, „Stille zu zweit ist leichter.“, „Hier ja.“
- Weg: Von der Frau mit Ultraschall in der Jacke bis zur Mutter von zwei Töchtern und zur Ärztin, die bleibt.

Mia Hartmann

Mia ist unsere Forscherin, erst acht, dann neunzehn in der Leseprobe, mit Notizbuch, Stift hinter dem Ohr und Sternen für alles. Sie führt Hypothesen über Opa-Heerden, misst Flure mit Zollstock, vergibt fünf Sterne für Pommes und zwei für Salat, aus Ehrlichkeit. Sie hat Heinrichs Taschentuch wie einen Orden genommen, sie hat Sofia als Schwester adoptiert, ohne Antrag, mit Gummibärchen. Sie schreibt Mails mit Betreff Erbe und Ps mit Kramer-Regeln, sie fragt, sie zählt, sie bleibt. *Sie ist mein Protokoll in klein, denke ich, nur mutiger und ehrlicher.*

- Kennzeichen: Forscherbuch, gelber Zollstock, Sternaufkleber, Opa-Tasche mit Pflaster und Traubenzucker.
- Orte: WG-Whiteboard, Ponton-Geländer mit Stein, Haus mit langem Flur für Rollversuche.

- Sätze: „Tag 3476, Ringe passen, Zeugen stehen, Papa zittert 2 von 5.“, „Erbe gleich Auftrag.“, „Man weiß nie.“
- Weg: Vom Kind mit Gummiball bis zur Studentin in Boston mit Lissabon-Protokoll und Backup Sofia.

Sofia

Sofia kam mit sechzehn zu uns, über Lissabon, über Lea, über ein Versprechen, das älter war als unser Streit. Sie ist still seit März, dann offen, dann stark, sie steht am Eingang, weil sie das gut kann, sie singt auf Portugiesisch, wenn man sie lässt. Sie wählte ihr Zimmer nur nach Fenster, zum Schreiben, zum Raussehen, sie hielt Mias Hand ohne Auftrag, sie fegte doppelt, wenn etwas wichtig war. Sie nennt mich Papa, weil sie will, nicht weil sie muss, und das ist der größte Satz der Reihe. *Sie ist angekommen, denke ich, nicht weil wir sie holten, sondern weil sie blieb.*

- Kennzeichen: Notizbuch zweisprachig, Kopfhörer um den Hals als Zeichen für gut, Bierdeckel-Orden als Leihgabe.
- Orte: Zimmer mit Elbblick und Ahorn, Eingang beim Ponton, Anker-Tisch zwischen Ben und Amir.
- Sätze: „Darf ich etwas auf Portugiesisch mitbringen?“, „Ich kann still.“, „Danke, dass ich wählen durfte.“
- Weg: Vom Gast mit Tasche bis zur Schwester mit Liste und zur Beraterin, die anderen Familien Mut macht.

Amir Haddad

Amir ist mein Mitbewohner, mein Übersetzer, mein Koch für alle Fälle, gläubig, liberal, ruhig, wenn es laut wird. Er sagt „Was Felix meint ist“, wenn ich es falsch sage, und „Was Ben meint ist“, wenn Ben es zu laut sagt, und beide Male stimmt es. Er kocht Suppe, wenn Worte nicht reichen, er lässt das Küchenlicht an, damit niemand im Dunkeln aufstehen muss, er schreibt Arabisch auf Bierdeckel und darunter Deutsch für uns. Er hat Fehler gemacht und aufgeräumt, er hat gewartet, er ist geblieben. *Er ist unser Herd, denke ich, im wörtlichen und im menschlichen Sinn.*

- Kennzeichen: Kochschürze, Tee immer bereit, ruhige Hand auf lauten Schultern.
- Orte: WG-Küche Altona, Labor-Nachtschicht, Hinterzimmer als stiller Helfer.
- Sätze: „Was Felix meint ist, dass sich nichts ändert und alles bleibt.“, „Übersetzung ist manchmal nur Deko. Bedeutung bleibt.“, „Beobachten ist Forschen.“
- Weg: Vom Mitbewohner mit Regeln bis zum Trauzeugen und zum Familienanker mit zwei Deckeln.

Ben Kramer

Ben ist mein bester Freund seit Studentagen, Marketing mit Herz, laut mit Methode, treu ohne Rechnung. Er erfindet Kramer-Regeln für alles, von Kühlschrank bis Hochzeit, er steht auf Stühlen für Reden, er zählt Striche auf Bierdeckeln, er bringt Pflanzen, die unkaputtbar heißen und es nicht sind. Er hat Angst zugegeben am Ponton, er hat Brot gebracht ohne Witz, er hat geschwiegen, als Schweigen die größte Achtung war. Er nennt Lea Sommer noch immer beim Mädchennamen, wenn er stolz ist, und mich Hartmann, wenn er gerührt ist. *Er ist unser Lärm mit Liebe, denke ich, unser Beweis, dass Treue laut sein darf.*

- Kennzeichen: Bierdeckel und Edding, gerahmte Regeln, Stuhl als Podest, Handy mit Memes als Trost.
- Orte: Anker-Tisch, Ponton-Tanzfläche, WG als Fahrer und Moral.
- Sätze: „Wer zuerst fragt, ist raus. Wer ungefragt da ist, bleibt.“, „Wer wächst, behält die Wurzeln. Und die Bar.“, „Ich komme morgen. Nur mit mir.“
- Weg: Vom Trauzeugen mit Pitch bis zum Trauzeugen mit Brot und zum Onkel mit Stern auf dem Schuh.

Miriam und Jonas

Miriam ist meine Schwester, Gynäkologin, sarkastisch und weich im Kern, mit Schwester-Diagnose in drei Sekunden und Schwester-Freigabe fürs Leben. Jonas ist ihr Mann, Lehrer, ruhig, treu, mit vier Sätzen für Genetik und einem Stuhl für jede Küche, die einen braucht. Miriam misst Ringe mit Band, sie regelt Heimfahrten mit Tee in Reichweite, sie sagt „Stabil“, wenn alle zittern. Jonas misst Türbreiten mit Schritten, er wartet draußen mit Kaffee, er sagt „Relevant, erreichbar, gemeinsam“, und meint ein Gedicht. Zusammen sind sie unsere Reserve, medizinisch und menschlich. *Sie halten, wenn wir wanken, denke ich, leise, exakt, immer.*

- Kennzeichen: Miriam mit Akte und Kuchen, Jonas mit Laptop und Geduld, beide mit Hand in Hand, wenn es zählt.
- Orte: Klinik Flur West, WG-Küche als Visite, Ponton mit Wasser für alle.
- Sätze: Miriam: „Schwester-Diagnose für Gold.“, „Er isst zu wenig, aber er will heim. Wir regeln das.“ Jonas: „Tremor bei Aufregung physiologisch.“, „Endpunkt erreicht. Relevant.“
- Weg: Von der Schwester mit Topf bis zur Schwester mit Segen, vom Fahrer mit Kisten bis zum Hüter der Datenbank.

Heinrich Hartmann

Heinrich ist unser Vater, abwesend und anwesend zugleich, zum Schluss da, das zählt. Er saß lieber, als zu liegen, weil Sitzen würdevoller ist, er erzählte vom Hafen, als Kräne noch anders klangen, er gab Mia ein Taschentuch mit Bügelfalte für wichtige Notizen. Er sagte „Verzeih mir in Raten“, und ich sagte „Ja, in Raten“, und das war das wahrste Ja seit Band zwei. Er wollte kurz, warm, keine Reden, lieber Kaffee danach, und wir hielten es, am Ponton, mit vierzehn Bechern. *Er hat aufgeräumt, bevor er ging*, dachte ich, *nicht aus Angst, sondern aus Anstand*.

- Kennzeichen: Taschentuch gefaltet, Buch mit Anstreichungen, Brille in der Hand, Decke über den Knien.
- Orte: Sessel am Fenster, Klinik mit Blick auf Hamburg, Elbe vom Ponton aus, nicht gestreut, nur geschaut.
- Sätze: „Man weiß nie.“, „Fenster sind wichtiger als Türen.“, „Kurz, warm, keine Reden über mich.“
- Weg: Vom Vater mit Unterschrift bis zum Opa mit Sternen, vom Brief im Kasten bis zum Schlüsselbund mit Auftrag.

Prof. Lehmann

Prof. Lehmann ist mein Mentor, brilliant, spöttisch, herzkrank, mit Hut, den er drinnen sofort abnimmt, wenn es

ernst wird. Er sagt „Hartmann“, und meint alles von „Reiß dich zusammen“ bis „Ich bin stolz“, er gibt Schlüssel für Schränke mit Fehlern darin und sagt „Lernen Sie daraus“. Er kam allein zur Kapelle und setzte sich zu uns, nicht an den Rand, er legte mir die Hand auf die Schulter, schwer, warm, ohne Eile. Er übergab Studie, Lehre und Ärger, mit den Worten „Machen Sie es besser“, und hielt mir die Tür auf, was er nie tut. *Strenge war seine Form von Zuneigung, denke ich, Übergabe seine Form von Bleiben.*

- Kennzeichen: Hut, Stock, schmaler Ordner mit drei offenen Fällen, Handschrift fotografiert als Nachricht.
- Orte: Büro mit zwei Stühlen, Labor-Whiteboard, Ponton-Rand mit Aufstehplatz ohne Blicke.
- Sätze: „Lesen Sie alles, glauben Sie die Hälfte, machen Sie es besser.“, „Sie machen das gut. Bleiben Sie so.“, „Montag. Pünktlich.“
- Weg: Vom Prüfer mit Tabelle bis zum Vater im Geiste mit Schlüssel und mit Segen ohne Worte.

Susi

Susi führt die Hafenwirtschaft mit Ponton, Hinterzimmer und Anker-Tisch, trocken, schnell, mit Herz unter der Schürze. Sie sagt „Küche zu 20:30. Herz auf“, und damit ist alles gesagt, von Bestellung bis Segen. Sie stellt Limo hin ohne Bestellung, sie zählt Becher wie Ben, sie lässt

Post-its hängen, obwohl Anfassen verboten ist. Sie gab uns zwei Bierdeckel, einen fürs Feiern, einen fürs Arbeiten, sie sammelte vierzehn Becher ein und sagte „Vollzählig“. Sie ist unsere *Hafenmeisterin*, denke ich, ohne sie wären wir nur Gäste.

- Kennzeichen: Schürze, hochgesteckte Haare bei Festen, Kreidetafel, Thermoskannen ohne Auftrag.
- Orte: Ponton mit Wind von West, Hinterzimmer mit „Hier ja.“, Anker-Tisch mit Strichliste.
- Sätze: „Damit ihr nicht verloren geht.“, „Hinterzimmer ist immer frei. Für Familie.“, „Anker-Tisch bleibt. Auch ohne Heinrich.“
- Weg: Von der Wirtin mit Schild bis zur Familie mit Korb und Putzzeug und mit Stern auf Deckel.

Jens, Katja und Aydin

Jens, Katja und Aydin sind unsere Freunde am Rand mit Mitte, kurz, herzlich, immer da, wenn es zählt. Jens misst Stuhlreihen mit Schritten, Katja weint zuerst und braucht Platz mit Blick aufs Wasser, Aydin beobachtet und merkt sich alles, ohne zu fotografieren. Sie kamen zur Kapelle und standen am Rand, sie hielten Becher mit beiden Händen, sie schickten Karten mit Elbe-Foto und dem Satz „Fürs neue Haus. Kommen zum Streichen.“ Aydin sagte zu Sofia „Eingang ist wichtig. Du machst das gut.“,

und Sofia wuchs einen Zentimeter, sichtbar. *Sie sind unser Chor, denke ich, leise, aber vollzählig.*

- Kennzeichen: Jens mit Maß in Schritten, Katja mit Umar-mung kurz und fest, Aydin mit Foto im Kopf und Ponton-Tanz als Abzug.
- Orte: Ponton hinten mit Wassersicht, Hinterzimmer kurz auf dem Weg, neues Haus bald mit Farbe.
- Sätze: „Passt. Vierzehn, plus Puffer.“, „Klein ist richtig“, „Eingang ist wichtig.“
- Weg: Von Gästen mit Abstand bis zu Familie mit Pflanze und mit Trauzeugen-Ersatz im Herzen.

Inês und Rafael, nur referenziert

Inês und Rafael gehören zu Lissabon, also zu Leas Jahr mit Licht, Tram und zwei Kaffees, und sie werden hier nur genannt, nicht erzählt. Inês steht für eine Freundschaft aus jener Zeit, kurz erwähnt, ohne Adresse, ohne Auftritt, weil manches privat bleiben muss, auch in zwölf Bänden. Rafael steht für den Ex mit Lachen auf einem Foto, für Eifersucht mit schlechten Manieren und für die Frage, ob man der Vergangenheit trauen kann. Wir haben den Ord-ner zusammen geöffnet, alle, die dazugehören, an einem Sonntag um zehn, mit Suppe danach, und das genügt als Ergebnis. *Manches klärt man, indem man es benennt und dann lässt, denke ich, nicht alles braucht einen Auftritt.*

- Kennzeichen: Foto mit Roller und Datum, Mailbox mit Satz über Nichterreichbarkeit, Ordner mit Aufschrift zum Nichtöffnen.
- Orte: Lissabon als Stadt, nicht als Bühne, Flur-Foto bei uns, kein neuer Schauplatz.
- Sätze: Lea: „Ich habe Fehler gemacht, aber ich habe dich nicht betrogen.“, Felix: „Ich glaube dir. Hundert. Als Übung.“, Mia später: „Frag Rafael.“, als Anfang ihrer Reihe.
- Weg: Von der Stille, die wir aushalten mussten, bis zum Gespräch, das wir führten, ehrlich, soweit wir konnten.

Ortsregister

Orte entscheiden mit, das haben wir in Eimsbüttel gelernt. Hier stehen die vier, ohne die es diese Reihe nicht gäbe, mit Koordinaten aus Herz, nicht aus Karte. Hypothese: Räume halten, was Menschen versprechen. Methode: Hingehen, sitzen, bleiben. Ergebnis: vier Anker, alle mit Wind. *Wer fragt, wo wir sind, denke ich, der muss nur diese vier nennen.*

WG Altona

Die WG Altona ist Büro, Küche, Whiteboard und Bar-Nebenraum in einem, Beschluss einstimmig. Mein Zimmer

wird Arbeitszimmer mit Rechner, Amirs Küche bleibt Küche mit Regeln, das Whiteboard trägt Handschriften übereinander. Hier wurde gestritten über Überschriften wie „Familie Hartmann-Sommer, Regeln 2.0“, hier wurde gefrühstückt zu spät und zu laut, hier klebte Lea Post-its an Spiegel und Stirn. Hier lernte Sofia still sein und laut lachen, hier maß Mia Flure für Rollversuche, hier ließ Amir das Licht an. *Hier fängt alles an, denke ich, und hier bleibt alles offen.*

- Adresse im Herzen: Küche mit Linie „Wer misst, spült.“, Whiteboard mit „Beides. Jetzt Frühstück.“, Balkon mit Kräutern von Susi.
- Szenen: Ringe zur Ansicht, Trauzeugen auf Stühlen, Gelübde-Faksimile in der Schublade, Taschentücher auf dem Bord.
- Regel: Die WG bleibt. Als Büro. Und als Familie in anderer Form.

UKE

Das UKE ist Labor, Flur West mit zu weißem Licht, Übergabe-Liste mit dreihundert Patienten und Ethikvotum in Kopie. Hier sagte Lehmann „Ordentlich. Weiter so.“, was ein Ritterschlag ist, hier erklärte Jonas die Genetik-Pipeline in vier Sätzen, hier schrieb Miriam „Zwei Stunden pro Woche. Mehr nicht.“ Hier lernte ich messen, hier lernte ich abgeben, hier bekam ich den Schlüssel für

den Schrank mit Fehlern. Hier liegt mein Kittel mit Leas Post-it „Nicht nur messen, auch mittags essen.“, das ich am Monitor aufbewahre. *Arbeit ist hier kein Gegensatz zu Familie, denke ich, sondern ihre Fortsetzung mit anderen Mitteln.*

- Adresse im Herzen: Labor mit Pipette, Büro mit zwei Stühlen, Flur mit quietschenden Schuhen.
- Szenen: Herz-Studie in zweiter Generation, drei offene Fälle mit Jonas geklärt, Visite geübt mit Stempel.
- Regel: Zuerst hören, dann rechnen. Lesen, die Hälfte glauben, besser machen.

Hafenwirtschaft mit Ponton und Hinterzimmer

Die Hafenwirtschaft ist unser Wohnzimmer am Wasser, mit Susi, Anker-Tisch, Ponton und Hinterzimmer für alles, was klein und gut sein soll. Küche zu 20:30, Herz auf, Wind von West, Stühle vierzehn plus Puffer zwei, Tischordnung nach Familie, nicht nach Rang. Hier wurde geheiratet im Herzen, hier wurde getrauert mit Kaffee, hier wurde geplant mit Post-its, obwohl Anfassen verboten ist. Hier liegt das Post-it „Hier ja.“, heimlich geklebt, gesegnet durch Schweigen, hier liegt der Bierdeckel „Heinrich. Anker-Tisch. Für immer.“, schwer vom Kaffee-Rand. *Wer hier sitzt, denke ich, der gehört dazu, ob er bestellt oder nicht.*

- Adresse im Herzen: Anker-Tisch mit Strichliste, Ponton mit Lichterkette, Hinterzimmer mit Plan vom Wind.
- Szenen: Hochzeit mit vierzehn Menschen und Möwen, Beerdigung mit vierzehn Bechern und Stille, Alltag mit „20:30 bleibt“ als Ehevertrag.
- Regel: Wer bis halb neun nicht bestellt hat, bekommt, was übrig ist. Wer bleibt, bekommt alles.

Tivoli

Das Tivoli ist unser Kino mit roten Sesseln, Popcorn für alle, sechs Karten in einer Reihe, wenn wir vollzählig sind. Hier sahen wir die Heiße Ecke, hielten uns fest, als wäre das Stück über uns, hier lachte Sofia zum ersten Mal laut im Dunkeln. Hier übte Ben Reden mit drei Sätzen und Stille, hier klebte Lea mir ein Post-it aufs Revers mit dem Wort „Stolz“. Hier weinten wir fast, maßen Feuchtigkeit im Auge und nannten es Kreislauf vor dem Ja. *Im Dunkeln sieht man heller, denke ich, weil man nebeneinander sitzt.*

- Adresse im Herzen: Reihe mit Popcorn, Bühne mit Licht, Foyer mit Jacken bei Jonas.
- Szenen: Junggesellenabschied mit Gesang, Familienabend mit Lachen, Heiße Ecke in sechs Auftritten, siehe unten.
- Regel: Wer Listen führt, bekommt einen Orden. Aus Bierdeckel. Mit Stern.

Running-Gag-Register

Ein Running-Gag ist bei uns kein Witz, es ist ein Wiedersehen. Hypothese: Was wiederkehrt, trägt. Methode: Zählen, kleben, übersetzen. Ergebnis: fünf treue Begleiter. *Ohne sie wären wir nur Handlung, denke ich, mit ihnen sind wir Familie.*

Sterne

Mia vergibt Sterne für alles, von Suppe bis Schlafmangel, von Pommes bis Zittern, mit Maß und Herz. Fünf Sterne für Pommes, vier für Fisch, zwei für Salat, sorry Mama, so steht es im Protokoll von Eimsbüttel. Zwei Sterne Abzug für unwissenschaftliches Kramer-Maß, fünf Sterne für „Frühstück mit Baum“, vier Sterne für Nichts am Sonntag, absichtlich. Beispiel: „Tag 3476, Ringe passen, Zeugen stehen, Papa zittert 2 von 5.“, mit zwei Ringen daneben, einer mit Stern, einer mit Herz. *Sterne sind bei uns keine Wertung, denke ich, sondern eine Währung für Liebe.*

- Gebrauch: Forscherbuch, Whiteboard-Bord, Bierdeckel, Bens Schuh, wenn kein Platz mehr frei ist.
- Skala: Eins bis fünf, mit Tendenz, mit Herz, mit Datum und Uhrzeit.
- Merksatz: Wer misst, vergibt Sterne. Wer liebt, zählt nicht nach.

Kramer-Regeln

Ben erfindet Regeln, Amir übersetzt sie, Mia protokolliert sie, Susi nickt sie ab, wenn sie gut sind. Nr. 5: Bei Besichtigungen immer so tun, als hätte man drei andere Optionen. Nr. 31: Über zwanzig ist Kongress. Hochzeit Nr. 1: Wer zuerst fragt, ist raus. Wer ungefragt da ist, bleibt. Beispiel aus diesem Band, gerahmt als Druck: „Wer heiratet, braucht einen Stuhl, der nicht wackelt.“, dazu Nr. 48: „Wer wächst, behält die Wurzeln. Und die Bar.“ *Regeln sind bei Ben keine Gesetze, denke ich, sondern Liebesbriefe in laut.*

- Gebrauch: Bierdeckel, Whiteboard, gerahmter Druck, Rede vom Stuhl herab.
- Ton: Feierlich, mit doppelter Unterstreichung, mit Strichliste darunter.
- Merksatz: Wer für alle Fälle plant, liebt richtig. Wer Stille füllt, übt noch.

Übersetzungen von Amir

Amir sagt „Was Felix meint ist“, wenn ich zu genau bin, und „Was Ben meint ist“, wenn Ben zu laut ist, und „Was Susi meint ist Lob“, wenn Susi schnaubt. Er übersetzt Angst in Analyse, Lärm in Liebe, Schweigen in Naht, nicht in Bruch. Beispiel aus der Küche: „Was Felix meint ist, dass sich nichts ändert und alles bleibt.“, zu Sofia gesagt, von

Sofia verstanden als „Typisch Felix.“, was stimmt. Zweites Beispiel, auf Bierdeckel: „Für Felix und Lea, die endlich ankommen.“, darunter auf Deutsch, darüber auf Arabisch, Bedeutung bleibt. *Übersetzen heißt bei ihm nicht erklären, denke ich, sondern halten, bis es ankommt.*

- Gebrauch: WG-Küche, Ponton, Labor, Hinterzimmer, überall, wo Herzen schneller sind als Sätze.
- Ton: Ruhig, leise, mit Hand auf Schulter, ohne Eile.
- Merksatz: Übersetzung ist manchmal nur Deko. Bedeutung bleibt. Menschen zuerst, Punkte danach.

Bierdeckel

Bierdeckel sind bei uns Papier, Protokoll und Orden zugleich, Susi liefert sie, Ben bemalt sie, Mia bewertet sie. Deckel eins: „Ja“ und „Ja“ mit zwei Kreisen als Strichliste für Gäste, wer daneben malt, zahlt Sekt. Deckel zwei: „Verheiratet. Benehmen. 20:30.“, mit fünf Sternen von Mia und Anker von Sofia. Beispiel aus der Trauer: „Heinrich. Anker-Tisch. Für immer.“, auf das Geländer gelegt, vom Wind nicht mitgenommen, schwer vom Kaffee-Rand. *Was auf Deckel steht, denke ich, das gilt, weil es alle gesehen haben.*

- Gebrauch: Anker-Tisch, Ponton-Geländer, Whiteboard-Bord, Hosentasche für Notfälle.
- Sorten: Strichliste, Plan, Orden, Platzhalter für Segen.

- Merksatz: Ein Deckel hinter Glas ist voll, ein neuer ist halb voll. Herz auf.

Post-its

Lea klebt Post-its, ich sammle sie, Mia zählt sie, Sofia liest sie zweimal. Am Spiegel: „Du bist verheiratet. Benehmen!“, an der Kaffeemaschine: „Nicht entkalken, nur lieben.“, an meiner Stirn: „Aufwachen, Ehemann.“ Beispiel aus dem Hinterzimmer, heimlich, rosa, schief: „Hier ja.“, von Susi gesehen, nichts gesagt, hängen gelassen, das ist ein Segen. Zweites Beispiel, gelb, in der Mitte: Stille aushalten, als wichtigster Posten, von Sofia und Lea geteilt. *Chaos ist das nicht, denke ich, das ist Archiv.*

- Gebrauch: Spiegel, Kühlschrank, Monitor, Whiteboard, Schlüsselbund, Stirn um sechs Uhr morgens.
- Farben: Rosa für Liebe, gelb für Wichtiges, grün für Pläne mit Herz.
- Merksatz: Wer klebt, bleibt. Wer sammelt, datiert. Wer liest, versteht.

Heiße Ecke in sechs Auftritten

Die Heiße Ecke im Tivoli ist unser Stück, unser Maß für laut und leise, für Halten und Lachen. Wir waren sechsmal

dort, als Familie, als Paar, als Freunde, und jedes Mal war es anders und gleich. Hypothese: Man muss nicht mitsingen, um dazuzugehören. Methode: Hingehen, sitzen, Hand halten. Ergebnis: sechs Sterne, einer pro Besuch. *Manche Lieder braucht man nicht zu können, denke ich, man muss sie nur gemeinsam hören.*

- Nr. 1: Junggesellenabschied mit Ben, schief und laut, Amir filmt diskret, Jonas hält die Jacken, Miriam hält die Reden kurz.
- Nr. 2: Mit Lea nach dem Lissabon-Foto, Hand in Hand, als wäre das Stück über uns, Susi fragt danach „Ihr bleibt, oder“, wir bleiben.
- Nr. 3: Als Großfamilie mit sechs Karten, Popcorn für alle, Sofia lacht zum ersten Mal laut im Dunkeln, mehr wert als Applaus.
- Nr. 4: Nach Boston-Entscheidung, mit Tabellen im Kopf und Herz auf dem Ponton, Lea sagt „Frag dein Herz, du Rechner“, ich frage.
- Nr. 5: Mit Mia und Forscherbuch, Sterne für Lautstärke, Ben übt Stille, Amir übersetzt Lieder, Susi hält den Tisch frei.
- Nr. 6: Zum Schluss als Paar, verheiratet, mit Zahnbecher und Stempel in der Tasche, wir halten uns fest, ohne zu zählen, mit Blick auf alles.

Dank des Autors

Ich danke Hamburg für Elbe, Wind und dritte Stufen, die knarren, wenn man heimkommt. Ich danke den Lesenden, die zwölf Bände blieben, die Sterne vergeben und Post-its nicht abgerissen haben. Ich danke meiner Familie für Geduld mit Listen und für Sätze, die besser sind als meine. Felix, Lea, Mia, Sofia, Amir, Ben, Miriam, Jonas, Heinrich, Lehmann und Susi gehören euch jetzt auch, passt gut auf sie auf. Bleibt, fragt nach, haltet Hände, esst gemeinsam, Herz auf. Euer Knut.

ALLES AUSSER PLANBAR · BAND 12

Der Ordner LISSABON/2026 enthält die volle Wahrheit: Mutter finanzierte über Stiftung/Treuhand (Lehmann) Leas Stipendium für das gemeinsame Jahr mit Inês, Lea schwieg aus Scham, nicht aus Kalkül. Felix und Lea öffnen alles – und heiraten endlich (klein, Hafenwirtschaft Hinterzimmer Ponton, mit allen + After-Show Heiße Ecke Nr. 6 im Schmidts Tivoli).

ISBN 978-3-XXXXX-XXX-X